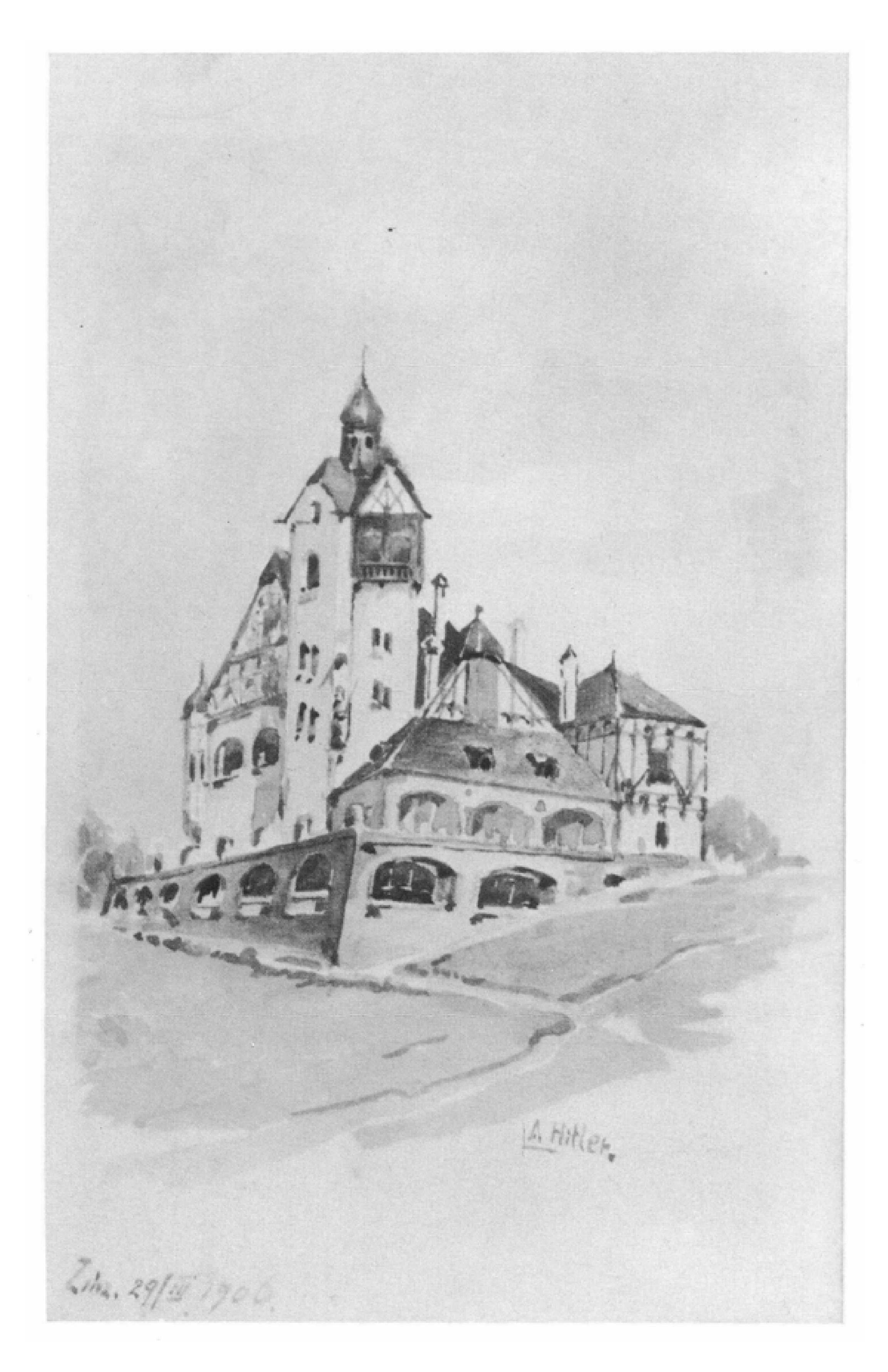
AUGUST KUBIZEK

Adolf Hitler mein Jugendfreund

SONDERAUSGABE

Ein authentisches Dokument mit neuen Bildern

LEOPOLD STOCKER VERLAG



Ein Aquarell Hitlers aus dem Jahre 1906.

KUBIZEK - ADOLF HITLER - MEIN JUGENDFREUND

AUGUST KUBIZEK

ADOLF HITLER
MEIN JUGENDFREUND

UNGEKÜRZTE SONDERAUSGABE

LEOPOLD STOCKER VERLAG
GRAZ - STUTTGART

Umschlaggestaltung: Paul Mangold

Hinweis:
Dieses Buch wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.
Die zum Schutz vor Verschmutzung verwendete Einschweißfolie ist aus Polyethylen chlor- und schwefelfrei hergestellt. Diese umweltfreundliche Folie verhält sich grundwasserneutral, verbrennt in Müllverbrennungsanlagen völlig ungiftig und ist voll recyclingfähig.

ISBN 3-7020-0971-X

Gesamtherstellung: Druckerei Theiss GmbH, A-9431 St. Stefan

VORWORT

Im Jahre 1951 wurde unser Verlag auf den damals 62jährigen Stadtamtsleiter von Eferding in Oberösterreich und vormaligen Theaterkapellmeister August Kubizek aufmerksam gemacht, der in seiner Jugendzeit einige Jahre mit Hitler in engstem Kontakt gestanden hatte. Daß einer Aussage Kubizeks große Bedeutung für die Geschichtsschreibung über den Diktator zukommen mußte, lag schon deshalb auf der Hand, weil er einerseits der einzige Jugendfreund Hitlers gewesen ist und andererseits gerade die Erlebnisse in der Entwicklungszeit das Wesen des Menschen in hohem Maße beeinflussen. Zudem gewinnen die Grundzüge des Charakters in diesem Lebensstadium die erste zarte Kontur. Und nach diesen Grundzügen müssen die Forscher suchen, wenn sie Hitlers späteres Wirken als Politiker und Staatsmann erklären wollen.

Aus dieser Einsicht bat der Verlag August Kubizek, zur Feder zu greifen und nach bestem Wissen die ferne Zeit schriftlich einzufangen. Oberstes Gebot sollte für ihn die Wahrheit und nur diese sein, ihr allein hatte er zu dienen.

Charakterlich konnte Kubizek voll vertraut werden. Er war ein Idealist, der alle Angebote Hitlers nach 1938, als Stadtamtsleiter auszuscheiden und ins Musikleben an führender Stelle zurückzukehren, höflich, aber entschieden abgelehnt hatte. Als aber Hitlers Stern zu sinken begann, trat Kubizek, der dem Nationalsozialismus innerlich fernstand, der Partei bei, weil er seine Treue zum Jugendfreund vor allem in schweren Zeiten unter Beweis stellen wollte.

Nach reiflicher Überlegung und Selbstprüfung verfaßte Kubizek das Manuskript, das 1953 als Buch erschien und ungeheures Aufsehen erregte. Es wurde in mehrere Sprachen übersetzt (Englisch, Französisch, Spanisch und eine amerikanische Lizenzausgabe), auszugsweise in der Weltpresse nachgedruckt und in der Folgezeit von den Historikern stark in Anspruch genommen. Als Kubizek am 23. Oktober 1956 starb, hatte sich seine Darstellung international durchgesetzt.

Die in manchen Publikationen geäußerte Behauptung, daß zwischen dem Autor August Kubizek und dem „Hauptarchiv der NSDAP" im Jahre 1938 „Richtlinien" für eine Niederschrift seiner Erinnerungen vereinbart worden sein sollen, entspricht nicht den tatsächlichen Gegebenheiten.

Dem Verlag ist eine Vereinbarung zwischen Kubizek und dem Hauptarchiv

nicht bekannt geworden, die Witwe nach Kubizek schreibt uns dazu, daß ihr Mann nie im Hauptarchiv in München gewesen sei. Außerdem bedeutet der Hinweis auf einen Auftrag noch keineswegs, daß Kubizek schon damals seine Erinnerungen fixierte. Weitaus entscheidender ist noch, daß das Wesen Kubizeks sich keineswegs dafür eignete, nach „Richtlinien“ zu schreiben. Auf Seite 294 des Buches betont er ausdrücklich, daß er bei der Niederschrift „von niemandem beeinflußt oder beauftragt” worden sei.

Da der Autor nicht mehr lebt und seine Aussagen dokumentarischen Wert besitzen, versteht es sich von selbst, daß die vorliegende Auflage gegenüber den früheren unverändert geblieben ist.

Juni 1966 Leopold Stocker Verlag

ZUR 4. AUFLAGE

In Anbetracht des anhaltenden bedeutenden Interesses auch bei Wissenschaft, Forschung und insbesondere Publizistik, die das vorliegende Werk als authentische Grundlage ausführlichst, so z. B. in den letzten Publikationen von H. Joachim Fest, Werner Maser und Robert Payne, zitieren und als Drehbuchvorlage für die Fernsehfilmproduktion des ORF und ZDF „Ein junger Mann aus dem Innviertel” verwenden, entschloß sich der Verlag zu einer vierten Auflage. Diese konnte überdies mit neuem Bildmaterial, das freundlicherweise von der Witwe des Autors zur Verfügung gestellt wurde, ergänzt werden.

Februar 1975 Leopold Stocker Verlag

ENTSCHLUSS UND RECHTFERTIGUNG

Der Entschluß, meine Jugenderinnerungen an Adolf Hitler niederzuschreiben, fällt mir schwer; denn die Gefahr, mißverstanden zu werden, ist groß. Aber die sechzehn Monate amerikanischer Haft, die ich im Jahre 1945 als Siebenundfünfzigjähriger über mich ergehen lassen mußte, haben meine an sich nicht sehr widerstandsfähige Gesundheit erschüttert. So muß ich die Tage, die mir noch gegönnt sind, nützen.

In den Jahren 1904 bis 1908 habe ich als einziger und ausschließlicher Freund an der Seite Adolf Hitlers gelebt, erst in Linz, dann in Wien, wo wir gemeinsam in einem Zimmer wohnten. Obwohl es sich um jene Jahre der Entwicklung handelte, in denen sich das Wesen eines Menschen allmählich ausprägt, ist über diesen aufschlußreichen Abschnitt im Leben Adolf Hitlers nur wenig bekanntgeworden, und auch dieses wenige ist nicht immer richtig. Auch Hitler selbst hat sich, was diese Zeitspanne betrifft, mit einigen ziemlich flüchtigen Bemerkungen begnügt. So nehme ich an, daß meine Ausführungen dazu beitragen können, das Bild, das sich die Zeit von Adolf Hitler macht, zu klären, einerlei von welchem Standpunkt aus man es betrachten mag. Oberster Grundsatz ist hierbei: Ich will bei der Niederschrift dieser Jugenderinnerungen nichts dazutun, aber auch nichts verschweigen. Ich will nur sagen: So war es.

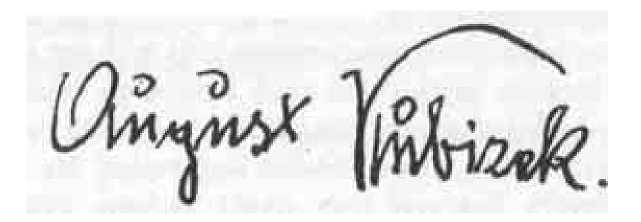
Deshalb möchte ich auch keineswegs erleben, daß das Buch in die übliche Enthüllungsliteratur über Hitler eingereiht wird. Ich habe daher mit der Veröffentlichung dieses Buches zugewartet, bis sich diese Art von Literatur leergelaufen hat und man damit rechnen kann, von anständigen und sachlich denkenden Menschen ernst genommen zu werden, wenn man ein Buch über Adolf Hitler veröffentlicht. Es wäre falsch, in diese gemeinsamen Jugenderlebnisse Gedanken und Auffassungen hineinzutragen, die für spätere Lebensabschnitte Hitlers typisch sind. Ich habe mich daher von dieser Gefahr mit peinlicher Sorgfalt ferngehalten und meine Erinnerungen ganz aus der damaligen Zeit heraus niedergeschrieben, nicht anders, als wäre dieser Adolf Hitler, mit dem ich so innige Freundschaft geschlossen hatte, zeitlebens ein Unbekannter geblieben oder im Weltkrieg gefallen.

Ich bin mir der eminenten Schwierigkeiten meines Vorhabens, Geschehnisse, die mehr als vierzig Jahre zurückliegen, festzuhalten und

niederzuschreiben, voll bewußt. Aber meine Freundschaft zu Adolf Hitler trug von Anfang an den Stempel des Ungewöhnlichen an sich, so daß sich Einzelheiten fester eingeprägt haben, als dies bei gleichgültigen Beziehungen der Fall ist. Außerdem aber fühlte ich mich Adolf Hitler zu größter Dankbarkeit verpflichtet, weil es ihm gelungen war, meinen Vater davon zu überzeugen, daß ich vermöge meiner besonderen musikalischen Begabung nicht in die Werkstätte gehöre, sondern auf das Konservatorium. Diese für mein ganzes Leben entscheidende Wendung, die der damals achtzehnjährige Hitler gegen die Widerstände meiner Umgebung durchzusetzen vermochte, gab unserer Freundschaft in meinen Augen eine höhere Weihe. Auch deshalb blieb mir so viel davon in Erinnerung. Dazu kommt, daß ich, Gott sei Dank, über ein ausgezeichnetes Gedächtnis verfüge, das allerdings vorwiegend akustisch gerichtet ist. Eine große Hilfe bei der Niederschrift des Buches bedeuteten für mich einerseits die erhalten gebliebenen Briefe, Postkarten und Zeichnungen, die ich von meinem Freunde erhielt, anderseits meine eigenen Notizen, die ich mir schon vor langer Zeit angelegt hatte.

Wenn unser Volk sein so schwer getroffenes Selbstvertrauen zurückgewinnen will, muß es diesen so opfervollen Abschnitt seiner Geschichte aus sich selbst heraus, das bedeutet, ohne Nötigung von außen her, überwinden. Dies aber kann nicht durch Enthüllungen und einseitige Verurteilungen, sondern lediglich durch eine sachliche, gerechte und daher wirklich überzeugende Darstellung der geschichtlichen Tatbestände geschehen. Dazu hoffe ich im bescheidenen Rahmen dieses Buches einiges beizutragen.

Eferding, im August 1953



I

JUGENDFREUNDSCHAFT IN LINZ

ERSTE BEGEGNUNG

Am 3. August 1888 wurde ich in Linz geboren.

Mein Vater war Tapezierer, mein Großvater Tischler. Die Großmutter stammte vom Lande, sie war eine Gillhofer aus Peuerbach. Meine Mutter war die Tochter eines Hufschmiedes, der in den Jahren, in denen die Pferdeeisenbahn Linz—Budweis gebaut wurde, in die Stadt gewandert war. Er war mit einer Bauerntochter aus Rosenberg verheiratet. Durch diese kamen Leute aus der Heimat Adalbert Stifters in unsere Verwandtschaft. Meine Mutter hatte viel von der Eigenart einer Böhmerwälderin an sich.

Ehe sich mein Vater verheiratete, war er als Tapezierergehilfe bei der Linzer Möbelfirma Müller und Sohn in der Bethlehemstraße beschäftigt. Zu Mittag aß er in der kleinen Ausspeiserei in der Bischofsstraße, die heute noch besteht. Hier lernte er meine Mutter kennen, die in diesem Lokal, in dem es keinen Trinkzwang gab, als Speisenträgerin beschäftigt war. Die beiden fanden aneinander Gefallen. Im Juli 1887 schlossen sie die Ehe.

Zunächst fand das junge Paar in der Wohnung der Eltern meiner Mutter, Hafnerstraße 35, Aufnahme. Der Lohn meines Vaters war gering, die Arbeit anstrengend. Meine Mutter befand sich in gesegneten Umständen und hatte ihre Stellung aufgegeben. So wurde ich unter traurigen Umständen geboren. Ein Jahr später wurde meine Schwester Maria geboren, die jedoch im zartesten Kindesalter starb. Wieder ein Jahr später kam Therese zur Welt. Sie starb im Alter von vier Jahren. Meine dritte Schwester, Karoline, erkrankte schwer, siechte einige Zeit dahin und starb, als sie acht Jahre alt war. Der Schmerz meiner Mutter war nicht zu fassen. Zeit ihres Lebens litt sie unter der Vorstellung, auch mich verlieren zu müssen. Von ihren vier Kindern war ich ja als das einzige am Leben geblieben. So blieb alle Liebe der Mutter an mir hängen.

Eine merkwürdige Parallele in unseren Schicksalen zeigte sich hier. Auch die Mutter Hitlers hatte drei Kinder durch den Tod verloren, Gustav, Ida und Otto. Adolf war gleichfalls lange Zeit das einzige Kind seiner Mutter, das am Leben geblieben war. Auch Edmund, der fünf Jahre nach Adolf geboren war, starb im Alter von sechs Jahren. Nur Paula, die sieben Jahre jüngere Schwester Hitlers, blieb am Leben. Im Wesen beider Mütter lag sehr viel Gemeinsames. Und auch Adolf und ich, wenn wir auch in jugendlicher

Überheblichkeit von unseren verstorbenen Geschwistern kaum besonderes Aufheben machten, fühlten uns doch gewissermaßen als vom Schicksal ausgezeichnet, sozusagen als Überlebende einer sehr gefährdeten Sippe, denen damit eine besondere Verpflichtung zukam. Daß Adolf mich mitunter, sicherlich unbewußt, statt August Gustav nannte — auch eine an mich geschriebene Karte zeigt in der Adresse diesen Vornamen, den sein erster verstorbener Bruder getragen hatte —, hing vielleicht mit der gebräuchlichen Kurzform Gustl zusammen, vielleicht aber wollte er seiner Mutter Freude machen, wenn er auf mich, der ich wie ein Sohn in der Familie Hitler aufgenommen wurde, diesen Namen übertrug. Ich kann mich im einzelnen nicht daran erinnern.

Inzwischen hatte sich mein Vater selbständig gemacht und im Hause Klammstraße 9 einen Tapeziererbetrieb eröffnet. Das alte, etwas vierschrötig plumpe Baernreitherhaus, das die Zeiten unverändert überdauert hat, wurde nun die Stätte meiner Kindheit und Jugend. Ich muß die Vorgänge und Erlebnisse jener Zeit, obwohl sie an sich ganz unbedeutend sind, genauer schildern, um die Atmosphäre hervorzurufen, in der sich meine Jugendfreundschaft mit Adolf Hitler vollzog. Die enge, düstere Klammstraße, in der vorübergehend auch der Dichter Adam Müller-Guttenbrunn wohnte, sah im Vergleich mit der breiten, hellen, durch Rasenflächen und Baumanlagen belebten Promenade, deren Fortsetzung sie bildet, etwas dürftig aus.

Sicherlich waren am frühen Tode meiner Schwestern auch die ungesunden Wohnverhältnisse schuld. Dies wurde im Baernreitherhaus anders. Ebenerdig lag jetzt die Werkstätte, im ersten Stock die aus zwei Zimmern und einer Küche bestehende Wohnung. Aber mein Vater kam jetzt kaum aus wirtschaftlichen Sorgen heraus. Das Geschäft ging schlecht. Mehr als einmal war er nahe daran, den Betrieb zu schließen und wieder als Arbeiter in die Möbelfabrik einzutreten. Doch jedesmal wurde er noch im letzten Augenblick der Schwierigkeiten Herr.

Ich kam zur Schule, eine recht unerfreuliche Angelegenheit. Meine gute Mutter weinte über die schlechten Noten, die ich heimbrachte. Ihr Kummer war das einzige, was mich zu größerem Fleiße anspornen konnte. Während für meinen Vater von Anbeginn an feststand, daß ich einmal sein Geschäft übernehmen müsse — wofür sonst plagte er sich von früh bis spät! —, wollte meine Mutter trotz der schlechten Schulerfolge haben, daß ich später studieren solle. Erst sollte ich vier Klassen Gymnasium besuchen, dann allenfalls die Lehrerbildungsanstalt. Doch davon wollte ich nichts wissen. Ich war glücklich, als der Vater ein Machtwort sprach und mich, als ich zehn Jahre alt geworden war, in die Bürgerschule schickte. Damit war nach Ansicht meines Vaters über mein weiteres Leben ein für allemal entschieden.

Längst aber war eine andere Macht in mein Leben getreten, der ich mich

mit Haut und Haar verschrieb: die Musik. Sichtbaren Ausdruck fand diese Liebe, als ich, damals neunjährig, zu Weihnachten 1897 eine Geige zum Geschenk bekam. Genau erinnere ich mich noch an jede Einzelheit dieses Festes, und wenn ich heute in meinen alten Tagen zurückdenke, beginnt mein bewußtes Leben sozusagen mit diesem Ereignis. Der älteste Sohn unserer Nebenpartei war Lehramtskandidat und unterrichtete mich im Geigenspiel. Ich lernte rasch und gut. Welche Freuden taten sich vor mir auf! Als mein erster Geigenlehrer maturierte und auf das Land versetzt wurde, trat ich als Elementarschüler in die Linzer Musikschule ein, doch sprach mich der Unterrichtsbetrieb dort weniger an, vielleicht weil ich den anderen Schülern schon zu weit voraus war. Nach den Ferien bekam ich wieder Privatunterricht, und zwar bei einem alten k. u. k. Musikfeldwebel, der mir zuallererst klarmachte, daß ich noch gar nichts könne, und mir dann auf „militärische Art" die Elementarbegriffe des Geigenspieles beibrachte. Es war ein richtiges Exerzieren beim alten Kopetzky. Wenn ich manches Mal des rauhen Feldwebeltones überdrüssig wurde, tröstete er mich und versicherte mir, daß ich bei weiteren Fortschritten gewiß als Eleve in die k. u. k. Regimentsmusik aufgenommen werden würde, was nach seiner Auffassung den Gipfelpunkt musikalischen Ruhmes bedeutete. Ich quittierte mein Studium bei Kopetzky, trat in die Mittelstufe der Musikschule ein und fand an Professor Heinrich Dessauer einen fachlich ebenso tüchtigen wie pädagogisch begabten, überaus feinsinnigen Lehrer. Im Nebenfach belegte ich Trompete und Posaune sowie allgemeine Musiklehre und wirkte bereits im Schülerorchester mit. Schon spielte ich mitunter heimlich mit dem Gedanken, Musik zu meinem Lebensberuf zu machen. Nicht in der Richtung des Musikfeldwebels Kopetzky, wohl aber in der Linie meines hochverehrten Lehrers Dessauer erträumte ich mir eine schöne Zukunft. Doch hart trat die Wirklichkeit an mich heran. Kaum hatte ich die Bürgerschule abgeschlossen, mußte ich als Lehrling in den Betrieb meines Vaters eintreten. Ich hatte ja schon früher gelegentlich, wenn Not am Mann war, in der Werkstätte zupacken müssen und fand mich bald in der Arbeit zurecht. Alte Polsterungen aufzukrempeln, ist eine widerliche Arbeit. Zuerst heißt es, das ganze Möbelstück bis zum Gurtenboden aufzutrennen, die Pikierauflage zu entfernen, die Schoppleinwand abzuhaften und das Füllmaterial auszuräumen. Oft war auch noch die Federleinwand schadhaft geworden oder es rosteten gar schon die Stahlfedern! Mit der Krempelmaschine, einer mit gegrillten Walzen versehenen Eisentrommel, die mit Hilfe einer Kurbel in rasche Bewegung versetzt wird, mußte ich dann die Füllung, Werg, Roßhaar oder Afrik, in lockeren, schwellenden Zustand bringen. All das vollzog sich in Wolken von Staub, so daß der Lehrling darin oft kaum zu sehen war. Was wurde uns da an alten Matratzen oft in die Werkstatt gebracht! Sämtliche Krankheiten, die in

den Betten ausgestanden oder nicht ausgestanden waren, hätte man daran registrieren können. Kein Wunder, daß Tapezierer nicht alt werden.

Aber bald hatte ich auch die guten Seiten des Tapeziererhandwerks erfaßt: Kunstsinn und persönlicher Geschmack spielen dabei eine bedeutsame Rolle, der Schritt zur Innenarchitektur ist nicht weit. Man kam in vornehme Häuser, sah vieles, hörte vieles und vor allem: man hatte im Winter wenig oder gar nichts zu tun. Und diese Zeit gehörte selbstverständlich der Musik. Als ich vor der Prüfungskommission der handwerklichen Genossenschaften meine Gesellenprüfung mit Erfolg bestanden hatte, wollte der Vater, daß ich mich noch in anderen Werkstätten umsehe. Das leuchtete mir zwar ein, aber ich urteilte dabei nicht nach den Notwendigkeiten des erlernten Handwerkes, sondern nach den weiteren Fortschritten in meiner musikalischen Ausbildung. So blieb ich als Geselle in der väterlichen Werkstätte, weil ich dort viel freier über meine Zeit verfügen konnte als unter einem fremden Meister.

„Geigen gibt es meistens zu viele im Orchester, aber Bratschen — daran fehlt's!" Ich bin Professor Dessauer heute noch dankbar, daß er mich auf Grund dieser Erfahrung zu einem tüchtigen Bratschisten machte. Das Musikleben der Stadt Linz stand damals auf beachtlicher Höhe. August Göllerich war zu jener Zeit Direktor des Linzer Musikvereines. Als Liszt-Schüler und Mitarbeiter Richard Wagners bei den Bayreuther Festspielen war Göllerich der berufene Mann, um das damals so oft als „Bauernstadt" geschmähte Linz, das von der glanzvollen Metropole Wien immer über die Schulter angesehen wurde, musikalisch zu führen. Der Musikverein veranstaltete jährlich drei Symphoniekonzerte sowie ein außerordentliches Konzert, bei dem zumeist ein größeres Chorwerk mit Orchester angeführt wurde. Meine Mutter, obwohl nur einer einfachen Handwerkerfamilie entstammend, war überaus musikliebend und versäumte kaum eine dieser Aufführungen. Schon als kleiner Bengel wurde ich in den Konzertsaal mitgenommen. Die Mutter machte mir das Schwierigste begreiflich, und da ich nun selbst mehrere Instrumente bereits leidlich beherrschte, wuchs auch mein Verständnis für diese Veranstaltungen. Höchstes Ziel erschien mir, sei es mit der Bratsche oder der Trompete, im großen Orchester des Musikvereines mitzuwirken.

Doch damit hatte es noch gute Weile. Vorerst hieß es, alte, verstaubte Matratzen aufzukrempeln und Zimmerwände zu tapezieren. Die üblichen Berufsleiden der Tapezierer machten sich in jenen Jahren bei meinem Vater bemerkbar. Als ihn ein hartnäckiger Lungenspitzenkatarrh ein halbes Jahr an das Bett fesselte, mußte ich allein die Werkstätte führen. So lief denn in meinem jungen Leben beides scharf getrennt nebeneinander. Die Arbeit, der meine Kraft (und wohl auch meine Lunge) gehörte, die Musik, der meine ganze Liebe galt. Ich hätte niemals geglaubt, daß es zwischen beiden eine

Verbindung geben könne. Und doch war es so. Das Schicksal griff ein und faßte mich tüchtig am Schopfe.

Zu den Kundschaften des väterlichen Betriebes gehörte auch die nahe gelegene k. k. Statthalterei, der neben anderem auch das Theater unterstand. Eines Tages wurden von dort die Polster einer Rokokogarnitur zur Aufkrempelung in unsere Werkstätte gebracht. Die Ecken der Polster waren durchgescheuert, die Überzüge zum Teil zerrissen. Die Sitzflächen und Lehnen waren auf Holzrahmen gepolstert. Die neuen Überzüge wurden in Blau und Weiß bestellt. Als die Polster wieder instand gesetzt waren, schickte mich der Vater damit an einem Vormittag ins Theater hinüber, das unweit unseres Hauses lag. Der Requisitenmeister wies mich auf die Bühne, wo ich die Polster in die Holzgestelle einpassen sollte, die weiß gestrichen waren, die Schnitzereien daran waren sogar vergoldet. Auf der Bühne war eben eine Probe im Gange. Ich weiß nicht mehr, welches Stück damals geprobt wurde, jedenfalls eine Oper. Aber ich fühle noch so deutlich, als geschähe es heute, die Verzückung, die mich damals überfiel, als ich neben den Schauspielern und Sängern auf der Bühne stand. Wie verwandelt war ich, nicht anders, als hätte ich mich in diesem Augenblick zum erstenmal selbst entdeckt. Theater! Welch eine Welt! Da stand, prunkvoll gewandet, ein Mann. Wie ein Wesen von einem anderen Stern erschien er mir. So herrlich sang er, ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß dieser Mann auch wie ein gewöhnlicher Mensch hätte sprechen können. Seiner mächtigen Stimme antwortete das Orchester... Davon verstand ich schon einiges. Aber in dieser Stunde erschien mir alles, was mir die Musik bisher bedeutet hatte, gering. Erst die Verbindung mit der Bühne hob die Musik auf eine höhere, weihevolle Ebene, die höchste, die sich denken ließ. Aber da stand ich, ein armseliger Tapezierergehilfe, vor der Rokokogarnitur und paßte die aufgekrempelten Polster in die Rahmen. Welch klägliches Geschäft, welch kümmerliches Dasein! Theater — das war die Welt, die ich gesucht hatte. Spiel und Wirklichkeit vertauschten sich in meinen erregten Sinnen. Der unbeholfene Geselle, der da — wie eine komische Figur aus einem Nestroy-Stück — die Haare zerzaust, mit unstetem Blick, in Schurz und aufgesteckten Ärmeln, vor den Kulissen stand und sich an Polstern und Sesseln zu schaffen machte, als müßte er damit das Recht auf seine Anwesenheit bekunden — war er wirklich nur ein armer Tapezierergeselle, der eben von der Krempelmaschine kam? Ein armer, verachteter Tropf, ständig hin und her gestoßen, einer, den die „gnädige Frau”, die sich ihr Boudoir austapezieren ließ, nicht viel anders als eine Stehleiter behandelt — man stellt sie dahin, man stellt sie dorthin, wo man sie eben braucht, und braucht man sie nicht mehr, stellt man sie fort. Es wäre völlig in Ordnung gewesen, wenn jener Tapezierergeselle, sein Werkzeug in der Hand, in diesem Augenblick an die Rampe vorgetreten wäre und, vom Kapellmeister

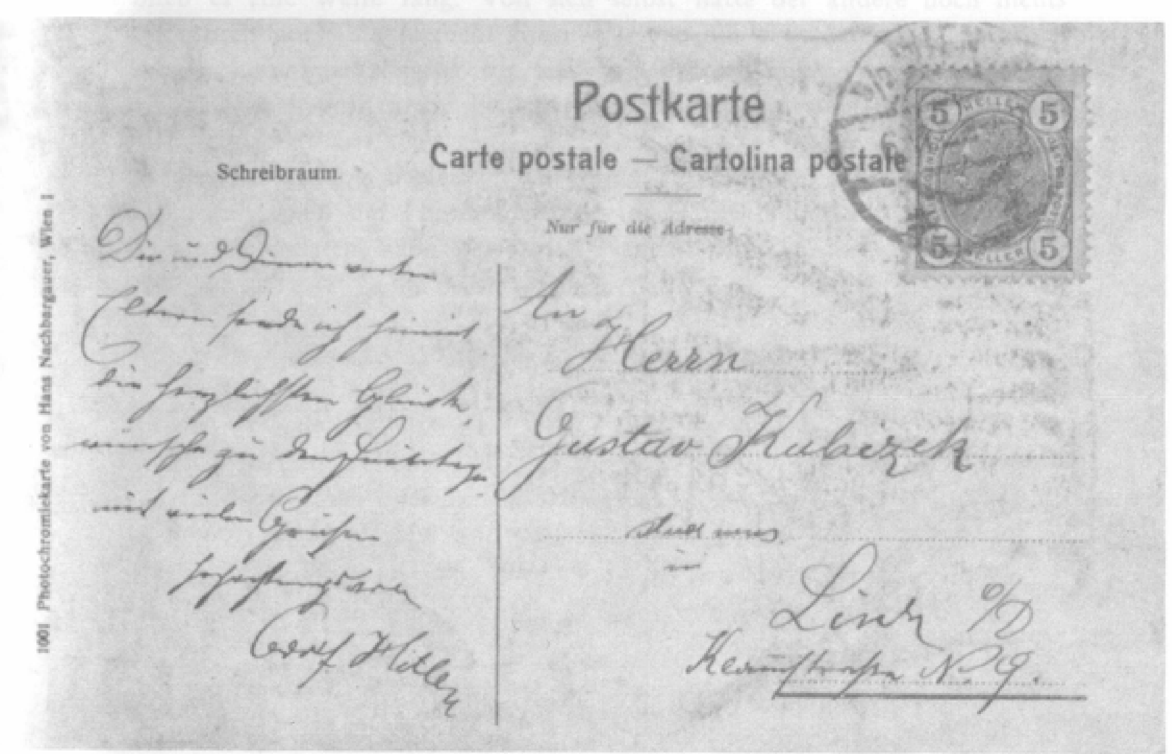
durch ein heimliches Zeichen ermutigt, seinen Part gesungen hätte, nur um den Zuhörern im Parkett (die gar nicht vorhanden waren) — was heißt den Zuhörern? —, um der aufhorchenden Welt zu beweisen, daß er in Wahrheit ein ganz anderer war als jener blasse, hochaufgeschossene Geselle aus der Tapeziererwerkstätte in der Klammgasse, daß er eigentlich auf die Bühne gehörte, in das Theater...

Von jener Stunde an war ich dem Theater verfallen und bin es bis heute geblieben. Während ich bei einer Kundschaft die zu spalierende Wand mit Leimwasser behandelte und dann die mit Schwarzmehlkleister präparierte Makulatur aufklebte, träumte ich von rauschenden Erfolgen im Theater, wobei ich mich schon als Kapellmeister am Dirigentenpult sah. Solche Träume kamen meiner Arbeit nicht sehr zustatten und es konnte geschehen, daß sich dabei die auf die Makulatur geklebten Tapetenbahnen bedenklich verschoben. Doch in die Werkstätte zurückgekehrt, machte mir ein neuerlicher Krankheitsanfall meines Vaters rasch bewußt, welche Verantwortung auf mir lastete.

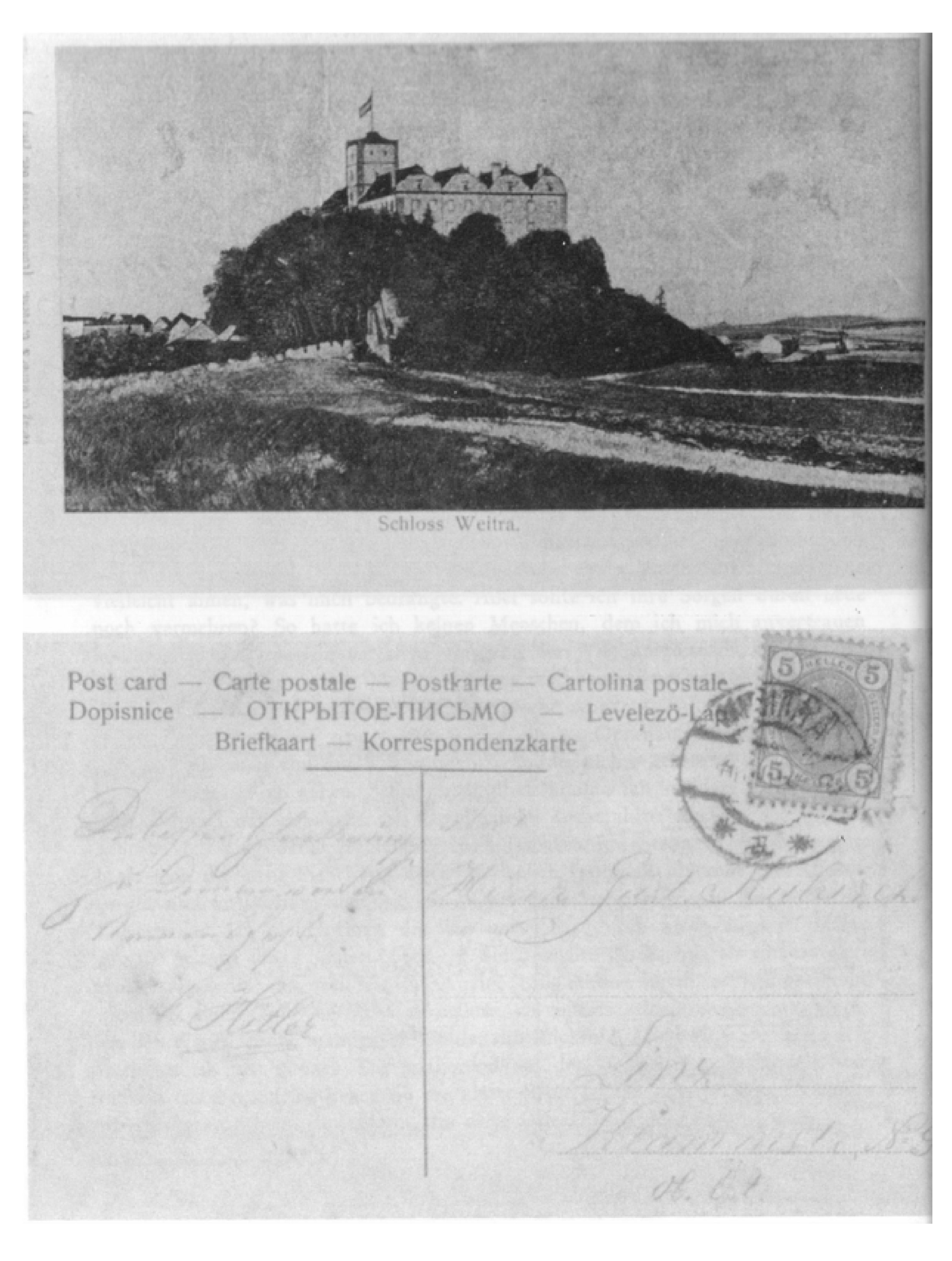
So pendelte ich zwischen Traum und Wirklichkeit hin und her. Zu Hause ahnte niemand, wie es um mich stand; denn ehe ich nur ein Wort über meine verborgenen Wünsche gesagt hätte, würde ich mir lieber die Zunge abgebissen haben. Auch der Mutter verschwieg ich meine geheimen Pläne. Doch mochte sie vielleicht ahnen, was mich bedrängte. Aber sollte ich ihre Sorgen durch neue noch vermehren? So hatte ich keinen Menschen, dem ich mich anvertrauen konnte. Ich kam mir sehr verlassen vor, von der Welt ausgestoßen, und war so einsam, wie nur ein junger Mensch einsam sein kann, dem zum erstenmal die Schönheit und Gefahr des Lebens offenbar geworden ist.

Das Theater gab mir neuen Mut. Keine einzige Opernaufführung versäumte ich. War ich auch von der Arbeit noch so müde, nichts konnte mich abhalten, noch ins Theater zu gehen. Selbstverständlich konnte ich bei dem bescheidenen Zuschuß, den mir der Vater als Gesellenlohn ausbezahlte, nur einen Stehplatz nehmen. Ich ging daher regelmäßig in das sogenannte Stehparterre, denn dort hatte man die beste Sicht. Außerdem stellte ich fest, daß nirgends die Akustik so gut und vollständig war wie hier. Über dem Stehparterre, in der Mitte des Logenranges, lag die Hofloge, die von unten her durch zwei hölzerne Säulen gestützt wurde. Diese Säulen übten auf die Besucher des Stehparterres besondere Anziehungskraft aus, weil sie die einzige Möglichkeit boten, sich anzulehnen, ohne auf einen Teil der Sicht verzichten zu müssen; denn wenn man hinten an der Wand lehnte, standen die Säulen im Blickfeld. Ich war froh, wenn ich, nachdem ich den ganzen Tag spalierend auf der Doppelleiter gestanden war, meinen schmerzenden Rücken an die glatte Säule lehnen konnte! Freilich mußte man rechtzeitig beim Einlaß sein, um diese Gelegenheit nicht zu verpassen.





Ein Kartengruß Adolf Hitlers an Kubizek von seiner ersten Reise nach Wien.



Ein Kartengruß Hitlers an den Autor aus Weitra im Waldviertel, mit den besten Wünschen zum Namenstag.

Oft sind es gerade nebensächliche Dinge, die sich der Erinnerung besonders hartnäckig einprägen. Genau sehe ich noch, eilig in das Stehparterre stürzend, die Säulen vor mir, überlegend, ob ich die linke oder die rechte nehmen solle. Oftmals aber war eine der beiden Säulen, die rechte, schon besetzt, es hatte also jemand noch mehr Eifer als ich. Halb verärgert, halb erstaunt, betrachtete ich meinen Konkurrenten. Es war ein auffallend blasser, schmächtiger Jüngling, etwa gleich alt wie ich, der mit leuchtenden Augen der Aufführung folgte. Sicherlich stammte er aus besserem Hause, denn er war stets mit peinlicher Sorgfalt gekleidet und war äußerst zurückhaltend.

Wir nahmen uns zur Kenntnis, ohne etwas zu sagen. Aber bei einer der nächsten Aufführungen — ich weiß heute nicht mehr, war es der „Freischütz", der „Sommernachtstraum" oder der damals viel gespielte „Evangelimann" — kamen wir während der Pause miteinander ins Gespräch, weil wir anscheinend beide mit einer bestimmten Besetzung unzufrieden waren. Wir sprachen darüber und freuten uns über das gemeinsame ablehnende Urteil. Ich staunte über die rasche und sichere Auffassungsgabe des anderen. Darin war er mir ohne Zweifel überlegen. Hingegen fühlte ich meine Überlegenheit, als es sich im Gespräch um rein musikalische Dinge handelte. Ich kann den Tag dieser ersten Aussprache nicht mehr ganz eindeutig bestimmen. Aber jedenfalls war es um Allerheiligen des Jahres 1904.

So blieb es eine Weile lang. Von sich selbst hatte der andere noch nichts erzählt. So hielt auch ich es nicht für nötig, von mir etwas zu erzählen. Doch um so intensiver beschäftigten wir uns mit der jeweiligen Aufführung und spürten dabei wohl, daß in uns beiden die gleiche Begeisterung für das Theater vorhanden war.

Nach der Vorstellung begleitete ich einmal den anderen nach Hause. Dabei erfuhr ich, daß er in der Humboldtstraße im Hause Nummer 31 wohnte. Als wir uns verabschiedeten, nannte er seinen Namen: Adolf Hitler.

SELTSAME FREUNDSCHAFT

Wir trafen uns nunmehr bei jeder Opernaufführung, verabredeten uns dann auch außerhalb des Theaters und bummelten abends meistens miteinander über die Landstraße.

Linz, das im letzten Jahrzehnt zu einer modernen Industriestadt geworden ist und Menschen aus allen Gebieten des weiten Donauraumes aufgenommen hat, war damals noch eine stark ländlich bestimmte Stadt. Noch standen in den Vororten die stattlichen, burgenartigen Vierkanthöfe der Bauern, und inmitten aufschießender Miethäuser lagen noch Wiesen, auf denen gemächlich das Vieh weidete. In den Schenken saßen die Leute beim landesüblichen Most. Überall erklang noch der breite, behäbige Dialekt des Landes. Es gab nur Pferdefuhrwerk in der Stadt, und die Fuhrleute sorgten am kräftigsten dafür, daß Linz „im Lande" blieb. Das Bürgertum, obwohl weitgehend selbst bäuerlicher Herkunft und vielfach mit der Landbevölkerung versippt und verschwägert, sonderte sich um so schärfer von den ländlichen Schichten ab, je mehr es diesen innerlich noch nahestand. Beinahe alle maßgebenden Familien der Stadt kannten sich gegenseitig. Geschäftswelt, Beamtentum und Garnison bestimmten den Ton der Gesellschaft. Wer auf sich hielt, traf sich abends beim Bummel auf der Hauptstraße der Stadt, die vom Bahnhof zur Donaubrücke führt und bezeichnenderweise „Landstraße" heißt. Da Linz keine Universität besaß, ahmten die jungen Menschen aller Schichten und Stände um so eifriger studentische Sitten nach. Der gesellschaftliche Betrieb auf der Landstraße blieb nicht weit hinter dem abendlichen Leben auf der Wiener Ringstraße zurück. Zumindest bildeten sich die Linzer dies ein.

Geduld schien Hitler wenig zu haben; denn war ich einmal nicht pünktlich beim vereinbarten Treffpunkt, kam er sogleich in die Werkstätte, um mich abzuholen, einerlei, ob ich gerade ein altes, schwarzes Wachstuchsofa, einen barocken Ohrenstuhl oder sonst etwas zu reparieren hatte. Meine Arbeit betrachtete er lediglich als lästige Behinderung unseres persönlichen Verkehrs. Ungeduldig schwang er das schwarze Spazierstöckchen, das er immer mit sich führte. Ich wunderte mich, daß er über so viel Zeit verfügte, und fragte ahnungslos, ob er denn nicht auch irgendwo in Arbeit stünde.

„Keineswegs!" war die barsche Antwort.

An dieses Wort, das mir sehr ungewöhnlich vorkam, knüpfte er eine längere Ausführung an. Für sich halte er eine bestimmte Arbeit, einen „Brotberuf”, wie er sich ausdrückte, nicht für nötig.

Solche Worte hatte ich noch nie von jemandem gehört. Sie widersprachen allem, was bisher an Grundsätzen in meinem Leben gegolten hatte. Ich hielt sein Gerede ursprünglich nur für jugendliche Aufschneiderei, obwohl mir Adolf Hitler seinem Auftreten nach und in der absolut ernsten und sicheren Art, wie er sprach, durchaus nicht wie ein Aufschneider vorkam. Jedenfalls wunderte ich mich sehr über seine Ansichten, fragte aber zunächst nicht weiter; denn unpassenden Fragen gegenüber schien er sehr empfindsam zu sein. Soviel hatte ich schon herausgebracht. Da war es vernünftiger, von „Lohengrin” zu sprechen, der Oper, die uns vor allen anderen immer wieder begeisterte, als von persönlichen Angelegenheiten.

Vielleicht war er der Sohn reicher Eltern, dachte ich, vielleicht hat er eine große Erbschaft gemacht und kann es sich leisten, ohne „Brotberuf” — das Wort hatte in seinem Munde geradezu einen verächtlichen Klang bekommen! — zu leben. Keineswegs hielt ich ihn für einen Müßiggänger, denn nicht der Schimmer eines oberflächlichen, leichtfertigen Nichtstuers war an ihm. Wenn wir beim Café Baumgartner, dem heutigen Cafè Schönberger, vorüberbummelten, konnte er sich über die jungen Menschen, die dort hinter den Scheiben wie in einer großen Auslage an den Marmortischchen saßen und müßig die Zeit verplauderten, nicht genug ereifern, ohne daß ihm anscheinend der Widerspruch zu seiner eigenen Lebensart bewußt geworden wäre. Vielleicht hatten manche, die „in der Auslage” saßen, schon einen festen Beruf und ein gesichertes Einkommen, was bei ihm noch zweifelhaft war.

Vielleicht ist dieser Hitler ein Student? Dies war mein erster Eindruck von ihm gewesen. Auch das schwarze Ebenholzstöckchen mit dem zierlichen Elfenbeinschuh als Griff war ein ausgesprochen studentisches Requisit. Allerdings wunderte es mich dann, daß er sich ausgerechnet einen simplen Tapezierergesellen zum Freunde erkor, der immer Angst hatte, daß man auf dem Bummel noch das Leimwasser riechen konnte, mit dem er tagsüber zu tun hatte. Wenn Hitler ein Student war, mußte er irgendwo zur Schule gehen. Unversehens brachte ich das Gespräch auf die Schule.

„Schule?” Es war der erste Zornesausbruch, den ich an ihm erlebte. Mit der Schule wollte er absolut nichts zu tun haben. Die Schule ginge ihn nichts mehr an, erklärte er. Er hasse die Professoren und grüße keinen mehr, und auch die Mitschüler hasse er, die in der Schule doch nur zu Nichtstuern erzogen würden. Nein, mit der Schule dürfe ich ihm nicht kommen. Ich erzählte ihm, wie wenig Erfolg ich selbst in der Schule gehabt hätte. „Warum keinen Erfolg?” wollte er wissen. Es gefiel ihm keineswegs, daß ich in der Schule, die

er doch so sehr verachtete, schlecht abgeschnitten hatte. Ich fand mich in diesem Widerspruch nicht zurecht. Aber so viel konnte ich dem Gespräch doch entnehmen, daß er auch vor kurzem eine Schule, vermutlich eine höhere Schule, das Gymnasium oder vielleicht die Realschule, besucht haben müsse und daß dieser Besuch vermutlich mit einer Katastrophe geendet habe. Sonst wäre diese radikale Ablehnung wohl kaum denkbar gewesen. Im übrigen entdeckte ich immer neue Widersprüche und Rätsel an ihm. Manches Mal wurde er mir geradezu unheimlich. Als wir einmal über den Freinberg spazierten, blieb Hitler plötzlich stehen, zog ein schwarzes Büchlein — ich sehe es heute noch vor mir und könnte es in allen Einzelheiten beschreiben! — aus der Tasche und las mir ein selbstverfaßtes Gedicht vor.

An das Gedicht selbst erinnere ich mich nicht mehr, genauer gesagt, ich vermag es nicht mehr von den Gedichten, die mir Adolf später vorgelesen hat, zu unterscheiden. Aber ich erinnere mich noch genau, welch gewaltigen Eindruck die Tatsache auf mich machte, daß mein Freund dichtete und seine Gedichte so selbstverständlich mit sich herumtrug, wie ich das Spaliererwerkzeug herumtragen mußte. Als mir Hitler später auch Zeichnungen vorlegte, die er angefertigt hatte, Pläne, die von ihm entworfen worden waren — etwas verworrene, unübersichtliche Pläne, bei denen ich mich lange nicht zurechtfand —, als er mir erklärte, daß er noch viel mehr und Besseres in seinem Zimmer verwahrt habe und entschlossen sei, sein Leben ganz der Kunst zu widmen, begriff ich allmählich, wie es mit meinem Freunde bestellt war. Er zählte zu jener besonderen Menschengattung, von der ich selbst in kühnen Augenblicken geträumt hatte; ein Künstler, der den nackten „Brotberuf" verachtete und sich mit Dichten, Zeichnen, Malen und dem Besuch des Theaters beschäftigte. Das imponierte mir ungeheuer. Ich erschauerte vor dem Großartigen, das ich da erlebte. Meine Vorstellungen von einem Künstler waren damals noch sehr nebelhaft — wahrscheinlich stellte sich auch Hitler darunter noch etwas sehr Nebelhaftes vor. Doch um so verlockender war es.

Von seinen Angehörigen sprach Hitler nur selten. Es sei überhaupt ratsam, sich nicht zuviel mit Erwachsenen abzugeben, meinte er, denn diese brächten einem nur mit ihren merkwürdigen Ansichten von den eigenen Vorsätzen ab. Beispielsweise bilde sich sein Vormund, ein Bauer in Leonding namens Mayrhofer, unbedingt ein, daß er ein Handwerk lernen solle. Auch sein Schwager sei dieser Ansicht.

Ich schloß daraus, daß bei Hitler sehr komplizierte Familienverhältnisse herrschen mußten. Anscheinend ließ er unter allen Erwachsenen nur einen einzigen Menschen gelten: seine Mutter!

Dabei war er doch erst etwa sechzehn Jahre alt, um neun Monate jünger als ich.

Seine von jeder bürgerlichen Auffassung abweichenden Ansichten störten mich im übrigen gar nicht. Im Gegenteil! Gerade das Ungewöhnliche in seinem Wesen zog mich noch stärker an. Daß er sein Leben der Kunst verschrieben hatte, war für mich die höchste Offenbarung, die ein junger Mensch von sich abgeben konnte; denn heimlich liebäugelte ich gleichfalls mit dem Entschluß, aus dem staubigen, lärmenden Tapeziererbetrieb in die reinen, hohen Gefilde der Kunst hinüberzuwechseln und mich ganz der Musik zu widmen. Es ist für junge Menschen durchaus nicht gleichgültig, an welchem Ort sie sich zu erster Freundschaft begegnen. Daß unsere Freundschaft im Theater, vor glanzvoller Bühne und rauschender Musik, ihren Anfang genommen hatte, erschien mir geradezu als ein Symbol. In gewissem Sinne stand unsere Freundschaft selbst in dieser glücklichen Atmosphäre.

Im übrigen befand ich mich ja in ähnlicher Situation wie Hitler selbst. Die Schule lag hinter mir und hatte mir nichts mehr zu geben. Bei aller Liebe und Anhänglichkeit zu meinen Eltern bedeuteten mir die Erwachsenen sehr wenig. Und vor allem: obwohl so vieles an mir noch offen und fraglich war, hatte ich niemanden, dem ich mich anvertrauen konnte.

Trotzdem war es zunächst eine schwierige Freundschaft, denn unsere Wesensart war grundverschieden. Während ich ein stiller, etwas verträumter Jüngling war, sehr einfühlend und anpassungsfähig, daher nachgiebig, ein „musikalischer Charakter” sozusagen, war Hitler überaus heftig und temperamentvoll. Harmlose. Dinge, ein paar unbedachte Worte etwa, konnten Zornesausbrüche bei ihm hervorrufen, bei denen meiner Ansicht nach der Gefühlsaufwand in keinem Verhältnis zu der Geringfügigkeit der Sache stand. Aber wahrscheinlich verstand ich Adolf in diesem Punkte nicht richtig. Vielleicht lag der Unterschied zwischen uns beiden darin, daß er Dinge wichtig nahm, die mir gleichgültig blieben. Ja, dies war eines der besonders typischen Kennzeichen an ihm: alles beschäftigte und beunruhigte ihn, nichts blieb ihm gleichgültig.

Aber bei allen Schwierigkeiten, die sich aus der Verschiedenheit unseres Charakters ergaben, stand unsere Freundschaft selbst doch niemals ernstlich in Gefahr. Es war auch nicht so, wie es häufig bei jungen Menschen ist, daß wir uns mit der Zeit fremd und gleichgültig geworden wären. Im Gegenteil! In äußeren Dinge nahmen wir immer stärker aufeinander Rücksicht. Es klingt seltsam, aber der gleiche Mensch, der unerbittlich an seinem Standpunkt festhielt, konnte sogleich so rücksichtsvoll sein, daß er mich immer wieder beschämte. So gewöhnten wir uns mit der Zeit völlig aneinander.

Überhaupt begriff ich bald, daß der Fortbestand unserer Freundschaft nicht

zuletzt darauf beruhte, daß ich geduldig zuhören konnte. Aber ich fühlte mich in dieser passiven Rolle keineswegs unglücklich; denn gerade dabei empfand ich am deutlichsten, wie notwendig mich mein Freund brauchte. Auch er stand ja völlig allein. Der Vater war seit zwei Jahren tot. Die Mutter, so hingebend er sie auch liebte, konnte ihm in dem, was ihn beschäftigte, nicht mehr weiterhelfen. Ich erinnere mich, wie er mir oft über Dinge, die mich gar nicht interessierten, etwa die Verzehrungssteuer, die an der Donaubrücke eingehoben wurde, oder über eine Wohltätigkeitslotterie, für die man gerade in den Straßen sammelte, einen langen Vortrag hielt. Er mußte eben sprechen und brauchte jemand, der ihm zuhörte. Ich staunte oft, wenn er vor mir allein mit lebhaften Gesten eine Rede hielt. Niemals störte es ihn, daß ich allein das Publikum war. Aber ein junger Mensch, der so wie mein Freund das, was er sah und erlebte, mit ungewöhnlicher Intensität aufnahm, bedurfte ja irgendeines Mittels, um die Spannungen, die sein ungestümes Temperament heraufbeschwor, ertragen zu können. Unmittelbaren Ausdruck fanden diese Spannungen in ihm dadurch, daß er darüber sprach und redete. Solche Reden, meistens irgendwo im Freien, unter den Bäumen des Freinberges, in den Auwäldern an der Donau, wirkten oft wie vulkanische Entladungen. Es brach aus ihm, als dränge etwas Fremdes, ganz anderes in ihm empor. Ich hatte solche Ekstasen bisher nur im Theater bei Schauspielern erlebt, die irgendwelche Gefühle zum Ausdruck bringen mußten, und war anfangs vor solchen eruptiven Ausbrüchen nicht mehr als ein betroffener und fassungsloser Zuhörer, der vor Staunen am Ende zu applaudieren vergaß. Aber ich begriff bald, daß dieses „Theater" gar kein Theater war. Nein, das war nicht gespielt, nicht übertrieben, nicht „aufgetragen", das war unmittelbar erlebt. Ich sah ja auch, wie bitter ernst ihm dabei zumute war. Immer von neuem mußte ich staunen, wie gewandt er sich auszudrücken wußte, wie anschaulich er alles, was ihn bewegte, zu schildern vermochte, wie beredt ihm die Worte vom Munde flössen, wenn er sich ganz von einer Empfindung hinreißen ließ. Nicht was er sprach, gefiel mir zuerst an ihm, sondern w i e er sprach. Das war für mich etwas Neues, Großartiges. Ich hatte gar nicht gewußt, daß ein Mensch mit Hilfe bloßer Worte so viel ausrichten kann. Von mir erwartete er dabei nur eines: Zustimmung. Das hatte ich bald herausgebracht. Es fiel mir auch nicht schwer, ihm zuzustimmen, weil ich über viele Fragen, die er anschnitt, überhaupt noch nicht nachgedacht hatte.

Trotzdem wäre es falsch anzunehmen, daß sich unsere Freundschaft in diesem einseitigen Verhältnis erschöpft hätte. Das wäre Adolf zu billig und mir zuwenig gewesen. Wesentlich blieb, daß wir uns gegenseitig ausgezeichnet ergänzten. In ihm drängte alles zu aktiver Stellungnahme und forderte stärkste innere Beteiligung; denn im Grunde genommen waren seine elementaren Gefühlsausbrüche ein Beweis, wie leidenschaftlich er an allem

Anteil nahm. Ich, im Grunde eine beschauliche und kontemplative Natur, nahm das, was ihn bewegte, mehr oder weniger vorbehaltlos auf und ließ mich von ihm, abgesehen von musikalischen Fragen, gerne überzeugen.

Allerdings muß ich zugeben, daß mich Adolf unerhört in Anspruch nahm. Er verfügte völlig eigenmächtig über meine Freizeit. Da er selbst zeitlich an keine feste Ordnung gebunden war, mußte ich mich ganz seinen Wünschen fügen. Er forderte alles von mir, war aber auch bereit, alles für mich zu tun. Es gab ja auch für mich gar keine andere Möglichkeit. Ich hätte bei der völligen Inanspruchnahme durch ihn gar nicht Zeit gehabt, daneben eine andere Freundschaft zu pflegen. Ich empfand auch gar kein Bedürfnis dazu; denn Adolf ersetzte mir ja ein Dutzend mehr oder weniger gleichgültiger Freunde. Eigentlich hätte uns nur eines zu trennen vermocht: ein Mädchen, in das wir uns beide verliebten; dann wäre es wohl hart auf hart gegangen. Ich war damals siebzehn Jahre. Es konnte also schon etwas dieser Art geschehen. Doch gerade in diesem Punkt hatte das Schicksal für uns beide eine so einzigartige Lösung bereit — ich werde sie später im Kapitel „Stefanie” schildern —, daß unsere Freundschaft keineswegs gestört, sondern im Gegenteil ganz wesentlich vertieft wurde.

Ich wußte von ihm, daß auch er — außer mir — keinen anderen Freund besaß. Eine kleine, anscheinend nebensächliche Begebenheit ist mir so deutlich in Erinnerung geblieben, als wäre sie erst gestern geschehen. Adolf hatte mich daheim abgeholt. Von der Klammstraße gingen wir den gewohnten Weg über die Promenade und schwenkten in die Landstraße ein. Da geschah es. Ich könnte heute noch die Straßenecke zeigen, an der sich das Folgende abspielte. Ein junger Bursch, etwa gleich alt wie wir, segelte um die Ecke, ein etwas geckenhaft ausstaffiertes, pausbäckiges Herrchen. Er erkannte in Adolf seinen ehemaligen Mitschüler wieder, blieb stehen, grinste vor Freude über das ganze Gesicht und rief: „Servus, Hitler!” Dabei faßte er ihn vertraulich am Rockärmel und fragte in ehrlicher Teilnahme, wie es ihm gehe. Ich war darauf gefaßt, daß Adolf dem Schulkameraden ebenso freundlich antworten würde, nachdem er doch so viel auf gutes, höfliches Benehmen hielt. Aber meinem Freund stieg die Zornesröte ins Gesicht. Ich kannte diese Veränderung in seinem Antlitz bereits von anderen Anlässen her und wußte, daß sie nichts Gutes bedeute. „Das geht dich einen Dreck an!” schrie er ihm erregt in das Gesicht und stieß ihn derb zurück. Dann faßte er mich am Arm und setzte mit mir seinen Weg fort, ohne sich um den anderen zu kümmern, dessen betroffenes Gesicht mit den zuckenden roten Pausbacken mir noch heute vor den Augen steht. „Alles künftige Staatsdiener!” sagte Adolf, noch immer wütend, zu mir, „und mit solchen Kreaturen bin ich in einer Klasse gesessen!” Es dauerte lange, bis er sich beruhigt hatte.

Ein zweites, zeitlich etwas später liegendes Ereignis ist mir gleichfalls in Erinnerung geblieben. Mein verehrter Geigenlehrer Heinrich Dessauer war gestorben. Hitler beteiligte sich mit mir am Begräbnis. Ich wunderte mich darüber, weil er Professor Dessauer gar nicht gekannt hatte. Auf meine erstaunte Frage antwortete er: „Weil ich es nicht leiden kann, wenn du mit anderen jungen Leuten gehst und sprichst."

Es gab vieles, auch Bedeutungsloses, was ihn in Erregung versetzen konnte. Aber am stärksten fuhr er auf, wenn davon die Rede war, daß er Beamter werden sollte. Wenn nur irgendwo das Stichwort „Beamter" fiel, es brauchte gar nicht im Zusammenhang- mit seiner Zukunft gesprochen zu werden, gab es bei ihm garantiert einen Wutanfall. Ich stellte fest, daß diese Wutausbrüche in gewissem Sinne noch immer Auseinandersetzungen mit seinem längst verstorbenen Vater waren, der ihn unbedingt zu einem Staatsbeamten machen wollte, sozusagen „nachträgliche Verteidigungsreden".

Für unsere damalige Freundschaft war es jedenfalls notwendig, daß ich vom Beamtentum genauso wenig hielt wie er selbst. Bei seiner geradezu rabiaten Ablehnung einer Laufbahn als Beamter konnte ich mir jetzt erklären, daß ihm ein einfacher Tapezierergeselle als Freund lieber war als einer jener geschniegelten Hofratssöhne, die bereits den durch Protektion, Beziehungen und politische Querverbindungen gesicherten Stellenplan fertig im Kopf mit sich herumtrugen und damit den voraussichtlichen Ablauf ihres Lebens im vorhinein schon kannten. Da war Hitler genau das Gegenteil davon. Bei ihm blieb alles im Ungewissen. Es kam noch eine zweite positive Voraussetzung dazu, die mich in den Augen Adolfs zu seinem Freund prädestinierte: Auch ich sprach wie er selbst der Kunst bedingungslos das Primat im Leben eines Menschen zu. Natürlich konnten wir damals diese Erkenntnis nicht mit so hochtrabenden Worten formulieren. Aber um so nachdrücklicher lebten wir praktisch nach diesem Grundsatz, denn für mich war längst die Ausübung der Musik der entscheidende Faktor in meinem Leben geworden. Die Arbeit in der Werkstätte mußte mir lediglich die äußere Existenz sichern. Für meinen Freund aber war die Kunst noch viel mehr; bei der intensiven Art, mit der er alles um sich aufnahm, prüfte, ablehnte, verwarf, bei seinem unheimlichen Ernst, bei diesem ständigen An-allem-Beteiligtsein bedurfte er eines Gegengewichtes. Dieses fand er allein in der Kunst.

So brachte ich denn für ihn alle Voraussetzungen mit, die für eine Freundschaft notwendig waren: ich hatte nichts mit seinen früheren Mitschülern gemeinsam, hatte nichts mit Beamtentum zu tun und lebte ganz der Kunst. Außerdem verstand ich viel von Musik.

Die Gleichartigkeit der Neigungen band uns ebensosehr aneinander wie die Verschiedenartigkeit der Temperamente. Ich überlasse es anderen, darüber zu

urteilen, ob Menschen, die wie Hitler mit der Sicherheit eines Traumwandlers ihren Weg gehen, den Menschen, den sie für eine bestimmte Wegstrecke notwendig brauchen, zufällig aus der Menge herausfinden oder ob es eine bestimmte Fügung ist, die ihnen im entscheidenden Augenblick diesen Menschen entgegenführt. Ich kann nur die Tatsache feststellen, daß ich von der Begegnung im Theater bis zu seinem späteren Absinken in die Wiener Elendszeit, in die ich nicht mehr hineingehörte, für Adolf Hitler dieser Mensch war.

DAS BILDNIS DES JUNGEN HITLER

Leider muß ich diesen Abschnitt mit einer negativen Feststellung beginnen: Ich besitze keine photographische Aufnahme, die Adolf Hitler in den Jahren unserer Freundschaft zeigen würde. Ich erinnere mich auch nicht, jemals eine solche besessen zu haben. Wahrscheinlich gibt es überhaupt kein Bild Hitlers aus dieser Zeit.

An sich ist das Fehlen photographischer Aufnahmen aus jenen Jahren durchaus verständlich. In der Zeit kurz nach der Jahrhundertwende gab es noch keine photographischen Apparate, die man bequem mit sich führen konnte. Und hätte es solche gegeben, wir beide würden bestimmt keinen solchen Apparat besessen haben; denn wir waren arme Teufel, die ihren letzten Kreuzer für eine Opernaufführung oder ein Symphoniekonzert opferten. Man ging, wenn man sich photographieren lassen wollte, ins „Atelier”. Das war eine ebenso umständliche wie kostspielige Sache, die man sich vorher gründlich überlegte. Eigentlich wurde man nur bei besonderen Anlässen wie Taufen, Firmungen, Hochzeiten photographiert. Mein Freund besaß, soviel ich mich erinnern kann, niemals ein Bedürfnis, photographiert zu werden. Er war nämlich alles weniger als eitel. So viel er auch mit sich beschäftigt war, Eitelkeit im gewöhnlichen Sinne war ihm fremd. Ich möchte sagen, eitel zu sein, war ihm zuwenig. Er war zu intelligent dazu und außerdem so sehr von seiner besonderen Art überzeugt, daß für Eitelkeit kein Platz war, auch dann nicht, als Stefanie in sein Leben trat. Vielleicht ist diese mangelnde Eitelkeit schuld, daß es von ihm keine Jugendbildnisse gibt. Von mir selbst habe ich mehrere.

Man kann die bisher bekannt gewordenen wirklich authentischen Bildnisse aus der Kindheit und Jugend Adolf Hitlers an den Fingern einer Hand abzählen.

Da ist zunächst die bekannte Aufnahme, die im Jahre 1889 vom kleinen Adolf gemacht wurde; wenige Monate nach der Geburt. Dieses kleine, zarte Kinderbildnis enthält bereits alles, was später für die Physiognomie Hitlers typisch ist. Die eigenartigen Proportionen von Nase, Wangen und Mund, die hellen, durchdringenden Augen, sogar die in die Stirne hereingekämmten Haare — alles noch von kindlicher Einfalt gekennzeichnet. Noch ein anderer Umstand fällt an diesem ersten Bildnis Hitlers ganz besonders auf: die große Ähnlichkeit Adolfs mit seiner Mutter. Ich habe diese Ähnlichkeit, als ich Frau

Hitler das erstemal sah, gleich festgestellt. Sie wird aber jedem deutlich, der dieses Kinderbildnis mit dem Bildnis der Mutter vergleicht, das übrigens auch ein photographisches Meisterstück ist. Die Ähnlichkeit ist geradezu frappant. Wie aus dem Gesicht geschnitten, möchte man sagen. Hingegen glich Paula, die Schwester Adolfs, ganz dem Vater. Ich kannte den Vater Adolfs nicht mehr und muß mich daher auf die Aussagen der Mutter berufen.

Es folgen die Bilder aus Hitlers Schulzeit, durchwegs Gruppenaufnahmen der Schulklasse, die er jeweils besuchte. Einzelbilder aus dieser Zeit sind nicht bekannt geworden. Wo solche auftauchen, handelt es sich um Ausschnitte aus diesen Klassenbildern. Man erinnert sich selbst noch gut, wie es dabei zuging. Der Photograph sagte sich an. Die Klasse versammelte sich im Schulhof. Die unterste Reihe mußte auf dem Boden sitzen oder sich links, beziehungsweise rechts mit dem Ellbogen aufgestützt, auf den Boden legen, damit ein genau symmetrisches Bild entstand, die nächsten Mitschüler saßen auf Bänken, die folgenden standen darauf und für die letzten wurden noch Bänke übereinander-gestellt. Ich schildere dies nur deshalb, weil die Spannung, die diese Vorbereitung bei den Kindern auslöste, deutlich an ihren Gesichtern abzulesen ist und einen freien, ungezwungenen Ausdruck verhinderte. Mit ernstem, durchaus unkindlichem Schulgesicht starrten sie nun auf das Objektiv.

Der Schüler Hitler ist schwer aus diesen vierzig und mehr Gesichtern herauszufinden, die sich, besonders in der bäuerlichen Volksschulklasse, gleichen wie ein Ei dem anderen. Meistens muß erst ein Pfeil oder ein Kreuz den Beschauer auf das richtige Gesicht hinlenken. Der einzige Ausdruck, der daraus abzulesen ist, ist der einer reservierten Neugierde, wie dieser umständliche Photograph seine Sache zu Ende bringen wird. Man muß sich hüten, in dieses verschlossene Schulgesicht Dinge hineinzulegen, die nicht drinnen stehen. Ich möchte nur auf eines hinweisen: Das Antlitz Hitlers ist bei diesen Aufnahmen immer dasselbe. Obwohl eine beachtliche Zeitspanne zwischen den einzelnen Aufnahmen liegt, ist es stets das gleiche, fremde Gesicht, als hätte es sich nicht verändert. Ich finde, daß darin, noch völlig unbewußt, jene eigentümliche Konsequenz zum Ausdruck kommt, jenes Sich-nicht-ändern-Können, das mir als der wesentlichste Charakterzug Hitlers erscheint. Man hat auch darauf hingewiesen, daß sich Hitler auf diesen Gruppenbildern stets einen bevorzugten Platz ausgesucht habe. Auf dem Klassenbild von 1899 aus der vierten Volksschulklasse in Leonding steht Hitler in der Mitte der obersten Reihe, bei der Aufnahme von 1901, in der ersten Klasse der Linzer Realschule, steht er wieder in der obersten Reihe, diesmal ganz rechts.

Damit wäre alles, was über die Bildnisse des jungen Hitlers zu sagen ist, gesagt, wenn nicht der Zufall die Zeichnung eines Mitschülers aus der vierten

Klasse Realschule in Steyr, der letzten Schulklasse, die Hitler besuchte, erhalten hätte. Die Zeichnung stammt aus dem Jahre 1905.

Dieser Mitschüler Sturmlechner, der den jungen Hitler porträtierte und auf den oberen Rand stolz hinschrieb: „Nach der Natur”, war selbstverständlich ein Dilettant. Das sieht man seiner Zeichnung an, die alles eher als künstlerisch ist. Wahrscheinlich konnte Sturmlechner nur im Profil zeichnen, weil er sich so strenge daran hielt. Was vom Profil abwich, machte ihm Schwierigkeiten. Die Nase ist schlecht gezeichnet, bei der Zeichnung der Haare versagte seine Kunst völlig, auch wenn die Haare damals zufällig „nach der Natur” so ausgesehen haben. Trotzdem liegt über der Bleistiftskizze ein eigentümlicher Reiz, ist doch der Ausdruck ungekünstelt und natürlich. Wenn ich aus der Skizze von Sturmlechner nur das knappe Profil nehme, deckt sich das Bild ziemlich genau mit dem Erinnerungsbild, das ich von meinem Jugendfreund in mir trage.

Die Sturmlechner-Zeichnung hat ein sehr bewegtes Schicksal. Viel Unfug wurde damit getrieben. So hat zum Beispiel ein Autor, der über die Wiener Elendsjahre Hitlers berichtet, dem typischen Profil einen steifen Halbzylinder aufgesetzt, in die Krawatte eine Hakenkreuznadel gesteckt und das Bild für eine Zeichnung aus den späteren Jahren in Wien ausgegeben. Das Profil konnte man gelten lassen, wenn man wußte, wie sehr sich Hitlers Physiognomie gleichgeblieben ist. Aber jener Autor wußte nicht, daß Hitler niemals einen Halbzylinder getragen hat. Adolf liebte dunkle, weiche Hüte, nichts anderes. Wie hat er über diese „Melonen” gespottet!

Damit bin ich mit allem, was sich auf die Bildnisse des jungen Hitler bezieht, am Ende. Ich will lediglich versuchen, mit Worten einiges über die Erscheinung meines Jugendfreundes zu ergänzen, obwohl ich mir der Unzulänglichkeit dieses Versuches bewußt bin.

Hitler war mittelgroß und schlank, damals schon etwas größer als seine Mutter. Seine Gestalt wirkte absolut nicht kräftig, eher etwas hoch aufgeschossen und schmächtig. Er war ja auch gar nicht stark. Mit seiner Gesundheit war es ziemlich schlecht bestellt, was er selbst am meisten bedauerte. Vor dem nebeligen und feuchten Linzer Klima während der Wintermonate mußte er sich schützen. Tatsächlich war er fallweise zu dieser Zeit unpäßlich und hustete viel. Mit einem Wort, er war auf der Lunge schwach.

Die Nase war sehr ebenmäßig und wohl proportioniert, keineswegs markant. Die Stirne war hoch und frei, ein wenig zurückfliehend. Es tat mir immer leid, daß er schon damals die Gewohnheit besaß, den Scheitel möglichst weit in die Stirne zu streichen. Im übrigen kommt mir diese übliche Stirn-Nase-Mund-Beschreibung sehr lächerlich vor; denn in diesem Antlitz waren die Augen etwas so Bevorzugtes, daß man alles andere gar nicht

beachtete. Ich habe nie mehr in meinem Leben einen Menschen gesehen, bei dem — wie soll ich es nur ausdrücken? — die Augen so gänzlich das Antlitz beherrschten wie bei meinem Freund. Es waren die hellen Augen seiner Mutter. Aber der etwas starre, durchdringende Blick war beim Sohne noch gesteigert, in gewissem Sinne überhöht worden, und erhielt noch mehr Kraft und Ausdrucksfähigkeit. Es war unheimlich, wie sich der Ausdruck dieser Augen ändern konnte, insbesondere wenn Adolf sprach. Mir bedeutete seine dunkle, sonore Stimme an sich aber viel weniger als der Ausdruck der Augen. Adolf sprach ja tatsächlich mit den Augen. Auch wenn der Mund schwieg, wußte man, was er sagen wollte. Als er zum ersten Male in unser Haus kam und ich ihn meiner Mutter vorstellte, sagte diese abends vor dem Schlafengehen zu mir: „Was hat nur dein Freund für Augen!" Und ich kann mich sehr gut erinnern, daß mehr ein Erschrecken als Bewunderung in ihren Worten lag. Wenn man mich mitunter fragt, worin sich das Ungewöhnliche dieses Mannes während seiner Jugendzeit am deutlichsten angekündigt hat, kann ich nur zur Antwort geben: in den Augen!

Natürlich war auch seine ungewöhnliche Rednergabe auffallend. Doch war ich noch zu unerfahren, um daran besondere Erwartungen zu knüpfen. Ich war ja überzeugt, daß Hitler einmal ein großer Künstler werden würde, ein Dichter, glaubte ich zuerst, dann ein bedeutender Maler, bis er mich dann in Wien überzeugte, daß seine Begabung auf dem Gebiete der Architektur läge. Doch für diese künstlerischen Absichten war seine Rednergabe nicht notwendig, ja eher hemmend. Trotzdem hörte ich ihm immer wieder gerne zu. Seine Sprache war sehr gewählt. Er lehnte den Dialekt ab, insbesondere das Wienerische, das ihm in seiner weichen, melodiösen Art im Innersten zuwider war. Eigentlich sprach Hitler gar nicht im üblichen Sinne österreichisch. Eher konnte man sagen, daß in seiner Sprechweise, insbesondere in der Rhythmik seines Sprechens etwas Bayrisches, und zwar Niederbayrisches lag. Vielleicht war dafür entscheidend gewesen, daß er sich von seinem dritten bis zu seinem sechsten Lebensjahre, also in der Zeit des eigentlichen Spracherwerbes, in Passau befand, wo der Vater damals Zollbeamter war.

Ohne Zweifel war mein Freund Adolf von frühester Jugend an rednerisch begabt. Er wußte es auch. Er sprach gerne und anhaltend. Manches Mal, wenn er sich gar zu weit in seinen Phantasien verlor, stieg in mir der Verdacht auf, daß alles, was er da sagte, bloß eine Redeübung sei. Doch dann wieder verwarf ich diese Meinung. Hatte ich nicht eben selbst alles, was er gesagt hatte, buchstäblich für wahr genommen? Dann wieder erprobte Adolf geradezu seine rednerische Überzeugungskraft an mir oder anderen. Ein unvergeßliches Beispiel blieb mir in Erinnerung, wie der kaum Achtzehnjährige meinen Vater überzeugte, daß er mich aus seinem Betriebe freigeben und zum Studium an das Konservatorium nach Wien schicken

müsse. Bei der schwerfälligen und verschlossenen Natur meines Vaters eine gewiß ungewöhnliche Leistung. Seit jenem für mich 80 entscheidenden Beweis seiner Begabung hielt ich bei Hitler nichts mehr für unmöglich, das sich durch eine überzeugende Rede erreichen ließ. Meistens pflegte er sie durch gemessene und überlegte Gesten zu unterstreichen. Hin und wieder, wenn er über eines seiner Lieblingsthemen sprach, über die Donaubrücke, den Ausbau des Museums oder gar den unterirdischen Bahnhof, den er für Linz vorgesehen hatte, unterbrach ich ihn und fragte, wie er sich denn die praktische Verwirklichung dieser Projekte vorstelle, wir seien doch nichts als arme Teufel! Da sah er mich dann so fremd und feindselig an, als hätte er meine Frage gar nicht verstanden. Ich erhielt auch niemals eine Antwort darauf, höchstens schnitt mir eine sehr bezeichnende Geste der Hand das Wort ab. Später gewöhnte ich mich daran und fand es durchaus nicht mehr lächerlich, wenn der Sechzehn- oder Siebzehnjährige Riesenprojekte entwickelte und mir bis in das Detail vortrug. Wenn ich mich bloß an seine Worte gehalten hätte, wäre mir das Ganze als müßiges Spiel oder als Wahnsinn erschienen. Aber die Augen überzeugten mich, daß es ernst gemeint war.

Sehr viel hielt Adolf von einem guten Benehmen und exakter, sauberer Form. Mit peinlicher Genauigkeit beachtete er die Gebote des gesellschaftlichen Umganges, so wenig ihm an sich die Gesellschaft selbst bedeutete. In seinem Auftreten betonte er stets die Stellung seines Vaters, der als Zollbeamter etwa den Rang eines Hauptmannes innegehabt hatte. Wenn er von seinem „Vater” sprach, ahnte man nicht, wie heftig er für sich selbst jede beamtete Stellung ablehnte. Trotzdem hatte er im Auftreten etwas sehr Genaues. Nie vergaß er, mir an meine Eltern Grüße aufzutragen, auf keiner noch so flüchtigen Karte fehlte der Gruß an meine „werten Eltern”!

In Wien, als wir gemeinsam bei einer Zimmerfrau wohnten, kam ich darauf, daß er sich abends immer sorgfältig die lange Hose unter die Matratze legte, um sich am Morgen an einer tadellosen Bügelfalte erfreuen zu können. Adolf wußte den Wert einer vorteilhaften äußeren Erscheinung sehr zu schätzen. Wenn er auch nicht eitel war, besaß er doch einen ausgeprägten Sinn für Selbstdarstellung. Unzweifelhaft besaß er großes schauspielerisches Talent, das er, gepaart mit seiner Rednergabe, vortrefflich einzusetzen wußte. Ich fragte mich manches Mal, weshalb Hitler bei diesen ausgesprochenen Fähigkeiten in Wien nicht weiter vorwärtsgekommen sei. Erst später begriff ich, daß es ihm gar nicht darum gegangen war, beruflich aufzusteigen. Sich einen Brotberuf zu sichern, besaß er nicht den geringsten Ehrgeiz. Die Leute, die ihm in Wien begegneten, konnten den Widerspruch, der zwischen seiner gepflegten äußeren Erscheinung, seiner wohlgesetzten Sprache, seinem sicheren Auftreten einerseits und dem Hungerdasein, das er führte, anderseits

bestand, nicht begreifen und hielten ihn entweder für hochmütig oder angeberisch. Er war keines von beiden. Er paßte einfach in kein bürgerliches Schema.

Dabei war Hitler ein wahrer Künstler im Hungern, obwohl er, wenn sich die Gelegenheit bot, gerne gut gegessen hat. Zwar fehlte ihm in Wien meistens das nötige Geld hierfür. Besaß er solches, war er zu jeder Zeit bereit, auf das Essen zu verzichten, um sich dafür die Karte für eine Theateraufführung lösen zu können. Was andere Lebensgenuß nennen, verstand er überhaupt nicht. Er rauchte nicht, er trank nicht, lebte zum Beispiel in Wien tagelang nur von Milch und Brot.

Bei seiner Geringschätzung alles dessen, was sich auf den Körper bezog, bedeutete ihm auch der Sport, der damals eben mächtig im Aufschwung begriffen war, nur wenig. Irgendwo las ich einmal, wie kühn der junge Hitler die Donau durchschwommen habe. Ich kann mich nicht daran erinnern. Wir gingen höchstens mitunter in die Rodel baden. Das war aber auch alles. Der Byzicle-Club, der die unternehmungslustigen Radfahrer vereinte, interessierte ihn nur, weil dieser Klub im Winter einen Eislaufplatz unterhielt. Aber auch dieser Eislaufplatz interessierte ihn weniger wegen der körperlichen Betätigung, es ging ihm um das von ihm geliebte Mädchen, das sich dort in der Schlittschuhkunst übte.

Der einzige Sport, den Hitler mit großem Eifer betrieb, war das Gehen. Er ging überall und immer. Selbst in der Werkstätte oder in meinem Zimmer schritt er ständig auf und ab. In der Erinnerung sehe ich ihn immer irgendwie in Bewegung. Er konnte stundenlang gehen, ohne zu ermüden. Die weite Umgebung von Linz haben wir kreuz und quer durchwandert. Es gibt wohl keinen Weg, den wir beide nicht beschritten haben. Seine Liebe zur Natur war sehr ausgeprägt. Allerdings liebte er die Natur auf eine ganz persönliche Art. Nicht daß es ihn wie auf anderen Wissensgebieten gedrängt hätte, besondere Studien zu betreiben. Ich erinnere mich kaum, ihn mit naturwissenschaftlichen Büchern gesehen zu haben. Sein sonst unstillbarer Wissensdrang schien hier an eine deutliche Grenze gekommen zu sein. Zwar hatte er, wie er mir erzählte, während seiner Schulzeit einmal eifrig botanisiert und sich ein Herbarium angelegt, doch entsprang solche Beschäftigung ebenso wie die Anlage einer Schmetterlingsammlung oder das Sammeln von Mineralien mehr seinem jugendlichen Eifer als einer besonderen Veranlagung. Nicht das einzelne in der Natur interessierte ihn. Er nahm die Natur vielmehr als ein Ganzes. Er nannte es das „Draußen". Dieses Wort klang aus seinem Munde so vertraut, als hätte er es ein „Daheim" genannt. Tatsächlich fühlte er sich in der Natur zu Hause. Seine eigentümliche Vorliebe für nächtliche Wanderungen oder dafür, irgendwo in einer fremden Gegend über Nacht zu bleiben, war

schon während des ersten Jahres unserer Freundschaft festzustellen.

Die Natur übte auf ihn einen ganz ungewöhnlichen Einfluß aus, wie ich dies noch bei keinem Menschen beobachten konnte. Er war einfach „draußen” ein ganz anderer als drinnen in der Stadt. Es gab bestimmte Seiten seines Wesens, die sich überhaupt erst in der Natur offenbarten. Nie war er so gesammelt, so konzentriert wie auf den stillen Wegen durch die Buchenwälder des Mühlviertels oder nachts, wenn wir noch rasch auf den Freinberg liefen. Im Rhythmus des Gehens flossen auch seine Gedanken und Einfälle viel ruhiger und zielsicherer als anderswo.

Einen eigentümlichen Widerspruch an ihm konnte ich mir lange Zeit nicht erklären. Wenn die helle Sonne in die Gassen schien und ein frischer, belebender Wind den Geruch der Wälder in die Stadt trug, trieb es ihn mit unwiderstehlicher Macht aus der engen, dumpfen Stadt heraus zu Wiesen und Wäldern. Kaum aber waren wir draußen, versicherte er mir, daß er auf dem Lande unmöglich mehr bleiben könne. Es wäre für ihn schrecklich, wieder in einem Dorfe, wie es Leonding war, leben zu müssen. Bei aller Liebe zur Natur freute er sich jedesmal, wenn wir wieder in die vertraute Stadt zurückkamen.

Als ich Adolf im Laufe der Zeit näher kennenlernte, wurde mir diese Gegensätzlichkeit seines Wesens verständlich. Er brauchte die Stadt, die Vielfalt und Fülle der Eindrücke, Erlebnisse und Begebenheiten; denn er fühlte sich an allem mitbeteiligt, es gab nichts in der Stadt, das ihn nicht beschäftigt hätte. Er brauchte die Menschen mit ihren so widerspruchsvollen Interessen, ihren Bestrebungen, Absichten, Plänen, Wünschen. Nur in dieser mit Problemen geladenen Atmosphäre fühlte er sich wohl. Das Dorf war ihm, von diesem Standpunkt aus betrachtet, viel zu einförmig, zu unbedeutend, zu belanglos und daher für sein unbändiges Bedürfnis, sich mit allem zu beschäftigen, zuwenig ergiebig. Außerdem war eine Stadt schon an sich als eine Anhäufung von Bauwerken und Häusern für ihn interessant. Begreiflich, daß er nur inmitten der Stadt leben wollte.

Andererseits aber brauchte er gegen diese ihn ständig bedrängende, beschäftigende Stadt, die seine Anlagen und Interessen auf das höchste beanspruchte, ein wirksames Gegengewicht. Er fand es in der Natur, an der es auch für ihn nichts zu verbessern oder zu verändern gab, weil die ewig gleichen Gesetze, denen die Natur gehorchte, außerhalb des menschlichen Wollens blieben. Hier konnte er wieder zu sich selbst kommen, weil er sich nicht wie in der Stadt auf Schritt und Tritt veranlaßt sah, Stellung zu nehmen.

Mein Freund hatte eine ganz besondere Art, die Natur seinem Wesen dienstbar zu machen. Er suchte sich in der näheren Umgebung der Stadt einen stillen, von anderen kaum besuchten Platz, an dem er allein sein konnte.

Adolf Hitler

München, den 4. August 1933.
Braunes Haus

Mein lieber Kubizek!

Erst heute wird mir Dein Brief vom 2. Februar vorgelegt. Bei den Hunderttausenden von Schreiben, die ich seit dem Januar erhielt, ist es nicht verwunderlich. Umso grösser war meine Freude, zum ersten Mal nach so vielen Jahren eine Nachricht über Dein Leben und Deine Adresse zu erhalten. Jch würde sehr gerne - wenn die Zeit meiner schwersten Kämpfe vorüber ist - einmal persönlich die Erinnerung an diese schönsten Jahre meines Lebens wieder wachrufen. Vielleicht wäre es möglich, dass Du mich besuchst.

Dir und Deiner Mutter alles Gute wünschend bin ich in Erinnerung an unsere alte Freundschaft

Dein

A. Hitler

Herrn
Stadtamtsleiter Aug. Kubizek,
E f e r d i n g /O.ö.

Brief Adolf Hitlers an den Autor. Hitler verwendet in diesem Brief noch das „Du” und nennt die mit dem Autor verbrachten Jahre die schönsten seines Lebens



August Kubizek. Oben eine Aufnahme aus letzter Zeit, links ein Bild aus den Jahren, da er mit dem damals fünfzehnjährigen Hitler Freundschaft schloß

Immer wieder ging er dorthin, jeder Busch, jeder Baum war ihm wohl bekannt. Nichts war um ihn, was ihn der Beschaulichkeit entrissen hätte. Wie die Wände einer stillen, vertrauten Kammer umgab ihn die Natur. So hatte er sich das „Draußen” zu einem „Drinnen” gemacht, in dem er ungestört seinen leidenschaftlichen Plänen und Ideen nachhängen konnte.

Lange Zeit hatte er sich für schöne Tage auf einer Bank des Turmleitenweges auf solche Art ein natürliches Studierzimmer eingerichtet. Dort las er in seinen Büchern, dort zeichnete und aquarellierte er, dort entstanden seine ersten Gedichte. Bin anderer, später bevorzugter Platz war noch einsamer und verborgener. Von dem Fußwege, der auf halber Höhe des Kalvarienberges ins Zaubertal führt, mußte man nach Westen abzweigen und ohne Weg und Steg durch Gebüsch über große, dunkle Steinplatten klettern, um diesen Platz zu erreichen, den niemand anderer fand. Wir setzten uns auf den höchsten, etwas überhängenden Felsen. Während Gebüsch und Bäume in dichtem Halbrund hinter uns die Welt abschlössen, lag frei unter unseren Füßen die Donau. Der Anblick des ruhig dahinziehenden Stromes hat Adolf immer von neuem ergriffen. Unaufhaltsam, aus dem Ewigen kommend, ins Ewige ziehend, drängte das mächtige Wasser nach Osten. Wie oft hat mir mein Freund da oben von seinen Plänen erzählt. Mitunter geschah es, daß ihn das Gefühl überwältigte. Dann ließ er seiner Phantasie freien Lauf. Ich erinnere mich, wie er mir einmal von dieser Stelle aus Kriemhildens Zug ins Hunnenland so anschaulich schilderte, daß ich glaubte, die mächtigen Schiffe der Burgunderkönige stromabwärts treiben zu sehen.

Im Gegensatz zu dieser beschaulichen Einkehr standen unsere ausgedehnten Wanderungen. Man war damals schnell gerüstet. Das einzige, was man benötigte, war ein kräftiger Spazierstock. Adolf trug zu seinem Werktagsanzug ein farbiges Hemd, und als Zeichen, daß er heute eine große Wanderung vorhabe, statt der üblichen Krawatte nur eine geflochtene, in zwei Kordeln auslaufende seidene Schnur. Proviant nahmen wir keinen mit. Irgendwo draußen trieben wir dann, wenn uns hungerte, ein Stück trockenes Brot auf und tranken ein Glas Milch dazu. Was waren dies noch für herrlich unbeschwerte Zeiten!

Wir verachteten Bahn und Wagen und gingen überallhin nur zu Fuß. Wenn unsere sonntägliche Wanderung mit einem Ausfluge meiner Eltern kombiniert wurde, was für uns den Vorteil hatte, daß wir von meinem Vater in irgendeinem Landgasthaus zu einem kräftigen Mittagsmahle eingeladen wurden, so marschierten wir früh genug aus, um die mit dem Zug nachkommenden Eltern schon am Zielorte erreichen zu können. Mein Vater, der noch mehr als ich froh war, nach sechs Tagen Arbeit in Schweiß und

Staub wieder reine Luft in die Lungen zu bekommen, liebte vor allem das kleine, idyllische Dörflein Walding, das inmitten prächtiger Obstgärten liegt und zur Blütezeit kaum aus den weiß oder rosa schimmernden Baumkronen heraussieht. Uns war Walding deshalb so sympathisch, weil der Rodelbach in der Nähe vorüberfließt, in dem wir an warmen Sommertagen gerne badeten. Der Bach mit seinem dunkelgoldenen Grund erinnert schon an die stillen Waldbäche aus der Heimat Adalbert Stifters. Aber die Rodel ist tückisch. Mitunter bilden sich gerade dort, wo man es am wenigsten erwartet, tiefe Tümpel, aus denen nur ein tüchtiger Schwimmer noch herauskommt.

Eine kleine Episode ist mir in Erinnerung geblieben. Adolf und ich waren vom Gasthaus zum Bach hinübergelaufen, um zu baden. Ich war ein leidlich guter Schwimmer, auch mein Freund. Aber meine Mutter hatte doch keine Ruhe. Sie kam uns nach und stellte sich auf einen vorspringenden Granitblock, um uns bei den Schwimmkünsten zuzusehen. Der Fels, der schräg zum Wasser abfiel, war mit Moos bewachsen. Die gute Mutter, während sie uns ängstlich und besorgt zusah, glitt auf dem rutschigen Moos aus, fiel, wie sie stand, ins Wasser und versank in dem dunklen, unheimlichen Tümpel. Ich war zu weit weg, um sogleich helfen zu können. Aber Adolf sprang sofort meiner Mutter nach und zog sie aus dem Wasser. Adolf ist meinen Eltern stets anhänglich geblieben. Bezeichnend, daß er noch im Jahre 1944 meiner Mutter zu ihrem achtzigsten Geburtstage ein Lebensmittelpaket senden ließ.

Adolf liebte besonders das Mühlviertel. Die weit ausschwingenden Höhen, die von Hügel zu Hügel den Blick freier machten und schließlich, ohne daß man zu einem richtigen Gipfel kam, das Panorama rundum aufschlössen, entzündeten ihn immer wieder. Da unten am hellen Silberband des Stromes lag, eng zusammengedrängt, die Stadt. Über das weite, fruchtbare Bauernland ragten im Süden die Alpengipfel auf, an Föhntagen so klar, daß man jeden einzelnen von ihnen genau erkennen konnte. Vom Pöstlingberg aus, der ja auch kein Berg im eigentlichen Sinne dieses Wortes ist, sondern nur der Rand der zur Donau abfallenden Hochfläche, wanderten wir über den Holzpoldl und den Elendsimmerl nach Gramastetten oder streiften durch die Wälder um die Ruine Lichtenhag. Adolf vermaß das nur mehr spärlich erhaltene Mauerwerk und trug die gewonnenen Maße in das Skizzenbuch ein, das er ständig mit sich führte. Dann skizzierte er mit wenigen Strichen die ursprüngliche Burganlage, trug den Wehrgraben, die Zugbrücke ein und schmückte das Gemäuer aus freier Phantasie mit Zinnen und Erkern. Einmal überraschte er mich da oben mit dem Rufe: „Das ist der ideale Schauplatz für mein Sonett!" Doch als ich Näheres darüber erfahren wollte, erklärte er bloß: „Ich muß erst sehen, was daraus wird!" Und am Heimwege gestand er mir, daß er versuchen wolle, den

Stoff, der ihn beschäftigte, zu einem Schauspiel auszubauen.

Nach St. Georgen an der Gusen lief er hinaus, um festzustellen, welche Erinnerungen es dort noch an die berühmte Schlacht im Bauernkriege gäbe. Als wir die ganze Riedmark durchstreift hatten, ohne den geringsten Anhaltspunkt zu entdecken, kam Adolf auf eine merkwürdige Idee. Er war überzeugt, daß in den dort beheimateten Menschen eine ferne Erinnerung an diese große Schlacht lebendig geblieben sein müßte. Anderntags zog er allein hinaus, nachdem er zuvor vergeblich versucht hatte, mich bei meinem Vater dafür freizubitten. Zwei Tage und zwei Nächte blieb er draußen. Was er dort erfahren hat, weiß ich nicht mehr.

Nur weil Adolf sein geliebtes Linz auch einmal von Osten her sehen wollte, mußte ich mit ihm auf dem unfreundlichen Pfennigberg herumklettern, für den die Linzer, wie er klagte, viel zuwenig Interesse hätten. Auch mir gefiel die Stadt von jeder anderen Seite besser als von dieser. Trotzdem saß Adolf stundenlang auf dieser unwirtlichen Höhe und zeichnete. Auch ein Besuch im benachbarten Steyregg konnte mich nicht für diesen Tag entschädigen.

Hingegen bekam auch für mich St. Florian die Bedeutung eines Wallfahrtsortes der Kunst. Glaubten wir doch in dieser durch das Wirken Anton Bruckners geheiligten Umgebung unversehens noch dem „Musikanten Gottes” zu begegnen und in der herrlichen Kirche seine genialen Improvisationen auf der großen Orgel zu hören. Doch dann standen wir vor der schlichten unter dem Chor in den Fußboden eingelassenen Grabplatte, wo man den großen Meister vor einem Jahrzehnt zur ewigen Ruhe gebettet hatte. Das wundervolle Stift, ein Prachtbau Jakob Prandtauers, hat meinen Freund zu höchster Begeisterung entflammt. Dann stand er eine Stunde und länger, viel zu lange für mich, vor der herrlichen Prälatenstiege; wie hat er die Prunkentfaltung in der Bibliothek bewundert. Doch den stärksten Eindruck hinterließ ihm der Gegensatz, den die überladenen Räume und Säle des Stiftes mit dem schlichten Bruckner-Zimmer bildeten. Wenn er dieses einfache Mobiliar sah, bestärkte sich in ihm die Ahnung, daß auf dieser Erde geniale Schöpferkraft fast immer mit Not und Armut verbunden ist.

Für mich waren solche Besuche sehr aufschlußreich; denn Adolf war im Grunde genommen eine verschlossene Natur. Er hatte immer einen bestimmten Bezirk seines Wesens, in den er niemanden eindringen ließ. Immer gab es bei ihm unergründbare Geheimnisse, und in vielem blieb mir mein Freund für immer ein Rätsel. Aber es gab einen Schlüssel, der doch manches, das sonst verborgen blieb, aufschloß: die Begeisterung für das Schöne. Wenn wir vor einem so prächtigen Kunstwerk, wie dem Stift St. Florian, standen, fiel alles Trennende nieder, Dann konnte Adolf im Feuer der Begeisterung ganz aus sich herausgehen, und ich empfand das Glück dieser

Freundschaft doppelt groß.

Ich bin oftmals, ich glaube sogar von Rudolf Heß, als er mich in Linz einmal zu sich bat, gefragt worden, ob Hitler, so wie ich ihn in Erinnerung habe, eigentlich Humor gehabt hätte. Man vermisse das an ihm, erklärten Leute aus seiner Umgebung. Schließlich sei er doch auch ein Österreicher, also müsse er ja auch etwas von dem so berühmten österreichischen Humor haben.

Gewiß war der Eindruck, den man von Hitler bekam, insbesondere nur bei kurzer und flüchtiger Begegnung, der eines tiefernsten Mannes. Dieser ungeheure Ernst schien alles andere zu überschatten. Das war auch in jungen Jahren nicht anders. Mit einem geradezu tödlichen Ernst, der absolut nicht zu einem Sechzehn- oder Siebzehnjährigen passen wollte, faßte er die Fragen an, die ihn bewegten. Und die Welt hatte tausend und aber tausend Fragen an ihn. Er konnte lieben und bewundern, hassen und verachten, alles mit größtem Ernst. Aber eine Sache lächelnd beiseite lassen, das konnte er nicht. Auch wenn er sich für etwas, wie zum Beispiel für den Sport, nicht persönlich interessierte, als Zeiterscheinung war ihm der Sport genauso wichtig wie alle anderen Probleme. Er kam bei diesen ununterbrochenen Auseinandersetzungen nie an ein Ende. Sein abgrundtiefer Ernst griff immer neue Fragen an, und lieferte ihm einmal die Gegenwart keinen Stoff, so brütete er daheim stundenlang über Büchern und wühlte sich in die Fragen der Vergangenheit hinein. Dieser ungewöhnliche Ernst war seine nach außenhin auffallendste Eigenschaft. Dafür blieb vieles fort, was sonst die Jugend in diesem Alter kennzeichnet: ein unbekümmertes Sichgehenlassen, ein In-den-Tag-hinein-Leben, mit dem glücklichen Gedanken „Kommt’s wie’s kommt”, oder gar ein Über-die-Schnur-Hauen, ein derbes Ausgelassensein! Nein, das gab es bei ihm niemals. Er wäre sich dabei — seltsamer Widerspruch — sehr unjugendlich vorgekommen. Der Humor aber wurde dadurch in die privateste Sphäre verbannt. Er blitzte nur hin und wieder durch, als handle es sich dabei um etwas Verpöntes. Meistens zielte dieser Humor auf Menschen seiner nächsten Umgebung, also auf ein Gebiet, auf dem es für ihn keine Frage, keine Probleme mehr gab. Deshalb mischte sich in seinen verbissenen und etwas grimmigen Humor häufig Spott, allerdings ein durchaus freundschaftlich gemeinter Spott. So sah er mich einmal in einem Konzert, wie ich Trompete blies. Es machte ihm ungeheuren Spaß, mich nachzuahmen, und er behauptete, ich hätte mit meinen aufgeblasenen Backen wie ein Engel von Rubens ausgesehen.

Ich kann dieses Kapitel nicht schließen, ohne eine Eigenschaft des jungen Hitler anzuführen, auf die heute hinzuweisen — ich gebe das ohne weiteres zu — geradezu paradox klingt. Hitler war von tiefer Einfühlungsgabe und

Teilnahme erfüllt. In geradezu rührender Weise nahm er sich meines Schicksals an. Ich brauchte ihm gar nicht zu sagen, wie es um mich stand. Er empfand alles, was mich bewegte, so unmittelbar, als wäre es ihm selbst geschehen. Wie oft hat er mir damit in schwieriger Lage geholfen. Er wußte immer, was ich brauchte und was mir not tat. So intensiv er mit sich selbst beschäftigt war, so intensiv befaßte er sich auch mit den Angelegenheiten von Menschen, die ihn interessierten. Es war durchaus kein Zufall, daß er es war, der meinem Leben dadurch, daß er bei meinem Vater für mich das Musikstudium durchsetzte, die entscheidende Richtung gab. Vielmehr kam dies aus einer allgemeinen Grundhaltung heraus, die ihn an allem, was mich betraf, ganz selbstverständlich teilnehmen ließ. Ich hatte manchmal das Gefühl, als würde er neben seinem eigenen Leben auch meines miterleben.

So habe ich denn das Bild des jungen Hitler gezeichnet, so gut ich es ans meiner Erinnerung vermag. Die Frage aber, die damals unbewußt und unausgesprochen über dieser Jugendfreundschaft stand, ist für mich auch heute noch unbeantwortet geblieben: Was wollte Gott mit diesem Menschen?

DAS BILD DER MUTTER

Es gibt nur eines, doch dieses macht alle anderen Bilder überflüssig, denn es drückt das Wesen dieser stillen, bescheidenen Frau, die ich verehrte, besser aus als ein ganzes Dutzend gleichgültiger Aufnahmen. Wir sehen vor uns das Bild einer jungen Frau von auffallend regelmäßigen Gesichtszügen. Doch liegt schon ein heimlicher Zug von Leid um diesen streng geschlossenen Mund, dem das Lächeln schwer ankommt. Die hellen, etwas starr blickenden Augen beherrschen völlig das ernste Gesicht.

Klara Hitler war zu der Zeit, da ich in ihrer Familie Zugang fand, bereits 45 Jahre alt, seit zwei Jahren Witwe. Ihre Züge aber hatten sich, mit jener photographischen Aufnahme verglichen, im wesentlichen nicht sehr verändert. Nur sprach das Leid jetzt noch deutlicher aus ihnen, und das Haar war grau geworden. Aber Klara Hitler blieb bis zu ihrem frühen Tod eine schöne Frau. Das Leid verklärte diese Schönheit noch. So oft ich vor ihr stand, empfand ich immer, ich weiß nicht wieso, Mitleid und hatte das Bedürfnis, ihr etwas Gutes zu tun. Sie freute sich, daß Adolf einen Freund gefunden hatte, mit dem er sich gut verstand und dem er sich völlig anvertrauen konnte. Frau Hitler hatte mich deshalb sehr gerne. Wie oft hat sie sich vor mir die Sorgen, die ihr Adolf bereitete, vom Herzen geredet! Wie hoffte sie, an mir einen Helfer gefunden zu haben, um ihren Sohn auf die vom Vater gewünschte Bahn zu bringen! Ich mußte sie enttäuschen. Doch sie nahm es mir nicht übel; denn sie ahnte wohl, daß die Ursachen für Adolfs Verhalten viel tiefer lagen und gänzlich außerhalb meiner Einflußmöglichkeit blieben.

Bald hatte jeder von uns in der Familie des anderen Fuß gefaßt. Wie Adolf oft bei uns zu Gast war und sich bei meinen Eltern wohl fühlte, war ich oft bei seiner Mutter, und Frau Hitler versäumte nie, mich beim Abschiednehmen zu neuerlichem Besuch einzuladen. Ich kam mir wie zur Familie gehörig vor; denn es gab sonst kaum jemanden, der dort verkehrte.

Oftmals, wenn ich mit der Arbeit in der Werkstätte früher fertig wurde, als ich gedacht hatte, wusch ich mich rasch, kleidete mich um und lief in die Humboldtstraße. Das Haus Nummer 31 ist ein dreistöckiges, nicht gerade unschönes Miethaus. Die Familie Hitler wohnte im dritten Stock. Ich eilte die Treppen hinan. Ich läutete. Frau Hitler öffnete und begrüßte mich freundlich.

Diese vom Herzen kommende Freundlichkeit schien das still getragene Leid, das sonst aus ihren Zügen sprach, ein wenig aufzuhellen. Ich freute mich über jedes Lächeln in diesem ernsten Antlitz.

Genau noch sehe ich die einfache Wohnung vor mir. Die kleine Küche mit den grüngestrichenen Möbeln besaß nur ein Fenster, das auf die Hofseite ging. Das Wohnzimmer mit den beiden Betten, in denen die Mutter und die kleine Paula schliefen, wies zur Straßenseite. An der seitlichen Wand hing das Bild des Vaters, ein eindrucksvolles, seiner Würde bewußtes Beamtengesicht, dessen etwas grimmiger Ausdruck durch den sorgsam gepflegten Kaiserbart gemildert wurde. Im Kabinett, das vom Schlafzimmer aus zugänglich war, schlief und lernte Adolf.

Paula, Adolfs kleine Schwester, war damals, als ich in die Familie Hitler kam, neun Jahre alt. Sie war ein stilles, sehr verschlossenes Mädchen, hübsch, doch gar nicht der Mutter und auch nicht Adolf ähnlich. Ich sah sie selten fröhlich. Im übrigen konnten wir uns gut leiden. Adolf aber machte sich nicht sehr viel aus seiner Schwester. Dies lag vor allem auch im Altersunterschied begründet, der Paula völlig aus seinem Erlebnisbereich ausschloß. Er nannte sie „die Kleine”. Paula ist unverheiratet geblieben.

Ferner lernte ich in der Familie Hitler eine etwas mehr als zwanzigjährige, sehr stattliche, jung verheiratete Frau kennen, Angela genannt, die ich nicht sogleich in die Familiengeschichte einzureihen vermochte, obwohl sie zu Klara Hitler genauso „Mutter” sagte wie die kleine Paula. Mich verwirrte das sehr, und erst später erfuhr ich des Rätsels Lösung. Angela, am 28. Juli 1883 geboren, war also sechs Jahre älter als Adolf und stammte aus der früheren Ehe des Vaters. Ihre wirkliche Mutter, Franziska Matzelsberger, war im Jahre nach der Geburt gestorben. Fünf Monate später hatte sich der Vater wieder verheiratet, diesmal mit Klara Pölzl. Angela, die von ihrer eigentlichen Mutter natürlich keine Erinnerung mehr besaß, betrachtete Klara als ihre Mutter. Im September 1903, also ein Jahr, bevor ich mit Adolf bekannt wurde, hatte Angela den Steueradjunkten Raubal geheiratet. Sie wohnte mit ihrem Mann ganz in der Nähe, nämlich im Gasthaus „zum Waldhorn” in der Bürgerstraße. Aber sie kam sehr oft zu ihrer Stiefmutter herüber, brachte aber niemals ihren Mann mit. Jedenfalls habe ich Raubal nie getroffen. Ganz im Gegensatz zu Frau Hitler war Angela eine lebensfrohe, lustige Person, die gerne lachte. Sie brachte richtig Leben in die Familie. Mit ihrem ebenmäßigen Gesicht, dem schönen, in langen Zöpfen geflochtenen Haar, das genauso dunkel war wie das Adolfs, war sie eine außerordentlich hübsche Erscheinung. Aus der Schilderung Adolfs, aber auch aus dem, was mir seine Mutter heimlich erzählte, erfuhr ich, daß Raubal ein Trinker war. Adolf haßte ihn. In Raubal vereinigte sich für ihn alles, was er an einem Mann verachtete. Er saß immer

im Wirtshaus, trank und rauchte, verspielte sein Geld und außerdem — er war Beamter. Zu altem anderen Unheil fühlte er sich verpflichtet, die Meinung seines Schwiegervaters zu vertreten und bedrängte Adolf, gleichfalls Beamter zu werden. Mehr brauchte es nicht, um diesen endgültig mit sich zu verfeinden. Wenn Adolf von Raubal sprach, bekam sein Gesicht einen ganz bestimmten drohenden Ausdruck. Vielleicht war dieser so ausgeprägte Haß, den Adolf gegen den Mann seiner Halbschwester hegte, der Grund, weshalb sich Raubal so selten in der Humboldtstraße sehen ließ. Als Raubal wenige Jahre nach der Verehelichung mit Angela starb, war die Verbindung zwischen ihm und Adolf schon lange völlig abgerissen. Angela aber heiratete später als Witwe einen Dresdner Architekten. Ich besitze noch einen Kartengruß aus Bayreuth von ihr. Sie ist 1949 in München gestorben.

Von Adolf erfuhr ich, daß aus der zweiten Ehe seines Vaters auch noch ein Sohn Alois stamme, der seine Kindheit gleichfalls in der Familie Hitler verlebt habe, aber schon während deren Lambacher Aufenthaltes fortgezogen sei. Dieser Halbbruder Adolfs — am 13. Dezember 1881 in Braunau geboren — war sieben Jahre älter als Adolf. Er war, wie Adolf erzählte, als der Vater noch lebte, ein paarmal nach Leonding gekommen. In der Humboldtstraße erschien er meines Wissens nicht mehr. In Hitlers Leben hat dieser Halbbruder Alois nie eine entscheidende Rolle gespielt. Umgekehrt kümmerte er sich auch nicht um die politische Laufbahn Adolfs. Er tauchte einmal in Paris, dann in Wien, dann in Berlin auf. Aus der ersten Ehe dieses Halbbruders von Adolf mit einer Holländerin stammt jener William Patrick Hitler, der im August 1939 eine Schrift: „Mon oncle Adolphe" veröffentlicht hat, während sein Sohn aus zweiter Ehe, Heinz Hitler, als Offizier im Osten gefallen ist.

Ich greife mit diesen Angaben über die Familie Hitler nur so weit über meine eigenen Erfahrungen hinaus, als dies zur Vervollständigung nötig ist und mir in die betreffenden Dokumente Einsicht gegeben wurde.

Obwohl Frau Hitler nur ungern von sich selbst und ihren Sorgen sprach, fühlte sie sich doch erleichtert, wenn sie mir ihre Bedenken wegen Adolf vorbringen konnte. Die unbestimmten, für die Mutter nichtssagenden Äußerungen, die Adolf über seine Zukunft als Künstler machte, konnten diese begreiflicherweise nicht befriedigen. Die Sorge um das Wohl des einzigen am Leben gebliebenen Sohnes verdüsterte immer mehr ihr Gemüt. Wie oft saß ich in der kleinen Küche mit ihr und Adolf beisammen. „Unser guter Vater hat im Grabe keine Ruhe", pflegte sie zu Adolf zu sagen, „weil du absolut nicht nach seinem Willen tust. Gehorsam ist die Grundlage für einen guten Sohn. Du aber hast keinen Gehorsam. Deshalb bist du auch in der Schule nicht weitergekommen und hast kein Glück im Leben."

Allmählich lernte ich immer mehr das Leid verstehen, das über dem Wesen dieser Frau lag. Sie klagte niemals über ihr Schicksal. Wohl aber erzählte sie mir von ihrer harten Jugend.

So wurde ich, teils durch persönliche Erfahrungen, teils durch Mitteilungen der Familienangehörigen, mit den Verhältnissen der Familie Hitler vertraut. Mitunter wurde auch von Verwandten im Waldviertel gesprochen. Dabei war es für mich schwer zu unterscheiden, ob es sich um mütterliche oder väterliche Verwandte handle. Jedenfalls gab es für die Familie Hitler lediglich im Waldviertel Verwandte, ein wesentlicher Unterschied zu anderen österreichischen Beamtenfamilien, die oft in mehreren Kronländern Angehörige hatten. Ich kam erst später darauf, daß die väterliche und die mütterliche Linie Hitlers schon in der zweiten Generation ineinander einmündeten, so daß es für ihn tatsächlich vom Großvater an nur eine einzige Sippe gab. Ich erinnere mich, daß Adolf zu seinen Verwandten ins Waldviertel gefahren ist. Einmal schrieb er mir auch eine Ansichtskarte aus Weitra, das im höchsten gegen Böhmen gewandten Teil des Waldviertels liegt. Was ihn gerade dorthin führte, weiß ich nicht mehr. Er erzählte auch nicht sonderlich gerne von seinen Verwandten da oben und beschrieb mir dafür eingehend die Gegend selbst: ein armes, karges Land. Dieses rauhe, harte Bauernland war die Heimat seiner mütterlichen und väterlichen Ahnen.

Die Lebensdaten von Frau Klara Hitler geborene Pölzl sind eindeutig belegt. Sie wurde am 12. August 1860 in Spital, einer armen Waldviertler Gemeinde, geboren. Ihr Vater, Johann Baptist Pölzl, war ein einfacher Bauer, ihre Mutter, Johanna Pölzl, war eine geborene Hüttler. Die Schreibung des Namens Hitler schwankt in den einzelnen Urkunden. Man findet sowohl die Schreibung Hiedler wie Hüttler, während die Schreibung Hitler erst bei Adolfs Vater auftaucht. Diese Johanna Hüttler, Adolfs Großmutter mütterlicherseits, war nachweisbar eine Tochter von Johann Nepomuk Hiedler. Also war Klara Pölzl unmittelbar mit der Sippe Hüttler-Hiedler verwandt. Johann Nepomuk Hiedler war nämlich der Bruder des Johann Georg Hiedler, der im Taufbuch zu Döllersheim als Kindesvater von Adolfs Vater eingetragen erscheint. Klara Pölzl war demnach eine Nichte zweiten Grades ihres Mannes. Alois Hitler bezeichnete sie auch, solange sie nicht seine Frau war, kurzweg als seine Nichte.

Klara Pölzl verlebte in dem ärmlichen, kinderreichen Haushalt eine kümmerliche Jugend. Mehrfach hörte ich von ihren Geschwistern erzählen. Klara war unter den zwölf Kindern eines der jüngsten. Oft war von Johanna, einer Schwester Klaras, die Rede. Diese Tante Johanna hat sich auch mehrmals um Adolf gekümmert, als er Doppelwaise geworden war. Eine andere Schwester Klaras, Amalia, lernte ich später kennen.

Im Jahre 1879, als Klara Pölzl fünfzehn Jahre alt war, rief sie ihr Verwandter, der Zollbeamte Alois Schicklgruber in Braunau, zu sich, damit sie seine Gattin im Haushalt unterstütze. Alois Schicklgruber, der erst im darauffolgenden Jahr den Namen Hiedler annahm, den er in Hitler änderte, war damals mit Frau Anna Glasl-Hörer verheiratet. Diese erste Ehe Alois Hitlers mit der vierzehn Jahre älteren Frau blieb kinderlos und wurde schließlich getrennt. Als seine Frau 1883 starb, heiratete Alois Hitler Franziska Matzelsberger, eine Frau, die um vierundzwanzig Jahre jünger war als er. Aus dieser Ehe stammen die beiden Halbgeschwister Adolfs, Alois und Angela. Klara hatte während der ersten, teilweise getrennten Ehe Alois Hitlers im Haushalt gearbeitet. Nach der zweiten Verehelichung aber verließ sie das Haus ihres Verwandten und ging nach Wien. Als jedoch Franziska, die zweite Frau Alois Hitlers, bald nach der Geburt des zweiten Kindes schwer erkrankte, rief Alois Hitler seine Nichte wieder nach Braunau zurück. Franziska starb am 10. August 1884 nach kaum zweijähriger Ehe. (Alois, das erste Kind aus dieser Ehe, war vorehelich geboren und von seinem Vater adoptiert worden.) Am 7. Jänner 1885, also ein halbes Jahr nach dem Tode seiner zweiten Frau, heiratete Alois Hitler seine Nichte Klara, die bereits ein Kind von ihm erwartete, den ersten Sohn Gustav, der am 17. Mai 1885, also nach kaum fünfmonatlicher Ehe, zur Welt kam und im frühen Kindesalter am 9. Dezember 1887 starb.

Wenn auch Klara Pölzl nur eine Nichte zweiten Grades war, bedurften die beiden Brautleute doch einer kirchlichen Dispens, um heiraten zu können. Dieses Gesuch in der sauberen kalligraphischen Handschrift des k. u. k. Staatsbeamten erliegt auch heute noch im bischöflichen Ordinariat in Linz unter der Aktenziffer 6. 911/II/2 1884. Dieses Dokument hat folgenden Wortlaut:

Ansuchen Alois Hitlers und seiner Braut Klara Pölzl um Ehebewilligung.

Hochwürdiges Bischöfliches Ordinariat!

Die in tiefster Ehrfurcht Gefertigten sind entschlossen, sich zu ehelichen. Es steht aber denselben laut beiliegendem Stammbaum das kanonische Hindernis der Seitenverwandtschaft im dritten Grad berührend den zweiten entgegen. Deshalb stellen dieselben die demütige Bitte, das hochwürdige Ordinariat wolle ihnen gnädigst die Dispens erwirken, und zwar aus folgenden Gründen:

Der Bräutigam ist laut Totenschein seit 10. August dieses Jahres Witwer und Vater von zwei unmündigen Kindern, eines Knaben von zweieinhalb Jahren (Alois) und eines Mädchens von einem Jahre und zwei Monaten (Angela), für welche er notwendig einer Pflegerin bedarf, um so mehr, da er als Zollbeamter den ganzen Tag, oft auch nachts, vom Hause abwesend ist und daher die Erziehung und Pflege der Kinder nur wenig überwachen kann. Die Braut hat die Pflege der Kinder bereits nach dem Tode der Mutter

übernommen und sind ihr selbe sehr zugetan, so daß sich mit Grund voraussetzen läßt, es würde die Erziehung derselben gedeihen und die Ehe eine glückliche werden. Überdies hat die Braut kein Vermögen und dürfte ihr deshalb nicht so leicht eine andere Gelegenheit zu einer anständigen Verehelichung geboten werden.

Auf diese Gründe gestützt, wiederholen die Gefertigten ihre demütige Bitte um gnädige Erwirkung des Dispens vom genannten Hindernis der Verwandtschaft.

Braunau, den 27. Oktober 1884 *Alois Hitler, Bräutigam*
Klara Pohl, Braut

Der Stammbaum, der dem Dispensgesuch beigelegt wurde, zeigt folgende Aufstellung:



Das bischöfliche Ordinariat in Linz erklärte, zur Erteilung dieser Dispens nicht ermächtigt zu sein, und leitete das Ansuchen nach Rom weiter, von wo es durch ein päpstliches Parere zustimmend bewilligt wurde.

Die Ehe Alois Hitlers mit Klara wird von verschiedenen Bekannten, die in Braunau, Passau, Hafeld, Lambach und Leonding in der Familie verkehrten, als durchaus glücklich geschildert, was wohl nur auf das fügsame und anpassungsfähige Wesen der Frau zurückzuführen ist. Zu mir sagte sie einmal darüber etwa folgendes: „Was man sich als junges Mädel von der Heirat erhofft und erträumt, ist meine Ehe auch nicht geworden.” Und dann fügte sie resigniert hinzu: „Aber wo kommt dies schon vor?”

Dazu kam die schwere seelische und physische Belastung dieser zarten Frau durch die rasch nacheinander geborenen Kinder: noch im Jahre des Eheschlusses, 1885, wurde der Sohn Gustav geboren, 1886 eine Tochter Ida, die gleichfalls nach zwei Jahren starb, 1887 wieder ein Sohn Otto, der drei Tage nach der Geburt verschied, am 20. April 1889 abermals ein Sohn, Adolf.

Wieviel still getragenes Mutterleid spricht aus diesen nüchternen Angaben! Als Adolf geboren wurde, waren seine drei Geschwister, Gustav, Ida und Otto, bereits tot. Mit welcher Sorge mag die schwer geprüfte Mutter das Leben ihres vierten Kindes behütet haben? Einmal erzählte sie mir, daß Adolf ein sehr

schwächliches Kind gewesen sei, so daß sie stets in der Sorge gelebt hatte, auch ihn zu verlieren. Ich konnte ihr das nachfühlen, nachdem auch meine Mutter drei ihrer Kinder durch frühen Tod verloren hatte und ich das ängstlich umsorgte vierte war.

Vielleicht war die Tatsache, daß drei Kinder dieser Ehe im frühen Kindesalter starben, auf den Umstand zurückzuführen, daß es sich bei der dritten Ehe Alois Hitlers um eine Verwandtschaftsehe handelte. Ich überlasse das Urteil darüber berufeneren Männern. Auf einen Umstand aber möchte ich im Zusammenhang damit hinweisen, dem man meines Erachtens größte Aufmerksamkeit widmen sollte.

Das auffallendste Kennzeichen im Charakter meines Jugendfreundes war nach meiner persönlichen Erfahrung die unerhörte Konsequenz in allem, was er sprach und was er tat. Etwas Festes, Starres, Unbewegliches, hartnäckig Fixiertes, das sich nach außenhin in unheimlichem Ernst offenbarte, lag in seinem Wesen und bildete förmlich die Basis, auf der sich alle anderen Charaktereigenschaften entwickelten. Adolf konnte einfach nicht „aus seiner Haut heraus", wie man bei uns sagt. Was in diesen fixierten Bereichen seines Wesens lag, blieb unverändert für immer. Wie oft habe ich das an ihm erlebt! Ein Wort fällt mir ein, das er zu mir sagte, als wir uns im Jahre 1938, also nach dreißig Jahren, wiedersahen: „Sie sind nicht anders geworden, Kubizek, nur älter!" Dieses Wort sollte zwar für mich gelten. Aber in Wahrheit galt es hundertmal mehr für ihn selbst. Er ist niemals anders geworden.

Ich habe für diesen so typischen Grundzug seines Wesens nach einer Erklärung gesucht. Umwelteinflüsse und Erziehung fallen dabei kaum ins Gewicht. Wohl aber könnte ich mir — obwohl in erbbiologischen Fragen völlig Laie — vorstellen, daß durch besondere Konstellation des Erbganges bei dieser Verwandtschaftsehe bestimmte Bereiche fixiert worden sind, und diese „arretierten Komplexe" jenes typische Charakterbild hervorgerufen haben. Im Grunde war gerade dieses „Nicht-anders-Können" die Ursache, weshalb Adolf Hitler seiner Mutter so unerhörte Sorgen bereitete.

Noch einmal wurde das Herz der Mutter vom Schicksal schwer geprüft. Fünf Jahre nach der Geburt Adolfs, am 24. März 1894, hatte die Mutter ein fünftes Kind, einen Sohn, namens Edmund, geboren, der gleichfalls in jungen Jahren, am 29. Juni 1900, in Leonding starb. Während Adolf von den drei in Braunau verstorbenen Geschwistern naturgemäß keine Erinnerung hatte und niemals von ihnen sprach, konnte er sich an seinen Bruder Edmund, bei dessen Tod er bereits elf Jahre alt war, genau erinnern. Er erzählte mir einmal, daß Edmund an Diphtherie gestorben sei. Hingegen blieb das jüngste, am 21. Jänner 1896 geborene Kind, ein Mädchen, namens Paula, am Leben.

Von ihren sechs Kindern hatte Klara Hitler also vier durch frühen Tod verloren. Das Herz der Mutter mag unter diesen furchtbaren Prüfungen zerbrochen sein. Es blieb nur eines: die Sorge um die beiden noch lebenden Kinder, eine Sorge, die sie nach dem Tode ihres Mannes allein zu tragen hatte. Ein geringer Trost, daß Paula ein stilles, leicht zu führendes Kind war. Um so größer war die Sorge um den einzigen Sohn, Adolf, eine Sorge, die erst mit ihrem Tode endete.

Adolf hat seine Mutter sehr geliebt. Ich kann es vor Gott und der Welt bezeugen. Ich erinnere mich in all der Zeit an viele Anzeichen und Anlässe, an denen er diese Liebe zu seiner Mutter zum Ausdruck brachte, am tiefsten, ja wahrhaft ergreifend in der Zeit ihrer Todeskrankheit. Kein einziges Mal, daß er von seiner Mutter anders als in tiefer Liebe gesprochen hätte. Er war ein guter Sohn. Daß er ihren sehnlichsten Wunsch, sich um eine gesicherte Lebensstellung zu bemühen, nicht erfüllen konnte, lag außerhalb seines persönlichen Wollens.

Als wir miteinander in Wien wohnten, trug er stets das Bild der Mutter in einem Medaillon bei sich. In seinem Buch „Mein Kampf" aber steht der bezeichnende Satz: „Ich hatte den Vater verehrt, die Mutter jedoch geliebt."

ERINNERUNGEN AN DEN VATER

Leider habe ich ihn nicht mehr persönlich gekannt. Aber die Wirkung seiner Persönlichkeit war noch bis in kleinste Einzelheiten zu spüren. Obwohl er, als ich Adolf kennenlernte, schon fast zwei Jahre tot war, blieb er für seine Angehörigen noch immer „allgegenwärtig". Die Mutter ging ganz in seinem Wesen auf. Bei ihrer stillen, anschmiegsamen Art hatte sie das Eigene fast ganz verloren; was sie dachte, sprach und handelte, geschah im Sinne des verstorbenen Vaters. Aber um den Willen des Vaters weiterhin durchsetzen zu können, fehlte ihr seine Tatkraft und Energie. Ihr, der alles verzeihenden Mutter, stand bei der Erziehung ihres Sohnes die grenzenlose Liebe im Wege, die ihr ganzes Leben erfüllte. Ich konnte aus diesen Erfahrungen ermessen, wie vollkommen und nachhaltig der Einfluß dieses Mannes auf seine Familie gewesen sein mußte. Ein patriarchalischer Hausvater, dessen absolute Autorität als selbstverständlich galt. Nun hing am besten Platz des Zimmers sein Bild. Auf dem Regal in der Küche, ich erinnere mich noch genau daran, standen, sorgfältig aufgereiht, mit buntbemalten Köpfen die langen Pfeifen, die der Vater geraucht hatte, nicht anders, als könnte sich im nächsten Augenblick die Tür öffnen und der Herr Zolloberamtsoffizial träte, etwas brummig vom Dienst heimkehrend, soeben ein, um nach kurzem Gruß eine der Pfeifen vom Regal zu nehmen. Diese Pfeifen waren in der Familie förmlich das Symbol der Allgewalt des Vaters. Ich erinnere mich, wie Frau Klara manches Mal, wenn im Gespräch vom Vater die Rede war, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, auf diese Pfeifen hinwies, als könnte sie dadurch eine Bestätigung erlangen, wie richtig sie auch weiterhin seine Ansichten vertrat.

Adolf sprach mit großem Respekt von seinem Vater. So heftig er sich seiner Meinung, Beamter zu werden, widersetzte, vernahm ich nie über den Vater ein ungehöriges Wort. Ja, die Achtung und Verehrung, die ihm Adolf entgegenbrachte, nahm mit den Jahren zu. Daß der Vater völlig selbstherrlich und autoritär den künftigen Lebensweg seines Sohnes festgelegt und Adolf zum Staatsbeamten bestimmt hatte, nahm er ihm nicht übel; denn der Vater hatte das Recht, ja die Pflicht dazu. Was anderes war es, wenn sich Raubal, der Mann seiner Halbschwester, dieser ungebildete Mensch, der doch nur ein kleiner Steuerbeamter war, dieses Recht anmaßte. Ihm gegenüber verbat sich

Adolf jede Einmischung in seine persönlichen Angelegenheiten. Die Autorität des Vaters aber bildete, wie zu dessen Lebzeiten, noch lange nach dem Tode für Adolf die Gegenkraft, an der er seine eigenen Kräfte entwickelte. In steter Auseinandersetzung mit dieser Gegenkraft war er herangewachsen. Die Haltung des Vaters hatte ihn erst zu heimlicher, dann zu offener Auflehnung geführt. Es hatte heftige Auftritte gegeben, die, wie mir Adolf erzählt hat, oftmals damit endeten, daß ihn der Vater prügelte. Doch dieser Gewalt setzte Adolf seinen jugendlichen Trotz entgegen. So war der Gegensatz zwischen Vater und Sohn immer schärfer geworden. Dieses eigentümliche, widerspruchsvolle, zu gleichen Teilen aus Verehrung und Trotz, Anhänglichkeit und Widerstand, untrennbarem Verbundensein und hartnäckigem Sichloslösenwollen zusammengesetzte Verhältnis des Sohnes zum Vater bildete die Grundrichtung im Leben Adolfs.

Der Zollbeamte Alois Hitler besaß zeitlebens einen ausgeprägten Sinn für Repräsentation. Wir besitzen daher von ihm aus den verschiedenen Lebensabschnitten gute Bilder. Weniger bei seinen Hochzeiten, die immer unter einem Unstern standen, als bei dienstlichen Beförderungen ließ sich Alois Hitler photographieren. Die meisten Bilder zeigen ihn mit würdigem Amtsgesicht in Paradeuniform mit weißer Hose und dunklem Rock, an dem in Doppelreihe die blank geputzten Knöpfe glänzen. Ein schmaler Überschwung umschließt die stattliche, leicht zur Fülle neigende, mittelgroße Gestalt. Eindrucksvoll ist das Gesicht dieses Mannes. Ein breiter, massiver Kopf, an dem der am Kinn ausrasierte Backenbart, wie ihn sein allerhöchster Dienstherr, der Kaiser, trug, vor allem auffällt! Die Augen blicken scharf und unbestechlich. Man merkt diesem Blick an, daß dieser Mann als Zollbeamter verpflichtet war, allem, was ihm unterkam, mit Mißtrauen zu begegnen. Doch überdeckt auf den meisten Bildern dienstliche Würde das „Untersuchende" des Blickes. Auch auf den Bildern, die Alois Hitler bereits im Ruhestand zeigen, wird sichtbar, daß dieser lebenstüchtige, energische Mann in Wahrheit keinen Ruhestand kannte. Obwohl er schon das sechzigste Lebensjahr überschritten hatte, fehlten die typischen Zeichen des Alters. Eines dieser Bilder, vermutlich das letzte, das auch auf dem Elterngrab in Leonding zu sehen ist, zeigt Alois Hitler noch immer als einen Mann, dem Dienst und Pflichterfüllung das Leben geprägt haben. Allerdings gibt es aus der Leondinger Zeit eine zweite, etwas jüngere Aufnahme, die Alois Hitler stärker von der privaten Seite wiedergibt; das Bild eines behäbigen, wohlhabenden Bürgers, der gut zu leben weiß.

Der Aufstieg Alois Hitlers vom außerehelichen Sohn einer armen Stallmagd zum angesehenen und geachteten Staatsbeamten ist der Weg aus der Bedeutungslosigkeit eines sozial vergessenen Standes zu der damals für ihn höchstmöglichen Position im Staatsdienst.

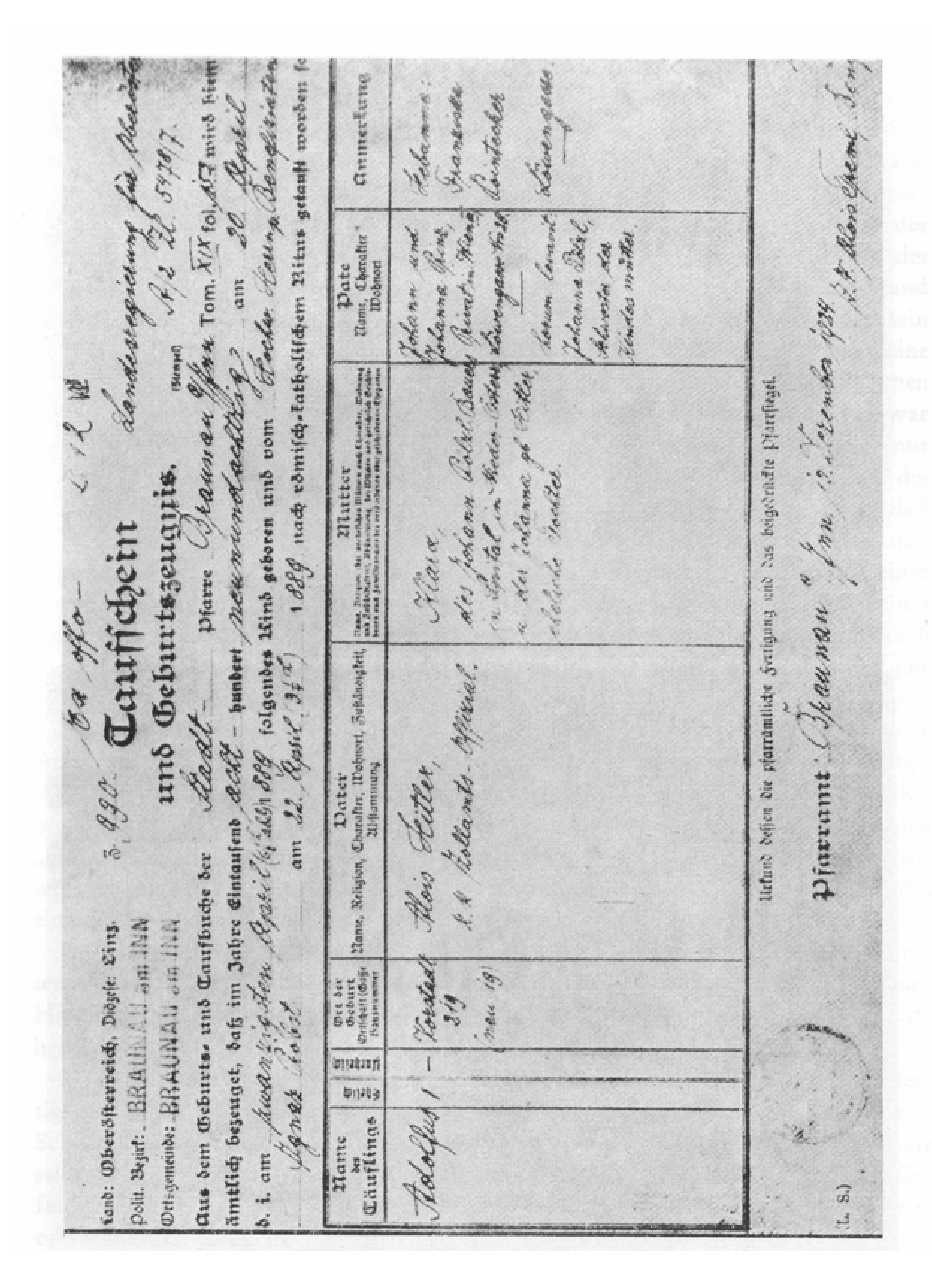
Hören wir zunächst, was Hitler selbst in seinem Buch über den Lebensweg seines Vaters schreibt:

„Als Sohn eines armen, kleinen Häuslers hatte es ihn schon einst nicht zu Hause gelitten. Mit noch nicht einmal dreizehn Jahren schnürte der damalige kleine Junge sein Ränzlein und lief aus der Heimat, dem Waldviertel, fort. Trotz des Abratens ‚erfahrener' Dorfinsassen war er nach Wien gewandert, um dort ein Handwerk zu lernen. Das war in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Ein bitterer Entschluß, sich mit drei Gulden Wegzehrung so auf die Straße zu machen, ins Ungewisse hinein. Als der Dreizehnjährige aber siebzehn alt geworden war, hatte er seine Gesellenprüfung abgelegt, jedoch nicht die Zufriedenheit gewonnen. Eher das Gegenteil. Die lange Zeit der damaligen Not, des ewigen Elends und Jammers festigte den Entschluß, das Handwerk nun doch wieder aufzugeben, um etwas ‚Höheres' zu werden. Wenn einst dem armen Jungen im Dorfe der Herr Pfarrer als Inbegriff aller menschlich erreichbaren Höhe erschien, so nun in der den Gesichtskreis mächtig erweiternden Großstadt die Würde eines Staatsbeamten. Mit der ganzen Zähigkeit eines durch Not und Harm schon in halber Kindheit ‚alt' Gewordenen verbohrte sich der Siebzehnjährige in seinen neuen Entschluß — und wurde Beamter. Nach fast dreiundzwanzig Jahren, glaube ich, war das Ziel erreicht. Nun schien auch die Voraussetzung zu seinem Gelübde erfüllt, das sich der arme Junge einst gelobt hatte, nämlich nicht eher in das liebe väterliche Dorf zurückzukehren, als bis er etwas geworden wäre."

Die Laufbahn dieses Alois Schicklgruber, der seinen Namen später in Hitler umändern ließ, ist die normale Laufbahn eines pflichteifrigen Beamten.

1864 wurde der Finanzwachrespizient Alois Schicklgruber zum provisorischen Amtsassistenten für den Zolldienst ernannt. 1892 erfolgt die Beförderung des Zollamtsoffizials Alois Hitler zum provisorischen Zolloberamtsoffizial. 1894 wird Alois Hitler als wirklicher Zolloberamtsoffizial in die Provinzhauptstadt Linz versetzt. Bald danach sucht Alois Hitler um seine Pensionierung an, die ihm mit Dekret vom 25. Juni 1895 bewilligt wird. Er war damals 58 Jahre alt und konnte auf eine nahezu vierzigjährige ununterbrochene Dienstzeit zurückblicken.

Seine Kollegen vom Zolldienst beschreiben ihn als einen sehr genauen, gewissenhaften Beamten, der im Dienste streng war und „seine Marotten" hatte. Als Vorgesetzter war Alois Hitler nicht gerade beliebt. Außerdienstlich wird er als ein sehr freisinniger Mann bezeichnet, der aus seiner Überzeugung kein Hehl machte. Auf seinen Beamtenrang war Alois Hitler sehr stolz. Mit beamtenmäßiger Pünktlichkeit erschien er in Leonding jeden Vormittag beim Frühschoppen. Am abendlichen Bürgertisch war er ein beliebter



Land: Oberösterreich, Diözese: Linz. Z. 890 Ex offo — L 12 W

Polit. Bezirk: BRAUNAU am INN — Landesregierung für Oberösterreich

Ortsgemeinde: BRAUNAU am INN — A/2 Zl. 547/17.

Taufschein und Geburtszeugnis.

Aus dem Geburts- und Taufbuche der Stadt Pfarre Braunau am Inn Tom. XIX fol. 117 wird hiemit amtlich bezeuget, daß im Jahre Eintausend acht - hundert neunundachtzig am 20. April d. i. am zwanzigsten April (i. J. 1889) folgendes Kind geboren und vom [illegible] Ignaz Probst [illegible] am 22. April 1889 nach römisch-katholischem Ritus getauft worden ist

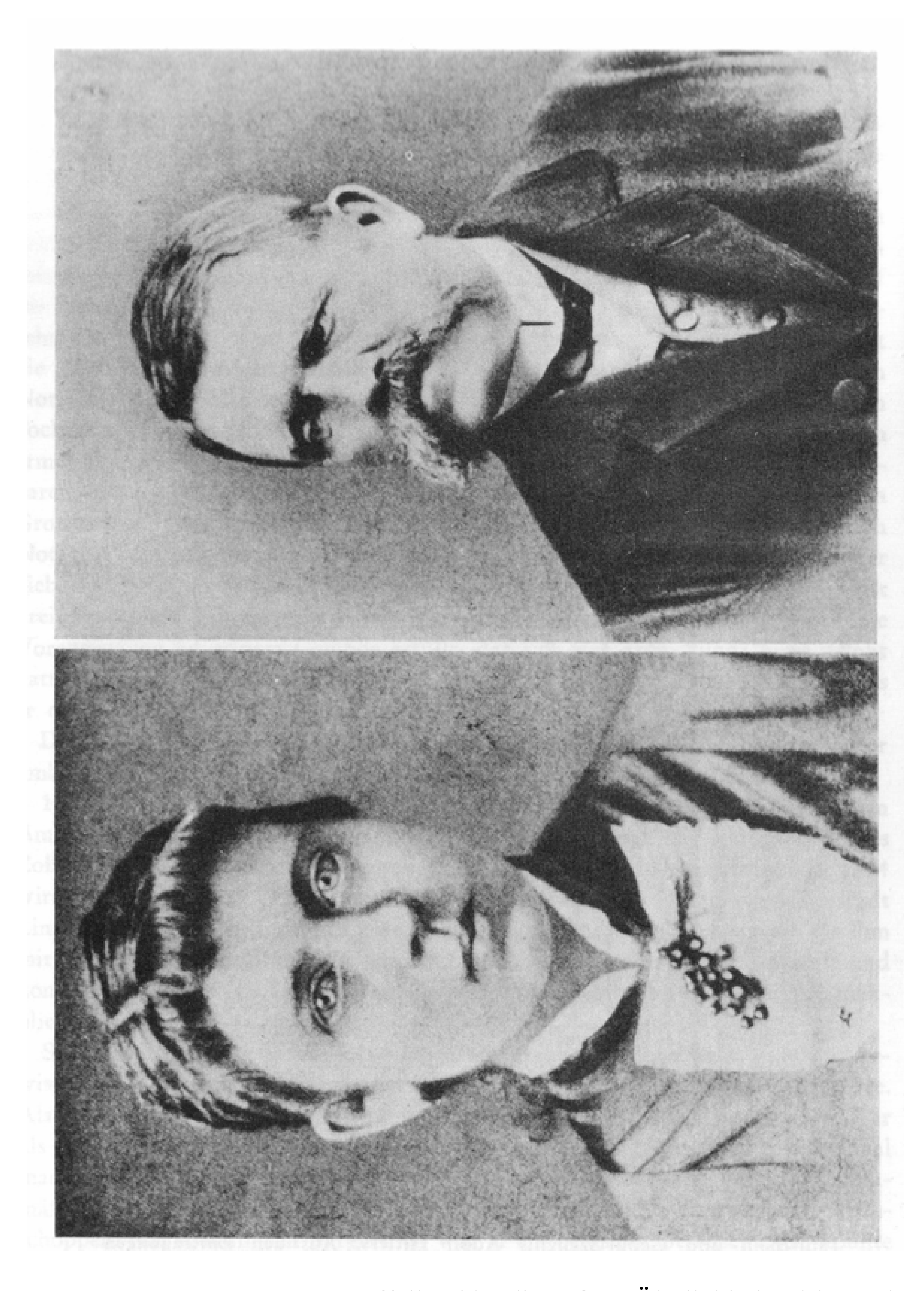
Name des Täuflings	ehelich	unehelich	Ort der Geburt	Vater	Mutter	Pate	Anmerkung
Adolfus	1	—	Vorstadt 219 (neu 19)	Alois Hitler, k. k. Zollamts-Offizial.	Klara, des Johann Pölzl Bauers in Spital in Nieder-Österr. u. der Johanna geb. Hitler, eheliche Tochter.	Johann und Johanna Prinz, Privat in Wien, Löwengasse [illegible]	Johanna: Franziska Pointecker, Löwengasse

Urkund dessen die pfarramtliche Fertigung und das beigedruckte Pfarrsiegel.

Pfarramt Braunau a. Inn 13. Dezember 1934. [illegible]

(L. S.)

Taufschein und Geburtszeugnis Adolf Hitlers. Aus den Eintragungen über die Kindesmutter, Klara Hitler, ist ersichtlich, daß auch deren Mutter Johanna vor ihrer Verehelichung Hitler geheißen hatte. Klara Hitler war eine nahe Verwandte ihres Mannes



Die Eltern Adolf Hitlers. Auffallend ist die äußere Ähnlichkeit Hitlers mit seiner Mutter. Dem Wesen nach trug er hingegen viele Züge seines Vaters an sich

Gesellschafter, konnte aber leicht aufbrausen und dann grob werden, wobei sich angeborene Heftigkeit und im Dienst erworbene Strenge summierten.

So erscheinen die äußeren Verhältnisse des Vaters an sich eindeutig, eine Beamtenlaufbahn wie tausend andere. Nichts Ungewöhnliches spricht daraus.

Aber dieses durch den Dienst so streng geregelte Leben des k. u. k. Zolloberamtsoffizials Alois Hitler ergibt ein etwas anderes Bild, wenn man es von der privaten Seite aus betrachtet. Die in „Mein Kampf" gegebene Schilderung des Vaters bedarf, um richtig und vollständig zu sein, einer Ergänzung an Hand authentischer Dokumente. Man darf nicht vergessen, daß Adolf Hitler sein Buch „Mein Kampf", wie der Untertitel des ersten Bandes besagt, als „eine Abrechnung" aufgefaßt hat, natürlich in politischem Sinne. Seine biographischen Angaben sollten dafür lediglich einen bestimmten Rahmen abgeben. Aber es war durchaus nicht seine Absicht, eine Selbstbiographie zu schreiben. Er sagte nur so viel von sich selbst, als ihm mit Rücksicht auf den politischen Zweck des Buches gut und nützlich erschien. Er verschwieg daher begreiflicherweise, daß er nicht aus der ersten, sondern aus der dritten Ehe seines Vaters stammte, daß seine Mutter eine Nichte zweiten Grades seines Vaters war, er also aus einer Verwandtenehe kam, daß er nicht das erste, sondern das vierte Kind seiner Eltern war und von fünf Geschwistern vier im Kindesalter gestorben sind. Auch das Bild des Vaters ist unvollständig dargestellt. Vor allem eine unumstößliche Tatsache wird übergangen: Sein Vater, Alois Hitler, war ein außereheliches Kind.

Die Angaben über die außereheliche Herkunft des Vaters sind eindeutig durch die Eintragungen im Kirchenbuch der Pfarrgemeinde Strones belegt. Demnach gebar die zweiundvierzigjährige Dienstmagd Anna Maria Schicklgruber am 7. Juli 1837 ein Kind, einen Sohn, der bei der Taufe den Namen „Alois" erhielt. Taufpate war der Dienstgeber, der Bauer Johann Trummelschlager in Strones. Das Kind war, soviel bekannt ist, das erste und blieb das einzige. Über den Kindesvater machte die Magd dem Pfarrer keine Angabe.

Im Jahre 1842, als der außereheliche Sohn bereits fünf Jahre alt war, heiratete Anna Maria Schicklgruber den fünfzigjährigen Müllerknecht Johann Georg Hiedler. Dem kirchlichen Aufgebot wurde in der Pfarrmatrikel von Döllersheim folgender Zusatz angefügt:

„Daß der als Vater eingetragene Georg Johann Hiedler, welcher den gefertigten Zeugen wohl bekannt ist, sich als den von der Kindesmutter Anna Maria Schicklgruber angegebenen Vater des Kindes Alois bekannt und die Eintragung seines Namens in das hiesige Taufbuch nachgesucht habe, wird durch die Gefertigten bestätigt." Es folgen die Unterschriften des Pfarrers und der vier ortsbekannten Zeugen.

Ein zweitesmal hat Johann Georg Hiedler anläßlich einer

Erbschaftsangelegenheit seine Vaterschaft amtlich im Jahre 1876 auf dem Notariat in Weitra beurkundet. Damals zählte er bereits vierundachtzig Jahre, die Kindesmutter war schon seit nahezu dreißig Jahren tot, Alois Schicklgruber schon längst wohlbestallter Zollamtsassistent in Braunau. Die Bauern Rameder, Perutsch und Breiteneder haben diese Urkunde als ortsbekannte Zeugen unterschrieben.

Damit ist die Frage der Vaterschaft nach kirchlicher und amtlicher Auffassung hinlänglich geklärt. Mehr ist darüber nicht zu sagen. Absolute Gewißheit läßt sich natürlich nicht erreichen, so daß andere Kombinationen über den Großvater Adolf Hitlers väterlicherseits möglich sind. Davon hat denn auch später die Enthüllungsliteratur reichlichen Gebrauch gemacht. Wer aber hat sich damals um das außereheliche Kind einer armen Stallmagd in einem abgelegenen Dorfe des Waldviertels gekümmert?

Nachdem der Knabe auch nach der Verehelichung der Kindesmutter nicht offiziell adoptiert wurde, hieß er auch weiterhin Schicklgruber. Zeitlebens hätte er diesen Namen behalten, wenn nicht Johann Nepomuk Hiedler, der um fünfzehn Jahre jüngere Bruder des Johann Georg, sein Testament gemacht hätte und dabei auch den außerehelichen Sohn seines Bruders mit einem bescheidenen Anteil bedenken wollte. Aber er stellte eine Bedingung, daß Alois den Namen Hiedler annehmen müsse. Tatsächlich wurde am 4. Juni 1876 im Kirchenbuche des Pfarramtes Döllersheim der Name Alois Schicklgruber in Alois Hiedler abgeändert. Am 6. Jänner 1877 bestätigt die Bezirkshauptmannschaft Mistelbach diese Namensänderung. Alois Schicklgruber nannte sich nunmehr Alois Hitler, ein Name, der an sich genauso wenig besagte wie der andere, ihm aber ein Erbteil sicherte.

Adolf hat mir später, als wir einmal auf seine Verwandten im Waldviertel zu reden kamen, von der Namensänderung, die sein Vater durchgeführt hatte, erzählt. Keine Maßnahme seines „alten Herrn” befriedigte ihn so vollkommen wie diese; denn „Schicklgruber” erschien ihm so derb, zu bäurisch und außerdem zu umständlich, unpraktisch. „Hiedler” war ihm zu langweilig, zu weich. Aber „Hitler” hörte sich gut an und ließ sich leicht einprägen.

Daß der Vater nicht die bei seinen Verwandten übliche Schreibweise „Hiedler” wählte, sondern völlig frei die Form „Hitler” erfand, die eigentlich, so wie Hüttler, mit doppeltem t geschrieben werden müßte, ist für eine besondere Eigenheit an ihm typisch: die Sucht, sich immerfort zu verändern. Seine vorgesetzte Behörde war daran gewiß nicht schuld. Alois Hitler wurde innerhalb seiner vierzigjährigen Dienstzeit nur viermal versetzt. Die Orte, in denen er seinen Dienst versehen mußte, Saalfelden, Braunau, Passau und Linz, liegen geographisch so günstig, daß sie geradezu die ideale Laufbahn eines Zollbeamten darstellen. Aber kaum hatte Alois Hitler in einem dieser Orte Fuß

gefaßt, begann er zu übersiedeln. Für die in Braunau verbrachten Jahre sind zwölf Übersiedlungen verbürgt, wahrscheinlich waren es mehr. In Passau wechselte er in zwei Jahren dreimal die Wohnung. Von Linz zog er sogleich nach der Pensionierung nach Hafeld, von dort nach Lambach — erst ins Gasthaus Leingartner, dann in die Schmiedmühle am Schweigbach, also zweimaliger Wohnungswechsel in einem Jahre —, dann nach Leonding. Man kann nicht sagen, daß dieser ständige Wohnungswechsel — Adolf allein hatte, als wir uns kennenlernten, sieben Umzüge in Erinnerung und fünf verschiedene Schulen besucht — in schlechten Wohnverhältnissen begründet gewesen wäre. Sicherlich war das Gasthaus Pommer — Alois Hitler hatte eine Vorliebe dafür, in Gasthäusern zu wohnen! —, in dem Adolf im Jahre 1889 geboren wurde, eines der schönsten und repräsentativsten Häuser der Braunauer Vorstadt. Trotzdem ist der Vater bald nach der Geburt Adolfs dort wieder ausgezogen. Oftmals tauschte Alois Hitler nachweisbar eine schlechte Wohnung gegen eine bessere aus. Nicht die Wohnung, das Umziehen war die Hauptsache. Wie soll man diese seltsame Sucht erklären?

Man könnte es so bezeichnen: Alois Hitler ertrug es nicht, an einer Stelle zu bleiben. Wenn ihn schon der Dienst zu einer gewissen äußeren Stabilität zwang, in seinem eigenen Bereiche mußte immer Bewegung sein. Kaum hatte er sich an eine bestimmte Umgebung gewöhnt, wurde sie ihm schon überdrüssig. Leben heißt die Verhältnisse ändern, ein Grundzug, den ich ja auch am Wesen Adolfs in aller Deutlichkeit kennenlernte.

Dreimal hat Alois Hitler seine Familienverhältnisse geändert. Man könnte sagen, daß daran äußere Umstände Schuld trugen. Wenn es so ist, kam das Schicksal in seltener Weise seinem Temperament entgegen. Doch wir wissen, wie gerade die erste Frau, Anna, unter seiner Unstetigkeit zu leiden hatte, ein Umstand, der zur Trennung von ihrem Manne führte und manches zu ihrem unerwarteten Tod beitrug; denn Alois Hitler hatte noch zu Lebzeiten seiner ersten Frau ein Kind von seiner späteren zweiten Frau. Und auch als die zweite Frau schwer erkrankte und starb, erwartete Klara, die dritte Frau, bereits ein Kind von ihm. Die Frist bis zur Hochzeit reichte gerade aus, damit das Kind ehelich geboren wurde. Alois Hitler machte seinen Frauen das Leben nicht leicht. Mehr als das, was Frau Hitler darüber in zurückhaltendster Form angedeutet hat, sprach ihr abgehärmtes Antlitz davon. Vielleicht trug auch zu dieser inneren Unausgeglichenheit des Vaters der Umstand bei, daß Alois Hitler niemals eine altersmäßig harmonische Ehe abgeschlossen hat. Anna war vierzehn Jahre älter als er, Franziska um vierundzwanzig, Klara um dreiundzwanzig Jahre jünger.

Die ungewöhnliche und merkwürdige Eigenheit des Vaters, immer wieder die Verhältnisse um sich zu ändern, ist um so auffallender, als sie in eine Zeit

ruhigen, behaglichen Bürgerfriedens fällt, in der es, von außen her gesehen, keine Anlässe zu solchem Wechsel gab. Diese für den Vater so typische Eigenart erklärt mir auch das seltsame Verhalten seines Sohnes, das mir so lange rätselhaft geblieben war, weil ich mir seine ständige Unruhe nicht erklären konnte. Wenn Adolf und ich durch die vertrauten Gassen der alten Bürgerstadt gingen — alles um uns atmete Frieden, Ruhe, Ausgeglichenheit —, begann mein Freund, wenn eine gewisse Stimmung ihn erfaßt hatte, alles, was er um sich sah, zu verändern. Dieses Haus stand an falscher Stelle. Es müßte abgerissen werden. Dafür konnte man dort eine Baulücke schließen. Aber jener Straßenzug bedurfte einer unnachgiebigen Korrektur, damit ein geschlossener Eindruck entstände. Fort mit diesem gräßlichen, völlig verpfuschten Mietskasten! Freien Durchblick zum alten Schloß. So baute er ständig diese Stadt um. Aber es ging nicht allein um das Bauen. Der Bettler, der vor der Kirche stand und um Almosen bat, gab ihm Anlaß, über eine notwendige staatliche Altersfürsorge zu sprechen, durch die der Straßenbettel überflüssig wurde. Eine Bäuerin kam mit ihrem Milchwagen herbei, den ein zottiger Bernhardiner keuchend vorwärts zerrte — Anlaß, um die mangelnde Initiative des Tierschutzvereines zu tadeln. Zwei junge Leutnants schlendern mit klirrendem Säbel durch die Gasse — Grund genug, um sich über die Unzulänglichkeiten des militärischen Dienstes zu ereifern, der diesen Müßiggang ermögliche. Unausrottbar steckte diese Neigung, mit allem Bestehenden unzufrieden zu sein, es ständig zu ändern, zu verbessern, in ihm. Dabei handelte es sich nicht um eine Eigenschaft, die er von außen her, etwa durch die häusliche Erziehung oder in der Schule, erworben hatte, sondern um eine ursprüngliche Anlage, die sich meines Erachtens schon im unsteten Charakter des Vaters äußerte. Wie ein Motor, der tausend Räder treibt, steckte diese unheimliche Kraft in ihm. Trotzdem besteht in der Auswirkung dieser Anlage ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Vater und dem Sohne. Der Vater besaß ein sicher funktionierendes Regulativ, um das ungebärdige Temperament zu zügeln: den Dienst. Die streng geregelte Amtstätigkeit gab dem unsteten Wesen Alois Hitlers Halt und Richtung. Immer wieder rettete er sich aus verwirrenden Situationen in das harte Muß des Dienstes. Die Uniform des Zolloberamtsoffizials verdeckt, was sich in der privaten Sphäre seines bewegten Lebens vollzieht. Und vor allem eines: mit seinem Dienst anerkennt der Vater vorbehaltlos die Autorität, auf die dieser aufgebaut ist. Wenn auch Alois Hitler, wie es damals bei der Beamtenschaft Österreichs vielfach zu beobachten war, liberalen Ansichten huldigte, blieb für ihn doch die Autorität des Staates, ausgedrückt in der Person des Kaisers, absolut unantastbar. Durch diese bedingungslose Einordnung in eine mit innerster Überzeugung anerkannte Autorität steuerte Alois Hitler über alle gefährlichen Untiefen und

Klippen seines Lebens hinweg, an denen er manchmal infolge seines impulsiven Wesens zu scheitern drohte.

Damit erscheint aber auch das hartnäckige Bemühen des Vaters, Adolf zum Beamten zu machen, in anderem Lichte. Es ging dem Vater dabei nicht bloß um die übliche Entscheidung über den künftigen Beruf seines Sohnes. Vielmehr war ihm darum zu tun, seinem Sohne eine Stellung zu sichern, die an die Anerkennung dieser Autorität gebunden war. Es ist sehr gut möglich, daß dem Vater der tiefere Grund zu dieser Einstellung gar nicht bewußt wurde. Aber die Hartnäckigkeit, mit der er seinen Standpunkt dem Sohne gegenüber vertrat, beweist, daß er wohl ahnte, was für Adolf auf dem Spiele stand. So weit hatte er seinen Sohn schon kennengelernt.

Ebenso hartnäckig aber weigerte sich Adolf, den Willen des Vaters zu erfüllen, obwohl er nur sehr unbestimmte Vorstellungen von all dem hatte, was er künftig werden wollte. Kunstmaler zu werden, war wohl das ärgste, was er seinem Vater zumuten konnte; denn es bedeutete gewissermaßen ein ständiges Herumflanieren und eine unstabile Lebensweise, also gerade das, was der Vater unter allen Umständen verhindern wollte.

Mit dieser Weigerung, Beamter zu werden, zweigt das Leben Adolf Hitlers scharf aus der Bahn seines Vaters ab. Hier an dieser Stelle liegt die große Entscheidung seines Lebens. Hier stellte Adolf dem unsicheren Gefährt seines Lebens die Weichen und gab ihm damit endgültig und unwiderruflich eine andere Richtung. Ich habe die Jahre, die dieser Entscheidung folgten, an der Seite Adolf Hitlers miterlebt. Ich habe gesehen, wie ernst er nach einem Weg in die Zukunft gesucht hat, nicht nur nach Arbeit und Existenz, sondern nach wirklichen Aufgaben, die seiner Begabung angemessen waren.

Vergeblich hatte der Vater noch kurz vor seinem Tode den Dreizehnjährigen in das Linzer Hauptzollamt geführt, um ihm seinen künftigen Wirkungskreis zu zeigen. Im Grunde genommen verbirgt sich hinter der hartnäckigen Weigerung, die Laufbahn des Vaters einzuschlagen, die Ablehnung der bestehenden staatlichen Autorität, jener Macht also, die in den Augen des Vaters noch absolute Geltung gehabt hatte. So führte denn der Weg des Sohnes zunächst ins Ungewisse und endete konsequenterweise damit, daß Adolf Hitler am Ziele seiner politischen Laufbahn in seiner Person jene staatliche Autorität verkörperte, die er auf dem Boden der väterlichen Heimat so unbeirrbar geleugnet hatte.

Es scheint, als würden die beiden Eigenschaften, die für das Charakterbild Adolf Hitlers so entscheidend sind, die unerbittliche Konsequenz seines Weges einerseits und andererseits die Sucht, alles Bestehende zu verändern, einander widersprechen. In Wirklichkeit aber ergänzten sie sich gegenseitig. Ich habe das, ohne es damals im einzelnen erklären zu können, deutlich genug

erlebt. Obwohl er alles um sich in ständige Bewegung brachte, blieb er doch immer der gleiche. Seine ungestüme Änderungssucht sorgte dafür, daß er trotz seines konsequenten Charakters nicht starr und unbeweglich blieb und sich zu einseitig festlegte, umgekehrt gab die Konsequenz seines Wesens dem stürmischen Ändernwollen eine klare Richtung, ein unerschütterlich festgehaltenes Ziel. Beide sich wechselweise steigernden Eigenschaften erschienen mir als die Voraussetzungen eines revolutionären Menschen.

Alois Hitler war eines plötzlichen Todes gestorben. Am 3. Jänner 1903 — er war damals fünfundsechzig Jahre alt und noch überaus rüstig und tatkräftig — ging er wie jeden Tag pünktlich um zehn Uhr in das benachbarte Gasthaus, um seinen Frühschoppen zu trinken. Plötzlich sank er lautlos vom Stuhl. Ehe ein Arzt oder Priester kommen konnte, war er tot.

Als man den vierzehnjährigen Sohn an die Bahre des Vaters führte, brach er, wie Teilnehmer berichten, in fassungsloses Schluchzen aus. Ein Beweis dafür, daß das Verhältnis Adolfs zu seinem Vater viel tiefer griff, als man gewöhnlich annimmt.

ABRECHNUNG MIT DER SCHULE

Als ich Adolf Hitler kennenlernte, hatte er mit der Schule bereits völlig abgeschlossen. Zwar besuchte er damals noch die Realschule in Steyr, von wo er häufig, meistens jeden Sonntag, nach Hause fuhr. Nur seiner Mutter zuliebe hatte er sich mit diesem, wie er sagte, „allerletzten Versuch" abgefunden. Das Zeugnis über die dritte Klasse der Realschule in Linz war nämlich so schlecht gewesen, daß man Frau Hitler nahegelegt hatte, Adolf in einer anderen Schule weiterstudieren zu lassen. Richtiger gesagt: Man ließ den unbequemen Schüler nur unter der Bedingung aufsteigen, daß er die Linzer Realschule verließ. Auf diese Weise schob die Schule in der Hauptstadt des Landes Schüler, die ihr wenig geeignet erschienen, in kleinere Orte ab. Adolf selbst empörte sich über diese hinterhältige Methode und betrachtete seinen Versuch in der vierten Klasse der Realschule in Steyr von Anfang an als gescheitert. Er hatte den Schulbetrieb inzwischen zur Genüge kennengelernt und war zur Überzeugung gelangt, daß er für das, was er sich vorgenommen hatte, die Schule nicht mehr brauchte. Was ihm an Wissen fehlte, wollte er lieber durch Selbststudium erwerben. Längst war die Kunst in sein Leben getreten. Ihr verschrieb er sich mit jugendlicher Leidenschaft, überzeugt, daß er zum Künstler berufen sei. Der Kunst gegenüber versank die Schule mit ihrem Lernbetrieb in grauer Eintönigkeit. Adolf wollte endlich von jedem Zwange frei sein und den weiteren Weg allein gehen. Er verachtete jeden jungen Menschen, der sich nicht selbst seinen Weg in das Leben bahnte. Im gleichen Maße, in dem er sich von dem verhaßten Schulbetrieb loslöste, gewann unsere Freundschaft für ihn an Wert und Bedeutung. Was ihm früher die belanglose Klassenkameradschaft nicht gegeben hatte, erwartete er sich von seinem Freunde.

Die äußeren Daten seines Schulbesuches, die mir damals nur flüchtig bekannt waren, lassen sich leicht ermitteln:

2. Mai 1895	Schuleintritt in die einklassige Volksschule Fischlham bei Lambach.
1895/1896	Unterabteilung dieser Schule von Hafeld aus besucht.
1896/1897	Volksschule Lambach, zweite Klasse.
1897/1898	Dritte Klasse derselben Schule.
1898/1899	Volksschule in Leonding, vierte Klasse.
1899/1900	Fünfte Klasse derselben Schule.

1900/1901 Erste Klasse der k. u. k. Staatsrealschule in Linz, Steingasse.
1901/1902 Erste Klasse wiederholt.
1902/1903 Zweite Klasse Realschule Linz.
1903/1904 Dritte Klasse Realschule Linz.
1904/1905 Vierte Klasse Realschule Steyr.
Herbst 1905 Wiederholungsprüfung an dieser Schule.

Auch über die Erfolge beziehungsweise Mißerfolge seines Schulbesuches gibt es genügend authentisches Material. Einzelne Klassenzeugnisse lassen sich aus den Schulkatalogen rekonstruieren.

In der Volksschule war Hitler stets einer der besten Schüler. Er lernte leicht und kam auch ohne Fleiß sehr gut voran.

Der Lehrer Karl Mittermaier in Fischlham, bei dem der Unterricht begann, entließ ihn mit einem „Zeugnis voller Einser". Mittermaier erlebte noch das Jahr 1938 und wurde natürlich sofort um Erinnerungen an seinen ehemaligen Schüler befragt. Zwar hatte er den blassen, schwächlichen Knaben, den seine Halbschwester, die zwölfjährige Angela, immer von Hafeld hinüber zur Fischlhamer Schule geführt hatte, noch gut im Gedächtnis, konnte aber nur wenig darüber sagen. Der kleine Adolf habe ihm aufs Wort gefolgt. Seine Schulsachen seien immer in Ordnung gewesen. Sonst sei ihm weder im Guten noch im Schlechten etwas aufgefallen. Übrigens hat Adolf als Reichskanzler im Jahre 1939 die einklassige Schule in Fischlham besucht und sich wieder in die gleiche Schulbank hineingesetzt, auf der er Lesen und Schreiben gelernt hatte. Wie gewohnt, benützte er den Besuch, um alles Vorhandene zu verändern: Das alte, noch erhalten gebliebene Schulhaus kaufte er persönlich auf und veranlaßte den Bau einer neuen, schönen Schule. Die Lehrerin, die den alten Schulleiter Mittermaier abgelöst hatte, wurde mit ihrer Schulklasse auf den Obersalzberg eingeladen.

Auch in Lambach, wo Adolf Hitler die zweite und dritte Klasse der Volksschule besuchte, erhielt er von seinem Lehrer Franz Rechberger lauter Einser. Damals trat er in den Knabenchor des Stiftes ein.

Über die Schulzeit in Leonding, vierte und fünfte Volksschulklasse, wissen die Lehrer Sixtl und Brauneis durchaus nichts Auffallendes zu sagen, auch nichts Hintergründiges oder Verschleiertes. In Geschichte und Geographie wisse er mehr als mancher Lehrer, sagte Sixtl.

Aber die Dinge änderten sich, als Adolf Hitler im September 1900 in die Linzer Realschule eintrat. Er selbst schreibt über jene Jahre:

„Sicher war zunächst nur mein ersichtlicher Mißerfolg in der Schule. Was mich freute, lernte ich, vor allem auch alles, was ich meiner Meinung nach später als Maler brauchen würde. Was mir in dieser Hinsicht bedeutungslos erschien oder mich auch sonst nicht sehr anzog, sabotierte ich vollkommen. Meine Zeugnisse in dieser Zeit stellten, je nach dem Gegenstande und seiner

Einschätzung, immer Extreme dar. Neben ‚lobenswert' und ‚vorzüglich', ‚genügend' oder auch ‚nicht genügend'. Am weitaus besten waren meine Leistungen in Geographie und mehr noch in Weltgeschichte. Die beiden Lieblingsfächer, in denen ich der Klasse vorschoß."

Auf Grund dieser Selbstdarstellung macht man sich von der Schulzeit Adolfs meistens ein falsches Bild. Wenn Adolf mir auch nur ungern und immer im seltsamen Aufgebrachtsein von ihr erzählte, lag doch unsere Freundschaft gewissermaßen im Schatten seiner Schulzeit. So erhielt ich ein wesentlich anderes Bild, als er es selbst, fünfzehn Jahre später, aufgezeichnet hat.

Zunächst fiel es dem elfjährigen Jungen überhaupt schwer, sich in der ungewohnten Umgebung durchzusetzen. Täglich mußte er den weiten Weg von Leonding in die Stadt zu der in der Steingasse gelegenen Realschule zurücklegen. Oft hat er mir, wenn wir auf unseren Wanderungen zum alten Festungsturm kamen, der dort auf einer Anhöhe etwa am halben Weg zur Stadt liegt, erzählt, daß dieser Schulweg trotzdem für ihn das Schönste in jenen Jahren gewesen sei. Jedenfalls sicherte ihm dieser mehr als einstündige Schulweg einen Rest von Freiheit, den er um so mehr zu schätzen wußte, als er bisher ganz auf dem Lande aufgewachsen war. In der Stadt erschien ihm zunächst alles fremd. Die Mitschüler, meistens vornehmen, wohlhabenden Linzer Familien entstammend, ließen den fremden Jungen, der täglich „von den Bauern" hereinkam, nicht gelten. Die Professoren aber kümmerten sich nur so weit um ihn, als es ihr Fach betraf. Das war alles so anders als in der Volksschule mit dem gemütlichen Lehrer, der jeden seiner Schüler ganz genau kannte und abends mit dem Vater am Bürgertisch saß. Von der Volksschule her war der Junge gewohnt, sich ohne besondere Anstrengungen durch das Schuljahr durchzubringen. Anfangs versuchte er es auch in der Realschule mit Improvisationen, in denen er ein Meister war. Das war schon deshalb notwendig, weil ihm das Auswendiglernen, das die Professoren so wichtig nahmen, wenig Freude machte. Aber die gewohnten Ausflüchte und Wendungen versagten hier. So zog er sich ganz in seinen Trotz zurück und ließ alles laufen, wie es lief. In der Klasse fiel er kaum auf. Er hatte keine Freunde und Kameraden wie in der Volksschule und suchte auch keine. Mehrmals hatten ihn einzelne dieser verwöhnten Musterknaben fühlen lassen, daß man ihn, den vom Dorfe kommenden Jungen, an dieser Schule nicht für voll nähme. Das genügte ihm, um sich noch stärker von seinen Mitschülern zu isolieren. Bezeichnend ist, daß sich nicht einer der zahlreichen Mitschüler auf eine engere Bindung oder Freundschaft mit ihm berufen konnte, nicht einmal nachträglich. Die Reaktion von Seiten der Schule blieb nicht aus. Der Direktor der Anstalt, Regierungsrat Hans Commenda, der in dieser Klasse auch Mathematik vortrug, klassifizierte Hitler mit „nicht genügend", ebenso wie der

von allen Schülern gefürchtete Naturgeschichtslehrer Max Engstier.

So brachte der Realschüler Hitler gleich im ersten Schuljahr dem Vater ein Zeugnis heim, das zwei „nicht genügend" enthielt und außerdem den Vermerk, daß der Schüler die Klasse wiederholen müsse. Wie der Vater damals auf dieses Zeugnis reagierte, hat mir Adolf nie erzählt. Aber es läßt sich leicht vorstellen.

Also mußte er nochmals von vorne beginnen! Der Klassenvorstand war nun Professor Dr. Eduard Huemer, der zugleich auch die Fächer Deutsch und Französisch vortrug, die einzige Fremdsprache überhaupt, mit der sich Adolf Hitler jemals befaßte, genauer gesagt, sich befassen mußte. Aber er hatte sich inzwischen etwas „akklimatisiert". Die Wiederholung der ersten Klasse gelang. Er wurde in die zweite Klasse versetzt. Aber in dieser kam er nur mit knapper Mühe durch. Wiederum mußte der Vater seine Unterschrift auf ein Zeugnis setzen, das ein „nicht genügend" in Mathematik aufwies, diesmal stammte es von Professor Heinrich Drasch. Man konnte also nicht sagen, daß Aufsässigkeit der Lehrer an dieser Beurteilung schuld gewesen wäre. Mathematik aber haßte Hitler, weil sie ihm zu trocken war und eine strenge, systematische Arbeit erforderte. Wir haben manches Mal darüber gesprochen. Hitler sah dann in Wien ein, daß er Mathematik brauchen würde, wenn er Baumeister oder Architekt werden wollte. Trotzdem blieb seine heftige Abneigung dagegen bestehen.

Die dritte Klasse schloß wiederum mit zwei „nicht genügend" ab, wieder in Mathematik und außerdem in Deutsch, obwohl er Professor Huemer später zu den Lehrern zählte, auf die er etwas hielt. In dieses Jahr fiel der Tod des Vaters. Professor Huemer machte der Mutter Hitlers klar, daß eine Versetzung in die vierte Klasse nur an einer anderen, also auswärtigen Schule, möglich wäre. Es ist somit unrichtig, daß Adolf Hitler aus der Realschule in Linz relegiert wurde. Er wurde nur „auf das Land" versetzt.

Hatte ihn bisher der Befehl des Vaters in der Schule festgehalten, so war es nunmehr die Liebe der Mutter, die ihn drängte, das Studium fortzusetzen. Ungern zog er nach Steyr. Er nannte mir gegenüber, nachdem er Dantes „Göttliche Komödie" gelesen hatte, die dortige Schule den „Ort der Verdammten". In Steyr wohnte Hitler bei einem Gerichtsbeamten, Edler von Cichini, am Grünmarkt 19, benützte aber jede freie Zeit, um nach Linz zu kommen. Das Ergebnis war, wie vorauszusehen, schlecht. Daran konnte auch die zwischen dem 1. und 15. September 1905 abgeschlossene Wiederholungsprüfung nichts mehr ändern. Neben das konsequente „nicht genügend" in Mathematik trat ein „nicht genügend" aus „Darstellender Geometrie".

In der Beurteilung, die Professor Dr. Huemer, durch drei Jahre hindurch Klassenvorstand Hitlers, über seinen Schüler im Hochverratsprozeß nach dem

erfolglosen Novemberputsch 1923 abgab, heißt es: „Hitler war entschieden begabt, wenn auch einseitig, hatte sich aber wenig in der Gewalt, zum mindesten galt er auch für widerborstig, eigenmächtig, rechthaberisch und jähzornig, und es fiel ihm sichtlich schwer, sich in den Rahmen einer Schule zu fügen. Er war auch nicht fleißig, denn sonst hätte er bei seinen unbestreitbaren Anlagen viel bessere Erfolge erzielen können."

Am Schluß seiner wenig positiven Beurteilung läßt Professor Doktor Huemer sein Herz sprechen und fügt an: „Doch wie die Erfahrung lehrt, beweist die Schule nicht viel fürs Leben, und während die Musterknaben gar oft spurlos untertauchen, entwickeln sich die Schulrangen erst, sobald sie die für sie nötige Ellbogenfreiheit erlangt haben. Von dieser Gattung scheint mir mein ehemaliger Schüler Hitler zu sein, dem ich von Herzen wünsche, daß er sich von den Strapazen und Aufregungen der letzten Zeit bald erholen und doch noch die Erfüllung jener Ideale erleben möchte, die er im Busen hegt und die ihm, wie jedem deutschen Mann, nur wahrhaft zur Ehre gereichen würden."

Diese Worte, 1924 geschrieben, sind gewiß noch frei von nachträglich erteiltem Lob. Sie bezeugen eine auffallende Solidarität zwischen Lehrer und ehemaligem Schüler. Indirekt spricht Professor Dr. Huemer damit aus, daß die Ideale, deretwegen Adolf Hitler damals vor den Richtern stand, von der Schule stammten. Dabei ist zu bedenken, daß Hitler in Deutsch, das Dr. Huemer vortrug, keineswegs ein guter Schüler war, wie allein schon die Rechtschreibfehler beweisen, die man in seinen an mich gerichteten Karten und Briefen finden kann.

Zu den Lehrern, die zwar nicht nach dem Fach, das sie vortrugen, wohl aber nach ihrer Gesinnung von dem Realschüler Hitler gleichfalls „positiv" beurteilt wurden, gehörte der Lehrer für Naturgeschichte Professor Theodor Gissinger, der den Professor Engstier abgelöst hatte. Gissinger war ein großer Naturfreund, ein ausdauernder Wanderer, ein begeisterter Turner und Bergsteiger. Unter den im nationalen Lager stehenden Professoren galt er als der radikalste. Die politischen Gegensätze, die damals die Zeit erfüllten, offenbarten sich auch innerhalb des Lehrkörpers, ja, sie wirkten sich dort in vieler Hinsicht noch schärfer aus als in der Öffentlichkeit. Diese mit politischen Spannungen hochgeladene Atmosphäre wurde für die geistige Entwicklung des jungen Hitler viel entscheidender als alles, was vorgetragen wurde. Wie es meistens ist: nicht der Unterrichtsstoff, sondern die Atmosphäre bestimmt Wert oder Unwert der Schule.

Übrigens hat auch Professor Gissinger nachträglich über seinen ehemaligen Schüler Hitler eine Beurteilung abgegeben. Dieses merkwürdige Dokument lautet: „Hitler ist für mich in Linz weder im guten noch im schlechten Sinne hervorgetreten. Er war auch nicht etwa Anführer der Klasse. Seine Gestalt war

schlank und aufrecht, sein Gesicht meist blaß und sehr mager, beinahe wie das eines Lungenkranken, sein Blick ungeheuer offen, die Augen leuchtend.”

Der dritte und letzte der von Hitler „positiv” beurteilten Lehrer war sein Geschichtsprofessor Dr. Leopold Pötsch. Er ist der einzige unter fast einem Dutzend Lehrer, den Adolf Hitler schon damals gelten ließ. So ungern Hitler zu mir von seinen ehemaligen Lehrern sprach, Pötsch wurde ausgenommen.

Die Worte, die Hitler seinem Geschichtslehrer widmet, sind bekannt:

„Es wurde vielleicht bestimmend für mein ganzes späteres Leben, daß mir das Glück einst gerade für Geschichte einen Lehrer gab, der es als einer der ganz wenigen verstand, für Unterricht und Prüfung diesen Gesichtspunkt (Wesentliches zu behalten, Unwesentliches zu vergessen) zum beherrschenden zu machen. In meinem damaligen Professor Dr. Leopold Pötsch, an der Realschule in Linz, war diese Forderung in wahrhaft idealer Weise verkörpert. Ein alter Herr, von ebenso gütigem als aber auch bestimmtem Auftreten, vermochte er besonders durch seine blendende Beredsamkeit uns nicht nur zu fesseln, sondern wahrhaft mitzureißen. Noch heute erinnere ich mich mit leiser Rührung an den grauen Mann, der uns im Feuer seiner Darstellung manchmal die Gegenwart vergessen ließ, uns zurückzauberte in vergangene Zeiten und aus dem Nebelschleier der Jahrtausende die trockene geschichtliche Erinnerung zur lebendigen Wirklichkeit formte. Wir saßen dann da, oft zu heller Glut begeistert, mitunter sogar zu Tränen gerührt.”

Leopold Pötsch ist die einzige Persönlichkeit, die von Hitler in seinem Buch „Mein Kampf” namentlich angeführt wird. Zweieinhalb Seiten widmet er dem Gedenken dieses Mannes.

Sicherlich ist dieses nachträgliche Urteil übertrieben. Ein Beweis dafür ist, daß Hitler seine Laufbahn an der Schule mit einem „genügend” aus Geschichte abschloß, wobei allerdings vielleicht auch der Schulwechsel mit Schuld trägt. Trotzdem darf man den Einfluß dieses Lehrers auf den überaus empfänglichen Knaben nicht unterschätzen. Wenn man sagt, das Wertvollste am Studium der Geschichte sei der Enthusiasmus, den sie erzeugt, so hat Dr. Pötsch seine Aufgabe in diesem Fall erfüllt.

Pötsch stammte aus dem südlichen Grenzland und hatte, ehe er nach Linz kam, in Marburg* und anderen Orten an der deutschen Sprachgrenze unterrichtet. Er brachte also eine lebendige Erfahrung aus dem Volkstumskampf mit. Ich glaube, daß jene bedingungslose Liebe zum deutschen Volkstum, die Pötsch mit der Ablehnung des Habsburgerstaates verband, das entscheidende Erlebnis für den jungen Hitler war. Er gewann mit dem glühenden Bekenntnis zum deutschen Volkstum einen festen Standort für sein weiteres Leben.

---

* Gemeint ist Marburg a. d. Drau in der Untersteiermark, heute Jugoslawien.

Adolf Hitler ist seinem alten Geschichtslehrer zeitlebens dankbar geblieben, wie überhaupt die Anhänglichkeit an Schule und Lehrer um so mehr zunahm, je weiter die fortschreitende Zeit das Schulerlebnis abrückte. Als Hitler im Jahre 1938 nach Klagenfurt kam, sah er Pötsch wieder, der seinen Lebensabend in St. Andrä im Lavanttal verbrachte. Über eine Stunde lang weilte Hitler mit dem hinfälligen Greis allein in einem Raum. Für das Gespräch der beiden gibt es keine Zeugen. Aber als Hitler den Raum verließ, erklärte er seiner Begleitung: „Sie ahnen nicht, was ich diesem alten Mann verdanke."

Aber diese nachträglichen Urteile Hitlers über seine Lehrer dürfen das Bild, das sich von seiner Schulzeit ergibt, so wenig verwirren, wie die nachträglichen Urteile der Lehrer über ihren ehemaligen Schüler oder noch weniger die sehr widersprechenden Urteile der zahllosen Mitschüler. Tatsache ist — dafür bin ich Zeuge —, daß Adolf die Schule mit einem elementaren Haß verließ. Ich hütete mich, das Gespräch auf die Schule zu bringen. Aber er mußte sich hin und wieder gewaltsam entladen.

Mit keinem der Professoren, auch nicht mit Pötsch, versuchte er in Fühlung zu bleiben. Im Gegenteil! Er wich den Professoren aus und kannte sie nicht mehr, wenn sie ihm auf der Straße begegneten.

Der äußeren Auseinandersetzung mit der Schule lief ein zweiter innerer Kontakt parallel, der für ihn viel wesentlicher war: die Auseinandersetzung mit der Mutter. Man darf diesen Ausdruck nicht falsch verstehen. Adolf versuchte, die Mutter zu schonen, soweit es nur ging. Aber dies war in dem Augenblick unmöglich, da er in der Schule endgültig versagte und damit die vom Vater vorgezeichnete Bahn verließ.

Dieser seelische Konflikt hatte Adolf viel mehr beschäftigt als der ständige Kleinkrieg mit den Professoren. Was hätten ihm schon schlechte Zensuren bedeuten können? Der Mutter aber zeigten sie, daß Adolf das gesteckte Ziel nicht erreichen würde.

Ich habe es selbst miterlebt, wie Adolf die Mutter, die für ihn alles bedeutete, während des letzten Abschnittes seiner Schulzeit zu schonen versuchte und sie doch nicht schonen konnte, weil es unmöglich war, sie davon zu überzeugen, daß er beruflich einen anderen Weg gehen müsse. Welcher dieser „andere Weg" war, blieb für ihn selbst noch unklar. Er blieb unklar noch auf viele Jahre, über den Tod der Mutter hinaus. Sie hat diese ihre größte Sorge über die Zukunft ihres Sohnes mit ins Grab genommen.

An jenem trüben Herbst des Jahres 1905 standen die Dinge für Adolf auf des Messers Schneide. Von außen gesehen lautete die Entscheidung, vor welcher der Sechzehnjährige stand: sollte er die vierte Klasse der Realschule in Steyr wiederholen oder die Schule für immer verlassen? Das bedeutete für ihn aber noch viel mehr: sollte er, der Mutter zuliebe, einen Weg, den er selbst

für aussichtslos und falsch hielt, weitergehen, oder sollte er das Leid, das er seiner Mutter ungewollt zufügen mußte, einfach in Kauf nehmen und jenen „anderen” Weg einschlagen, von dem er nur sagen konnte, daß es ein Weg zur Kunst war, eine Bezeichnung, die begreiflicherweise die Mutter in keiner Weise zu trösten vermochte.

Für Adolf aber war, seiner ganzen Anlage nach, dies gar keine Entscheidung im eigentlichen Sinne; denn er stand in Wirklichkeit gar nicht vor der Wahl, sich so oder so zu entscheiden. Er konnte gar nicht anders handeln, verließ die Schule, schlug unbeirrt den zweiten Weg ein und hielt konsequent daran fest. Aber er wußte, wie schwer die Mutter diesen Entschluß nahm. Ich weiß, daß er darunter maßlos litt.

Adolf machte in jenen Monaten, im Herbst 1905, eine schwere Krise durch, die schwerste, die ich in den Jahren unserer Freundschaft an ihm erlebte. Äußerlich kam dies darin zum Ausdruck, daß er ernstlich erkrankte. Er selbst spricht in seinem Buch von einem Lungenleiden. Seine Schwester Paula berichtet von einem Blutsturz. Wieder andere behaupten, es sei ein sich selbst suggeriertes Magenleiden gewesen. Ich bin damals nahezu täglich in die Humboldtstraße gegangen und habe Adolf am Krankenbett besucht; denn ich mußte ihm ja ständig von Stefanie, die er zu dieser Zeit schon verehrte, berichten. Meiner Erinnerung nach handelte es sich bei jener Krankheit tatsächlich um ein Lungenleiden, und zwar um einen Lungenspitzenkatarrh. Ich weiß, daß er noch lange nachher von Husten und widerlichen Katarrhen geplagt war, besonders an feuchten, nebeligen Tagen.

Diese Krankheit entband ihn auch vor den Augen der Mutter von der Verpflichtung, weiterhin die Schule zu besuchen. Insoweit kam also diese Krankheit der getroffenen Entscheidung sehr entgegen. Wie weit er sich selbst in diese Krankheit hineingesteigert hat, wie weit sie durch seine innere Krise ausgelöst wurde, wie weit sie lediglich konstitutionell bedingt war, kann ich unmöglich entscheiden.

Als sich Adolf von seinem Krankenlager erhob, war er mit sich längst ins reine gekommen. Die Schule lag nun endgültig hinter ihm. Ohne den geringsten Zweifel oder Hemmungen steuerte er der Laufbahn des Künstlers entgegen.

Es folgen in seinem Leben zwei Jahre ohne ein deutlich nach außenhin sichtbares Ziel. „In der Hohlheit des gemächlichen Lebens”, so nennt er selbst die Phase, als er bei Abfassung seines Buches „Mein Kampf” mit einigem Unbehagen diese Lücke in seinem Lebenslauf entdeckt. Von außen her gesehen, stimmt diese Bezeichnung. Er besuchte keine Schule mehr, kümmerte sich nicht um irgendeine praktische Berufsausbildung, lebte bei seiner Mutter und ließ sich von ihr erhalten.

In Wirklichkeit aber war dieser Abschnitt seines Lebens von rastloser Tätigkeit erfüllt. Er zeichnete, er malte, er dichtete, er las. Ich kann mich nicht erinnern, daß Adolf einmal nichts zu tun gehabt hätte oder nur eine Stunde hindurch Langeweile empfand. Wurde ihm einmal zufällig eine Sache langweilig, etwa ein Theaterstück, das wir besuchten, so gab ihm diese Langeweile derart heftigen Anlaß zur Abwehr des Stückes, daß er sich mit dieser Ablehnung sogleich wieder in höchste Aktivität hineinsteigerte. Freilich war seine Tätigkeit noch wenig systematisch. Es war dabei kein bestimmter Zweck, kein klares Ziel zu sehen. Er häufte nur mit unerhörter Energie Eindrücke, Erfahrungen und Material um sich auf. Was daraus einmal werden würde, blieb offen. Er suchte nur, er suchte überall und immer.

Dabei hatte Adolf einen Ausweg gefunden, um der Mutter zu beweisen, wie zwecklos ein weiterer Schulbesuch für ihn gewesen wäre. Er bewies es — typisch für seine Art, die Probleme anzufassen! —, indem er der Mutter die Zwecklosigkeit des Schulsystems an sich bewies. „Lernen kann man viel besser allein!" erklärte er ihr. Er wurde Mitglied der Bücherei des Volksbildungsvereines in der Bismarckstraße. Er trat dem Musealverein bei und entlehnte auch dort Bücher. Außerdem benützte er die Leihbücherei der Buchhandlungen Steurer und L. Haßlinger. Von diesem Zeitpunkt an sehe ich Adolf in meiner Erinnerung nie mehr anders als von Büchern umgeben, vor allem von den Bänden seines Lieblingswerkes, das er nie aus der Hand gab, der „Deutschen Heldensage". Wie oft hat er mich, der ich gerade von der lärmenden Krempelmaschine kam, genötigt, dieses oder jenes Buch, das er gelesen hatte, mitzunehmen und zu studieren, damit er mit mir darüber sprechen könne. Jetzt war plötzlich alles an ihm da, was ihm in der Schule gefehlt hatte, der Fleiß, das Interesse, die Freude am Lernen. Er hatte die Schule, wie er sagte, mit ihren eigenen Mitteln geschlagen!

STEFANIE

Es ist mir, aufrichtig gesagt, gar nicht angenehm, daß ich — außer Stefanie selbst — der einzige Zeuge bin, der über die Jugendliebe meines Freundes, die vom Beginn seines sechzehnten Lebensjahres an durch mehr als vier Jahre hindurch währte, berichten kann; ich fürchte, daß ich mit der Schilderung des wahrheitsgemäßen Tatbestandes alle jene enttäuschen werde, die sich davon sensationelle Enthüllungen erwarten. Das Verhältnis Adolfs zu diesem aus angesehener Familie stammenden Mädchen bewegte sich durchaus im Rahmen der geltenden Sitte und war absolut normal, es sei denn, die Begriffe geschlechtlicher Moral hätten sich in der heutigen Generation derart in das Gegenteil verkehrt, daß man es als anormal betrachtet, wenn bei einem Verhältnis zwischen jungen Leuten wie diesen — um es kurz zu sagen — „nichts geschehen ist".

Man verzeihe mir ferner, wenn ich den Familiennamen dieses Mädchens sowie den Namen nach der Verehelichung in diesem Buch nicht nenne. Ich habe ihn gelegentlich Männern, die sich mit der Erforschung der Jugend Adolf Hitlers befassen, und von deren Ernsthaftigkeit ich mich überzeugen konnte, genannt. Stefanie, die etwa ein bis zwei Jahre älter war als Adolf, heiratete später einen höheren Offizier und man wird daher für meine Diskretion Verständnis aufbringen.

Im Frühsommer des Jahres 1905 faßte mich Adolf beim gewohnten abendlichen Bummel heftig am Arm und fragte mich erregt, wie mir jenes schlanke, blonde Mädchen, das dort am Arm seiner Mutter über die Landstraße ging, gefalle. „Ich liebe sie nämlich!" fügte er entschieden hinzu.

Stefanie war ein stattliches Mädchen von hoher, schlanker Gestalt. Sie trug volles, blondes Haar, das sie zumeist rückwärts in einen Knoten aufsteckte. Ihre Augen waren sehr schön, hell und sprechend. Sie war auffallend gut gekleidet. Auch ihr Auftreten bewies, daß sie aus einem guten, wohlsituierten Haus stammte.

Das vom Photographen Hans Zivny in Urfahr aufgenommene Maturabild liegt zeitlich etwas vor jener Begegnung. Stefanie dürfte damals siebzehn, höchstens achtzehn Jahre alt gewesen sein. Es zeigt ein Mädchen mit hübschen, ansprechenden Zügen. Der Ausdruck des sehr ebenmäßigen Gesichtes ist überaus natürlich und offen. Das reiche Haar, noch als



Sehr eindrucksvolles Bild des Vaters Adolf Hitlers.

über [illegible] Clara Hitler [illegible] am 3. Jänner 1903 in Leonding [illegible] Alois Hitler [illegible]

Vor- und Zuname und letzter Dienst-Charakter des verstorbenen Gatten oder Vaters, dann Vor- und Zuname und Lebensalter der Witwe und der hinterlassenen Waisen mit Beziehung auf die Taufscheine nebst Bemerkung, welche von letzteren versorgt, welche unversorgt sind, dann wann jedes derselben das Normal-Alter erreicht	Nachweisung der von dem verstorbenen Gatten oder Vater vollstreckten ganzen Dienstzeit, der während derselben bekleideten verschiedenen Chargen und des jedesmal bezogenen Gehaltes, der Deputate, Emolumente u. s. w., vom Eintritte in die Dienstleistung bis zum Austritte in chronologischer Ordnung dargestellt, mit genauer Bemerkung der ohne Anstellung eingetretenen, auch noch so kurzen Zwischen-Perioden, und Beisetzung des Tages, Monates und Jahres der hierüber eingesehenen amtlichen Ernennungs-Urkunden	Von der ausgewiesenen Dienstzeit wurden erkannt zur Anrechnung						Ur[illegible]chen er nicht zulässigen Anrechnung und sonstige Bemerkungen
		geeignet			nicht geeignet			
		Jahre	Monate	Tage	Jahre	Monate	Tage	
Alois Hitler [illegible] Ober Offizial Clara Hitler [illegible] Witwe 42 Jahre alt Kinder: Angela [illegible] geb. 28/7 1883 Adolf 20/4 1889 Paula 21/1 1896	Hitler Alois [illegible] 9/12 1866 [illegible] 1895 [illegible] 1902 [illegible] 1. Jänner 1903 [illegible] 2420 Kronen [illegible] Al. Hitler [illegible] Leonding [illegible]							

Gesuch der Mutter Hitlers um Zuerkennung der Witwenpension.

Gretelfrisur getragen, verstärkt diesen Eindruck. Etwas Frisches, Ungezwungenes liegt über diesem gesunden Mädchenantlitz.

Der abendliche Bummel über die Landstraße war für die Bewohner der Stadt Linz damals eine liebgewordene Gepflogenheit. Die Damen betrachteten die Schaufenster, machten Einkäufe. Man traf Bekannte und — die jungen Leute amüsierten sich gegenseitig auf harmlose Weise. Eifrig wurde geflirtet. Die jungen Offiziere verstanden sich besonders gut darauf. Stefanie wohnte anscheinend in Urfahr, denn sie kam immer von der Brücke her den Hauptplatz herauf und promenierte am Arm der Mutter die Landstraße hinunter. Ziemlich genau um fünf Uhr abends tauchten Mutter und Tochter auf. Wir warteten am Schmiedtoreck. Nachdem weder Adolf noch ich dem jungen Mädchen vorgestellt waren, wäre es ungehörig gewesen, Stefanie zu grüßen. Ein Blick mußte den fehlenden Gruß ersetzen. Adolf ließ Stefanie dann nicht mehr aus den Augen. Während dieser Zeit war mit ihm nicht viel anzufangen. Er zeigte sich während dieser Stunde wie verwandelt, ganz anders als sonst. Man konnte in dieser Zeit viel leichter als gewöhnlich mit ihm auskommen.

Ich brachte in Erfahrung, daß Stefanies Mutter Witwe war und tatsächlich in Urfahr wohnte und daß der junge Mann, der hin und wieder an der Seite Stefanies auftauchte und Adolf heftig irritierte, ihr Bruder sei, der in Wien Jus studiere und einer Studentenverbindung angehöre. Diese Mitteilung beruhigte Adolf sehr.

Mitunter tauchten aber auch junge Offiziere auf, die den beiden Damen Gesellschaft leisteten. Gegen diese jungen Leutnants in ihrer schmucken Uniform kamen ärmliche, blasse junge Männer, wie Adolf einer war, natürlich nicht auf. Adolf fühlte dies sehr deutlich und machte sich in beredten Worten Luft. Sein Zorn ging schließlich in eine radikale Ablehnung des ganzen Offiziersstandes und alles Militärischen über. „Eitle Hohlköpfe” nannte er sie. Es störte ihn sichtlich, daß sich Stefanie mit solchen „Nichtstuern” abgab, die Korsetts trugen und sich parfümierten, wie er behauptete.

Gewiß hatte Stefanie keine Ahnung, wie tief die Zuneigung Adolfs zu ihr war. Sie hielt ihn für einen etwas schüchternen, aber doch auffallend hartnäckigen, sogenannten „anhänglichen” Liebhaber. Wenn sie seinen fragenden Blick mit einem Lächeln beantwortete, war er glücklich und geriet in eine Gemütsverfassung, die ich sonst niemals an ihm beobachtet hatte. Dann war alles in der Welt gut und schön und wohlgeordnet, und er war zufrieden. Wenn Stefanie aber, was ebenso häufig geschah, kühl an ihm vorbeiblickte, war er wie zerschlagen und hätte am liebsten sich selbst und der Welt ein Ende gemacht.

Gewiß sind das Erscheinungen, die allgemein für die erste große Liebe typisch sind. So wird man denn auch vielleicht das Verhältnis Adolfs zu

Stefanie mit der Bezeichnung „Pennälerschwarm” abzutun versuchen. Diese Bezeichnung galt vielleicht für die Auffassung, die Stefanie von diesem Verhältnis hatte. Aber für Adolf war dieses Verhältnis mehr als bloße Schwärmerei. Schon allein, daß diese Beziehung über vier Jahre währte, ja ihren Glanz noch über die nachfolgenden Wiener Elendsjahre warf, beweist, daß diese Empfindung bei Adolf tief und echt und wirkliche Liebe war. Ein Beweis für die Tiefe dieses Gefühles ist die Ausschließlichkeit, mit der Adolf dieses Verhältnis betrachtete. Während gerade für das jugendliche Schwärmen ein steter Wechsel typisch ist, gab es für Adolf während dieser Jahre kein anderes weibliches Wesen als Stefanie. Er sah gar nicht, daß neben ihr noch andere Mädchen existierten. Stefanie verkörperte für ihn das Weibliche schlechthin. Ich kann mich nicht erinnern, daß ihn jemals irgendein anderes Mädchen beschäftigt hätte. Als uns später in Wien Lucie Weidt als Darstellerin der Elsa in „Lohengrin” begeisterte, fand er als höchstes Lob, daß sie ihn in vielem an Stefanie erinnere. Ihrer Erscheinung nach wäre Stefanie die ideale Darstellerin der Elsa und anderer Frauengestalten aus den Musikdramen Richard Wagners gewesen. Ich weiß, daß wir uns lange darüber den Kopf zerbrachen, ob Stefanie vielleicht über die für diese Aufgabe notwendige musikalische Begabung und eine geeignete Stimme verfüge. Adolf nahm das beinahe als selbstverständlich an. Gerade das Walkürenhafte ihrer Erscheinung zog ihn immer wieder von neuem an und entflammte ihn zu heller Begeisterung. Ungezählte Liebesgedichte verfaßte er für Stefanie. „Hymnus an die Geliebte” hieß eines, das er mir aus dem kleinen, schwarzen Büchlein mit dem flexiblen Einband vorlas. Stefanie ritt als Burgfräulein in dunkelblauem, wallendem Samtkleid auf weißem Zelter über blumenbesäte Wiesen. Das offene Haar fiel ihr wie eine goldene Flut von den Schultern. Ein heller Frühlingshimmel stand darüber. Alles war reines, strahlendes Glück. Noch sehe ich Adolfs in glühender Ekstase verzücktes Gesicht und höre seine Stimme diese Verse sprechen. Stefanie erfüllte sein Wesen so vollkommen, daß alles, was er sprach, was er tat, was er für die Zukunft plante, sich direkt oder indirekt auf sie bezog. Mit der wachsenden Entfremdung vom Elternhaus, wie sie für jeden jungen Menschen in diesen Jahren typisch ist, gewann bei meinem Freund Stefanie immer mehr Einfluß auf ihn, und dies alles, ohne daß er ein Wort mit ihr gesprochen hätte. Ich dachte in diesen Dingen viel nüchterner und erinnere mich sehr genau, daß es zwischen uns beiden mehrmals über diesen Punkt Auseinandersetzungen gab, wie überhaupt meine Erinnerung an das Verhältnis Adolfs zu Stefanie viel deutlicher ist als alle anderen. Er behauptete immer, es genüge völlig, daß er Stefanie eines Tages gegenübertrete. Sofort würde sich dann alles weitere klären, ohne daß nur ein einziges Wort zwischen ihnen gesprochen würde. Zwischen so ungewöhnlichen Menschen, wie er und Stefanie es seien, bedürfe es gar nicht

der sonst unter Menschen üblichen Formen sprachlicher Mitteilung. Außergewöhnliche Menschen verstünden sich gegenseitig mit Hilfe der Intuition, erklärte er mir. Wenn es sich um ein noch so weit abliegendes Thema handelte, war Adolf stets davon überzeugt, daß Stefanie seinen Plan nicht nur genau kennen, sondern dafür ein ebenso immenses Interesse haben würde wie er selbst. Wenn ich dann einwarf, daß er Stefanie ja noch gar nichts davon erzählt habe und daß ich zweifle, ob sie sich überhaupt um derlei Dinge kümmere, geriet er in Wut und schrie mich an: „Das begreifst du eben nicht, weil du den Sinn einer außergewöhnlichen Liebe nicht verstehen kannst.” Ich fragte ihn, um ihn zu beruhigen, ob er Stefanie die Kenntnis solch detaillierter Probleme allein durch weiteres Blickwechseln vermitteln wolle. Er sagte darauf bloß: „Möglich! Man kann das nicht erklären. In Stefanie ist alles, was in mir ist.”

Ich hütete mich natürlich, in diese heiklen Dinge zu weit einzugreifen. Aber ich freute mich doch, daß mir Adolf so viel Vertrauen schenkte. Zu keinem Menschen, auch nicht zu seiner Mutter, hatte er von Stefanie gesprochen.

Die gleiche Ausschließlichkeit, die für ihn selbstverständliches Gebot war, forderte er auch von Stefanie. Lange Zeit faßte er ihr Interesse an anderen jungen Männern, insbesondere für Offiziere, nur als eine Art selbstgeschaffener Ablenkung auf, mit der Stefanie ihre stürmischen Empfindungen für ihn verbergen wollte. Doch diese Auffassung wurde immer wieder von Anfällen rasender Eifersucht abgelöst. Adolf war todunglücklich, wenn Stefanie den blassen Jüngling, der am Schmiedtoreck wartete, übersah und ihr Interesse einem der jungen Leutnants zuwandte, die sie häufig begleiteten. Wie hätten auch einem jungen, lebensfrohen Mädchen die fragenden Blicke dieses heimlichen Verehrers genügen sollen, wenn andere ihr in viel gewandteren Formen ihre Verehrung zum Ausdruck brachten? Aber so etwas durfte ich Adolf niemals sagen.

„Was soll ich tun?” fragte er mich eines Tages — eine Frage, die ich in anderen Fällen nie von ihm gehört hatte. Ich war sehr stolz, daß er mich um Rat fragte. Endlich konnte ich mich ihm einmal überlegen fühlen. „Ganz einfach”, erklärte ich ihm, „du grüßt die beiden Damen, trittst auf sie zu, stellst dich der Mama vor, indem du mit gelüftetem Hut deinen Namen sagst und sie dann bittest, die Tochter ansprechen und die beiden Damen begleiten zu dürfen.”

Adolf sah mich zweifelnd an und überdachte eine Weile lang meinen Vorschlag. Dann aber lehnte er ab. „Was soll ich sagen, wenn mich die Mama nach meinem Beruf fragt? Ich muß doch schon bei der Vorstellung meinen Beruf nennen. Am besten, ich füge ihn gleich dem Namen an. ‚Adolf Hitler, akademischer Maler’ oder so ähnlich. Aber das bin ich noch nicht. Erst muß ich das sein. Dann kann ich mich vorstellen. Für die Mama ist der Beruf wahrscheinlich wichtiger als der Name!”

Lange glaubte ich, Adolf wäre einfach zu schüchtern, um Stefanie anzusprechen. Aber ei war nicht Schüchternheit, die ihn davon abhielt. Er besaß schon damals eine so hohe Auffassung von dem Verhältnis des Mannes zur Frau, daß ihm der übliche Weg des Bekanntmachens unwürdig erschien. Jede Form des Flirts lehnte er scharf ab. Er war überzeugt, daß Stefanie keinen anderen Wunsch kannte als so lange zuzuwarten, bis er käme, um sie zu bitten, seine Frau zu werden. Ich war davon keineswegs überzeugt. Doch Adolf hatte sich bereits, wie bei allem noch Ungelösten, das ihn beschäftigte, einen festen Plan zurechtgelegt. Was dem Vater nicht gelungen war und noch weniger der Schule, was sogar die Mutter vergeblich zu erreichen gesucht hatte, gelang diesem fremden, unbekannten Mädchen, mit dem er noch kein Wort gesprochen hatte: er machte sich einen genauen Plan über seine Zukunft, durch den es ihm möglich war, in vier Jahren um die Hand Stefanies anzuhalten.

Das Ergebnis stundenlanger Gespräche über diese schwierige Frage endete damit, daß ich von Adolf den Auftrag erhielt, mich zunächst noch eingehender über Stefanie zu erkundigen.

Im Musikverein kannte ich einen Cellisten, den ich gelegentlich mit dem Bruder Stefanies sprechen gesehen hatte. Auf dem Umweg über den Cellisten erfuhr ich, daß der Vater Stefanies, ein höherer Regierungsbeamter, vor einigen Jahren gestorben sei. Die Mutter wohne in wohlgeordneten Verhältnissen und bezöge eine entsprechende Witwenpension, mit deren Hilfe sie ihren beiden Kindern die denkbar beste Erziehung zukommen lasse. Stefanie habe das Mädchenlyzeum besucht und bereits die Matura abgelegt. Sie habe wohl — bei ihrer Schönheit selbstverständlich! — eine große Zahl von Verehrern. Sie tanze gern und habe vorigen Winter mit ihrer Mutter fast alle größeren Bälle der Stadt besucht. Doch sei sie seines Wissens, meinte der Cellist, noch nicht verlobt.

Adolf war über das Ergebnis meiner Nachfrage sehr befriedigt, obwohl es ihm an sich durchaus selbstverständlich erschien, daß Stefanie noch nicht verlobt war. Ein Punkt meiner Ausführungen aber beunruhigte ihn sehr: Stefanie tanzte. Und, wie mir der Cellist versicherte, sie tanzte gerne und tanzte gut.

Das paßte durchaus nicht in das Bild, das sich Adolf von Stefanie gemacht hatte. Eine Walküre, die sich am Arm irgendeines „Hohlkopfes" von Leutnant über das Parkett bewegte, war ihm eine gräßliche Vorstellung. Woher kam nur dieser strenge, fast asketische Zug an ihm, der ihn von allen natürlichen Freuden der Jugend abhielt? Adolfs Vater war doch ein lebensfroher Mann gewesen und hatte als junger, schmucker Zollbeamter gewiß manchem Mädchen den Kopf verdreht. Warum war Adolf so ganz anders? Er war doch ein durchaus ansprechender junger Mann, gut gewachsen, schlank, seine etwas

strengen und viel zu ernsten Züge wurden durch den ungewöhnlichen Ausdruck seiner Augen belebt, über deren eigentümlichen Glanz man auch die krankhafte Blässe seines Gesichtes vergessen konnte. Zu tanzen aber widersprach so völlig seiner Natur, wie zu rauchen oder im Wirtshaus zu sitzen und Bier zu trinken. Das gab es einfach für ihn nicht, obwohl ihn niemand, auch nicht die Mutter, in dieser Haltung bestärkte.

Endlich gab es etwas, womit ich, der ich sonst immer so ausgiebig von ihm gehänselt wurde, ihn selbst hänseln konnte. „Du mußt tanzen lernen, Adolf!" erklärte ich todernst.

Damit wurde nun zunächst das Tanzen für ihn ein Problem. Ich erinnere mich gut, wie damals auf unseren einsamen Wanderungen nicht mehr das Thema „Theater" oder „Neubau der Donaubrücke" im Mittelpunkt unserer Gespräche stand, sondern das Problem des Tanzes. Wie aus allem, mit dem er nicht sogleich fertig werden konnte, hatte er daraus eine allgemeine Angelegenheit gemacht. „Stelle dir einen überfüllten Ballsaal vor", erklärte er mir einmal, „und bilde dir ein, du wärst taub. Die Musik, die diese Menschen bewegt, ist für dich nicht zu hören. Dann betrachte dieses sinnlose Sichfortbewegen der Menschen, das doch an kein Ziel führt. Sind diese Menschen nicht total verrückt?"

„Das hilft dir nichts, Adolf", erwiderte ich, „Stefanie tanzt gerne. Wenn du sie gewinnen willst, mußt du dich genau so sinnlos und verrückt fortbewegen wie die anderen!"

Mehr brauchte es nicht, um ihn in Raserei zu versetzen.

„Nein, nein, niemals!" schrie er mir ins Gesicht. „Niemals werde ich tanzen, hörst du? Stefanie tanzt ja auch nur, weil die Gesellschaft, von der sie leider abhängig ist, sie dazu zwingt. Sobald sie meine Frau geworden ist, wird sie nicht mehr das geringste Bedürfnis haben zu tanzen!"

Ausnahmsweise konnten ihn diesmal seine eigenen Worte nicht ganz überzeugen; denn immer von neuem rollte er die Frage des Tanzes auf. Ich hatte ihn in Verdacht, daß er daheim hinter verschlossenen Türen mit seiner kleinen Schwester sogar ein paar vorsichtige Schritte versuchte. Frau Hitler hatte seinerzeit Adolf zuliebe ein Klavier gekauft. Vielleicht erhielt ich bald den Auftrag, darauf einen Walzer zu spielen. Ich dächte, er wäre beim Tanzen taub. Er brauche doch keine Musik, um sich fortbewegen zu können. Auch wollte ich ihm einiges über die Harmonie zwischen Musik und körperlicher Bewegung sagen, die er anscheinend noch nicht begriffen hatte.

Doch so weit kam es nicht. Adolf grübelte weiter und suchte nach einer Lösung. Tagelang, wochenlang sann er darüber nach. In seiner Niedergeschlagenheit verfiel er auf eine wahnwitzige Idee. Er dachte ernstlich daran, Stefanie zu entführen. In allen Einzelheiten entwarf er mir seinen Plan. Meine Rolle dabei war nicht sehr dankbar. Ich hatte die Mutter in ein

Gespräch zu verwickeln, Während er sich des Mädchens bemächtigte. „Und wovon wollt ihr beide dann leben?” fragte ich prosaisch. Diese Frage ernüchterte ihn einigermaßen. Der kühne Plan wurde aufgegeben.

Zu allem Unheil war auch Stefanie damals in wenig erfreulicher Stimmung. Sie ging mit abgewandtem Gesicht am Schmiedtoreck vorbei, als wäre Adolf gar nicht vorhanden. Das brachte ihn an den Rand der Verzweiflung. „Ich halte es nicht mehr länger aus”, rief er. „Ich werde Schluß machen!”

Es war das erste und — soviel ich mich erinnere — einzige Mal, daß Adolf allen Ernstes an Selbstmord dachte. Über das Geländer der Brücke wolle er in die Donau springen, erklärte er mir. Dann wäre alles aus und vorbei. Aber Stefanie müsse mit ihm gemeinsam in den Tod gehen. Darauf wollte er nicht verzichten. Wieder wurde mit in allen Einzelheiten ein Plan entwickelt. Jede der einzelnen Phasen, in denen die schaurige Tragödie abzurollen hatte, wurde eingehend geschildert und meine Rolle dabei im Detail festgelegt, sogar wie ich mich nachher als der einzige Überlebende zu verhalten hätte. Die düstere Szene bewegte mich noch in nächtlichen Träumen.

Doch bald schien die Sonne wieder vom Himmel, und es kam jener glücklichste Tag im Juni 1906 für Adolf, den er selbst wohl ebensowenig vergessen hat wie ich. Der Sommer war nahe, und in Linz wurde ein Blumenkorso abgehalten. Wie gewohnt, erwartete mich Adolf vor der Karmeliterkirche, in die ich jeden Sonntag mit meinen Eltern zum Gottesdienst ging. Dann postierten wir uns beim Schmiedtoreck. Der Platz war überaus günstig, weil die Straße hier sehr schmal ist und die im Korso fahrenden Wagen gezwungen wurden, ganz nahe an den Bürgersteig heranzufahren. Schon erklang vom Hauptplatz her zündende Marschmusik. Die Kapelle des Hessenregimentes zog mit blitzenden Instrumenten vorüber. Dahinter reihten sich, mit Blumen über und über geschmückt, die einzelnen Wagen, aus denen junge und ältere Damen den Zuschauern entgegen winkten. Doch Adolf sah und hörte nichts davon. Fiebernd wartete er auf Stefanie. Schon wollte ich die Hoffnung aufgeben, die Erwartete zu sehen, da faßte mich Adolf so heftig am Arm, daß es schmerzte.

Auf einem hübschen, blumengeschmückten Wagen biegen Mutter und Tochter in die Schmiedtorstraße ein. Genau noch sehe ich das Bild vor mir. Die Mutter in hellgrauem Seidenkleide hält einen zierlichen, roten Sonnenschirm über sich empor, durch den die schräg einfallenden Strahlen einen rötlichen Hauch auf das Antlitz Stefanies zaubern, die ein duftiges Seidenkleid trägt. Nicht wie die anderen Wagen mit Rosen, sondern mit einfachen Feldblumen hat Stefanie ihr Gefährt geschmückt. Der ganze Wagen ist mit roten Mohnblumen, weißen Margueriten und blauen Kornblumen geziert. Stefanie hält einen Strauß aus gleichen Blumen in der Hand. Näher kommt der Wagen heran. Adolf ist der Erde entrückt. Noch nie hat er Stefanie

so bezaubernd gesehen wie heute. Nun ist der Wagen bei uns angelangt, ganz dicht vor uns. Da trifft ein Strahl aus hellen Augen Adolf. Stefanie lacht ihm in aller Sonntagsfestlichkeit unbekümmert entgegen, nimmt eine Blume aus dem Strauß und wirft sie ihm zu.

Ich habe Adolf nie im Leben mehr so glücklich gesehen wie in jener Stunde. Als der Wagen vorbeigefahren war, drängte er mich in die stille Klostergasse hinein. Dann eilten wir auf die jetzt menschenverlassene Promenade. Ergriffen betrachtete er die Blume, dieses sichtbare Unterpfand ihrer Liebe. Ich höre heute noch seine vor Erregung bebende Stimme an meinem Ohr: „Sie ist mir zugetan! Du hast es doch gesehen. Sie ist mir zugetan!"

In den folgenden Monaten, da ihn der Entschluß, das Studium an der Realschule endgültig aufzugeben, zur Mutter in Konflikt gebracht hatte und er krank darniederlag, war die Liebe zu Stefanie sein einziger Trost, die Blume Stefanies trug er im Medaillon bei sich. Nie hat mich Adolf als seinen Freund so sehr benötigt wie damals; denn da ich der einzige Mensch war, dem er sein Geheimnis anvertraut hatte, konnte er nur durch mich Nachricht über Stefanie erlangen. Täglich mußte ich zur gewohnten Stunde am Schmiedtoreck Posten beziehen, um ihm über alles von Stefanie zu berichten, was ich beobachten konnte, vor allem wer Mutter und Tochter angesprochen habe. Daß ich allein an der bewußten Ecke stand, mußte Stefanie, nach Ansicht Adolfs, maßlos bestürzen. Dies aber war keineswegs der Fall, jedoch ich verschwieg es. Daß Stefanie auch mir gefallen könne, darauf ist Adolf in seinen Gedanken zum Glück niemals gekommen; denn der geringste Verdacht in dieser Richtung hätte das Ende unserer Freundschaft bedeutet.

Doch dazu bestand kein Anlaß, und so konnte ich denn meinem armen Freund jedesmal völlig unbefangen meine Beobachtungen mitteilen. Adolfs Mutter hatte schon seit langem bemerkt, welche Veränderungen mit ihrem Sohne vor sich gegangen waren. Eines Abends, ich erinnere mich gut daran, denn ich kam dabei in große Verlegenheit, fragte sie mich geradeheraus: „Was ist denn mit dem Adolf los, Herr Kubizek, weil er gar so ungeduldig auf Sie wartet?" Ich stammelte irgendeine Ausrede und ging so rasch als möglich zu Adolf in das Kabinett.

Glücklich war er, wenn ich ihm Neuigkeiten von Stefanie bringen konnte: „Sie hat einen guten Sopran", erklärte ich ihm einmal. Da fuhr er hoch: „Woher weißt du das?" — „Ich bin eine Weile lang ganz nahe hinter ihr hergegangen und habe sie sprechen gehört. So viel verstehe ich auch von Musik, daß ich aus dieser hellen, reinen Stimme einen guten Sopran heraushören kann!" Wie froh war Adolf darüber. Und ich war zufrieden, daß er, der abgehärmt im Bette lag, so glücklich war.

Immer mußte ich auf dem schnellsten Weg vom Bummel fort in die Humboldtstraße eilen. Oft fand ich Adolf eifrig an einem weitläufigen Plane zeichnend. „Nun ist es entschieden", sagte er mit grimmigem Ernste, als ich meinen Bericht abgegeben hatte, „ich werde das Haus für Stefanie doch im Stile der Renaissance bauen!" Dann mußte ich mein Urteil über den Plan abgeben, insbesondere ob ich mit Anlage und Dimensionierung des Musiksalons zufrieden sei. Er habe darauf geachtet, daß der Raum eine gute Akustik erhalte. Ich möge nun sagen, wohin der Flügel zu stellen sei. Und so ging es fort. Das wurde alles in einem Tone gesprochen, als wäre an der Verwirklichung dieser Pläne nicht mehr zu zweifeln. Eine schüchterne Frage nach dem Geld wurde mit einem barschen „Ach was, Geld!" abgewiesen, ein Wort, das ich oftmals von ihm gehört habe. Über die Frage, wo diese herrliche Villa gebaut würde, gerieten wir in Streit; denn als Musiker kämpfte ich für Italien. Adolf aber beharrte darauf, daß diese Villa nur in Deutschland stehen könne, in der Nähe einer bedeutenden Großstadt, die ihm und Stefanie die Teilnahme an Oper und Konzert ermöglichen würde.

Kaum konnte sich Adolf vom Krankenbett erheben, ging er schon in die Stadt und wartete beim Schmiedtoreck. Er war noch sehr blaß und leidend. Pünktlich wie immer erschien Stefanie am Arme ihrer Mutter. Sie sah Adolf, bleich, mit hohlen, eingefallenen Wangen, und lächelte ihn an. „Hast du's bemerkt?" fragte er mich glücklich. Von dieser Stunde an ging es mit seiner Gesundheit aufwärts.

Als Adolf im Frühling des Jahres 1906 nach Wien fuhr, erhielt ich von ihm genaue Weisungen, wie ich mich Stefanie gegenüber zu verhalten hätte; denn er war überzeugt, daß sie mich bald ansprechen und fragen würde, ob denn mein Freund wieder krank geworden sei, weil ich allein am Schmiedtoreck stünde. Auf diese Frage hatte ich folgendes zu antworten: „Mein Freund ist nicht krank, vielmehr mußte er nach Wien reisen, um dort das Studium an der Akademie für bildende Kunst aufzunehmen. Nach Schluß dieses Studiums wird er ein Jahr auf Reisen verbringen, im Ausland natürlich." (Ich bestand darauf, „Italien" sagen zu dürfen!) Also gut, Italien! „Nach vier Jahren wird er zurückkehren und um Ihre Hand anhalten. Im Falle Ihres Jawortes würden sodann unverzüglich die Vorbereitungen für die Hochzeit getroffen werden."

Selbstverständlich mußte ich Adolf schriftlich nach Wien ständig über Stefanie berichten. Da es billiger war, statt Briefe offene Karten zu schreiben, teilte mir Adolf beim Abschied einen Decknamen für Stefanie mit. Dieser Name lautete: Benkieser. Es war dies der Name eines Klassenkameraden von Adolf. Wie sehr dieser „Benkieser" Adolf selbst bei den reichen, vielfältigen Eindrücken in Wien bewegte, beweist eine einfache Ansichtskarte, die er mir am 8. Mai 1906 schrieb. „Es zieht mich doch wieder zurück nach meinem

lieben Linz und Urfahr", heißt es darin. Das Wort Urfahr ist unterstrichen. Damit war natürlich die in Urfahr wohnende Stefanie gemeint. „Will oder muß den Benkieser wiedersehen. Was er wohl macht..."

Wenige Wochen später kam Adolf von Wien zurück. Ich holte ihn vom Zuge ab. Ich erinnere mich noch gut, wie wir abwechselnd seinen Koffer trugen und ich ihm dabei in aller Eile von Stefanie erzählen mußte. Wir hatten große Eile; denn in einer Stunde begann der Bummel. Adolf wollte es nicht glauben, daß Stefanie nicht nach ihm gefragt habe. Er nahm an, daß sie selbstverständlich genau so große Sehnsucht nach ihm gehabt habe wie er nach ihr. Insgeheim aber war er doch froh, daß sich für mich keine Gelegenheit ergeben hatte, vor Stefanie seine großzügigen Zukunftspläne zu entwickeln; denn diese sahen jetzt recht kläglich aus. In der Humboldtstraße angekommen, wurde die Mutter begrüßt. Dann eilten wir unverzüglich zum Schmiedtoreck. In großer Erregung wartete Adolf. Bange Minuten verstrichen. Pünktlich erschien Stefanie am Arme ihrer Mutter. Ein überraschter Blick traf Adolf. Das genügte. Mehr wollte er gar nicht.

Ich aber wurde ungeduldig. „Du siehst doch, daß sie angesprochen sein will!" erklärte ich meinem Freunde.

„Morgen!" antwortete Adolf.

Doch aus dem Morgen wurde ein Übermorgen, wurden Wochen, Monate, Jahre, ohne daß Adolf diesen Zustand, der ihn doch so heftig und unmittelbar bewegte, von sich aus geändert hätte. Daß Stefanie nichts unternahm, was über die allererste Phase des Blicketauschens hinausging, war selbstverständlich. Ihm aus der gelockerten Feststimmung des Blumenkorsos mit schalkhaftem Lächeln eine Blume zuzuwerfen, war das Äußerste, was Adolf von ihr erwarten durfte. Jeder Schritt ihrerseits, der über die strenggezogene Grenze der Konvention hinausgegangen wäre, hätte außerdem auch in Adolf das Bild zerstört, das er von Stefanie im Herzen trug.

Vielleicht war dies der Grund für seine merkwürdige Scheu: daß er fürchtete, ein Näherkennenlernen würde dieses Idealbild zerstören. Aber für ihn war Stefanie nicht nur der Inbegriff weiblicher Tugenden, sondern auch die Frau, die mit höchstem Interesse an all seinen vielfältigen und weitgespannten Plänen teilnahm. Es gab keinen Menschen, außer sich selbst, dem er so viele Kenntnisse und Interessen zutraute wie Stefanie. Die geringste Abweichung von diesem Bilde hätte bei ihm zu furchtbarer Enttäuschung geführt. Selbstverständlich wäre es schon im ersten Gespräch mit Stefanie, davon bin ich überzeugt, zu solchen Enttäuschungen gekommen; denn sie war, im Grunde genommen, ein junges, lebensfrohes Mädchen wie andere auch und hatte sicherlich die gleichen Interessen wie diese. Vergeblich hätte Adolf bei ihr nach jenen großartigen Gedanken und Ideen gesucht, die er so

hartnäckig in Stefanie hineinversenkt hatte, bis diese sozusagen zur weiblichen Entsprechung seiner eigenen Person geworden war. Nur allerschroffste Distanzierung konnte ihm dieses Bild erhalten.

Höchst aufschlußreich ist auch die Tatsache, daß der junge Hitler, der mit beispielloser Verachtung die bürgerliche Gesellschaft ablehnt, in diesem Liebesverhältnis die Gesetze und gesellschaftlichen Normen dieser so verachteten Welt des Bürgertums strenger einhält als mancher Angehöriger dieser Gesellschaftsschicht selbst. Die Regeln des bürgerlichen Anstandes und der guten Sitten wurden für ihn geradezu der Schutzwall, hinter dem er sein Verhältnis zu Stefanie aufbaute. „Ich bin ihr nicht vorgestellt!" Wie oft habe ich dieses Wort von ihm gehört, obwohl er doch schon gewohnt war, sich achselzuckend über Bestehendes hinwegzusetzen. Aber dieses strenge Beachten der gesellschaftlichen Formen gehörte zu seinem ganzen Wesen. Es kam in der stets adretten Kleidung, im sorgfältigen Benehmen ebenso zum Ausdruck wie in seinem natürlichen Anstand, der meiner Mutter so sehr an ihm gefiel. Niemals habe ich ein zweideutiges Wort oder einen Witz ähnlicher Art aus seinem Mund gehört.

Nicht bewußt, wohl aber instinktiv fand der junge Hitler in seinen Beziehungen zu Stefanie den für ihn einzig richtigen Weg: Er besaß ein Wesen, das er liebte, und besaß es doch wieder nicht. Sein ganzes Leben richtete er so nach diesem geliebten Wesen ein, als besäße er es ganz. Doch da er selbst jede tatsächliche Begegnung vermied, blieb dieses Mädchen, obwohl es für ihn sichtbar auf Erden wandelte, doch ein Wesen seiner Traumwelt, in das er seine Wünsche, Pläne und Ideen hineinprojizieren konnte. So bewahrte er sich selbst davor, vom eigenen Wege abzukommen, ja noch mehr, dieses eigentümliche Verhältnis steigerte durch die Kraft der Liebe sein eigenes Wollen. Er sieht Stefanie als seine Frau vor sich, er baut das Haus, in dem sie mit ihm wohnt, umgibt es mit einem herrlichen Park und richtet sich etwa so mit Stefanie ein, wie er es später, allerdings ohne sie, auf dem Obersalzberg tat. Dieses Ineinandergreifen von Traum und Wirklichkeit ist für den jungen Hitler charakteristisch. Und besteht die Gefahr, daß ihm das geliebte Wesen völlig in das Reich seiner Phantasie entgleitet, eilt er an das Schmiedtoreck und überzeugt sich, daß das Wesen, das er liebt, wirklich über diese Erde schreitet. Nicht durch das, was Stefanie wirklich war, wurde Hitler auf dem eingeschlagenen Weg bestärkt, sondern durch das, was er in seiner Phantasie aus Stefanie machte. So war Stefanie für ihn beides: ein Teil der Wirklichkeit, ein Teil Wunsch und Phantasie. Wie immer es sei, Stefanie war der schönste, der reinste und fruchtbarste Traum seines Lebens.

BEGEISTERUNG FÜR RICHARD WAGNER

Mit Absicht lasse ich der Darstellung des Liebesverhältnisses Adolf Hitlers zu Stefanie das Kapitel über seine leidenschaftliche Begeisterung für Richard Wagner folgen; denn diese beiden Erlebnisbereiche gehören zusammen. Wie ihm Stefanie als der Inbegriff alles Weiblichen erschien, der viele Jahre hindurch sein Leben bestimmte, wurde ihm Richard Wagner, der Mensch wie auch das Werk, zum Inbegriff dessen, was deutsche Kunst bedeutete. Niemals hätte Stefanie sein ganzes Sinnen und Trachten so restlos erfüllen können, wenn sie nicht in ihrer Erscheinung, in Auftreten und Haltung dem von Richard Wagner in seinen großen Musikdramen dargestellten Frauenideal entsprochen hätte. Immer wieder sieht Adolf die Geliebte als Elsa, als Brünhilde, als Eva aus den „Meistersingern". Seine Liebe verklärt Stefanie zu einer Schöpfung des genialen Meisters selbst, die durch eine glückliche Fügung aus der Traumwelt Richard Wagners in die Wirklichkeit herabgestiegen ist. Und auch die persönlichen Beziehungen Adolfs zu Stefanie stehen ganz im Banne seiner Hingabe zu Richard Wagner. Auch umgekehrt läßt sich diese Einwirkung feststellen: Von dem Augenblick an, da ihm Stefanie begegnet war, wird seine Neigung für Richard Wagner zu wahrer Leidenschaft. Erst die Liebe zu diesem Mädchen steigerte auch seine künstlerische Empfänglichkeit zu höchster Hingabe. Daß diese Liebe durchaus einseitig war und nicht einmal ernstlich erwidert wurde, daher auch unerfüllt bleiben mußte, trieb ihn um so stärker dem großen Meister entgegen, um in der Kunst für das Trost zu finden, was ihm in seiner glücklichunglücklichen Liebe versagt blieb.

Das Verhältnis Adolf Hitlers zur Persönlichkeit und zum Werke Richard Wagners wird von jener einzigartigen Konsequenz, die sein ganzes Wesen bestimmt, erfüllt. Von frühester Jugend bis zu seinem Tode hält er dem Bayreuther die Treue. Wie Stefanie im Verlaufe dieses sonderbaren Liebesverhältnisses, das nach der üblichen Auffassung gar keines war, schließlich zu einem Geschöpf seiner eigenen Phantasie wurde, mag Adolf Hitler auch in die Gestalt Richard Wagners viel Eigenes hineingetragen haben. Weil er durch die Gewalt seiner Phantasie, die Kraft seiner Hingabe alles, was ihn berührte, veränderte, schuf er sich auch „seinen" persönlichen Wagner. Dieses Verhältnis durchlief alle nur erdenklichen Phasen: erstes kindliches Ergriffensein, wachsende Hinneigung des Knaben, flammende Begeisterung

des Jünglings, die sich bis zur visionären Ekstase steigert, mit zunehmender Einsicht und Erkenntnis gesteigerter Kunstgenuß des Mannes, äußere Förderung des Werkes, Trost, Zuflucht und Verklärung.

Die musikalische Vorbildung Hitlers war sehr bescheiden. Neben der Mutter muß an erster Stelle Pater Leonhard Grüner vorn Chorherrenstift der Benediktiner zu Lambach genannt werden, der Adolf zwei Jahre lang in Gesang unterrichtet hat. Adolf war, als er in die Sängerschule des Stiftes eintrat, acht Jahre alt, also in einem überaus empfänglichen Alter. Wer die gepflegte Gesangskultur der alten österreichischen Stifte kennt, weiß, daß es kaum eine bessere musikalische Vorbildung gibt, als diese in die früheste Jugend verlegte Erziehung in einem gut geleiteten Chor. Leider blieb dieser verheißungsvolle Beginn ohne Fortsetzung, obwohl die helle, sichere Stimme des Knaben alle, die ihn singen hörten, entzückte. Der Vater hatte vermutlich dafür wenig übrig. In den Zeugnissen der Volksschule glänzt immer ein „vorzüglich" in Gesang. An der Realschule aber gab es keinerlei musikalischen Unterricht. Wer dazu Neigung besaß, wurde auf privaten Unterricht, also auf den Besuch der Musikschule verwiesen. Bei dem weiten Schulweg von Leonding in die Stadt hinein wäre Adolf auch für den Fall, daß der Vater einem musikalischen Privatunterricht zugestimmt hätte, kaum Zeit dafür geblieben.

Adolf nahm an meiner musikalischen Ausbildung lebhaften Anteil. Schon allein der Umstand, daß ich davon etwas mehr verstand als er, ließ ihm keine Ruhe. Bei unseren ständigen Gesprächen über musikalische Fragen eignete er sich überraschend schnell alle üblichen Ausdrücke und Wendungen an. Er ging sozusagen den umgekehrten Weg, den ich gegangen war: er sprach über alles, ohne es jemals systematisch studiert zu haben! Aber mit dem Darüber-Sprechen erwachte bei ihm auch das Verstehen selbst. Ich kann nur sagen, er besaß selbst in den fernsten, abgelegensten Dingen der Musik eine gewisse Ahnung, die ihn selten trog. Wie oft habe ich über sein Urteil in solchen heiklen Fragen gestaunt, weil ich nur zu gut sah, daß er in Wirklichkeit gar nichts davon wußte.

Diese etwas ausgefallene Art musikalischer Fortbildung besaß eine deutliche Grenze: Sobald es sich um die Beherrschung eines Instrumentes handelte, war die schönste Intuition umsonst. Hier half nur systematisches Lernen, ständiges Üben, Ausdauer und Fleiß — durchwegs Eigenschaften, für die mein Freund wenig Verständnis besaß. Aber er wollte nicht glauben, daß es so wäre. Sein größeres Einfühlungsvermögen, seine fruchtbare Phantasie, vor allem aber sein unbegrenztes Selbstvertrauen müßten doch, so meinte er, jene belanglosen Eigenschaften, von denen ich gesprochen hatte, wettmachen können. Freilich, sobald er meine Viola unter das Kinn setzte und den Bogen nahm, war es mit seiner Siegesgewißheit aus. Ich erinnere mich gut, wie

erstaunt er selbst darüber war. Wenn ich ihm das Instrument aus der Hand nahm, um ihm etwas vorzuspielen, wollte er gar nicht zuhören. Es ärgerte ihn, daß es Dinge gab, die sich seinem Willen widersetzten. Natürlich war er für einen Elementarunterricht schon zu alt. Eines Tages fuhr er mich barsch an: „Jetzt möchte ich sehen, ob das Musizieren wirklich so eine Hexerei ist, wie du immer tust!” Mit diesen Worten leitete er seinen Entschluß ein, Klavierspielen zu lernen, überzeugt, daß er in kürzester Zeit dieses Instrument vollkommen beherrschen würde. Er nahm Unterricht bei dem Klavierlehrer Josef Prewratzky. Bald aber mußte Adolf einsehen, daß es ohne Fleiß und Ausdauer doch nicht ging. Bei Prewratzky erlebte er ähnliches wie ich bei meinem guten alten Musikfeldwebel Kopetzky. Prewratzky hielt absolut nichts von intuitivem Erfassen und genialer Improvisation. Er verlangte einen sauberen Fingersatz und straffe Disziplin. Adolf geriet in einen köstlichen Zwiespalt. Einerseits war er zu stolz, um den Versuch, auf den er so große Hoffnung gesetzt hatte, ergebnislos abzubrechen, andererseits machte ihn dieses stupide „Fingerexerzieren”, wie er es nannte, rasend. Ich witterte diesen Konflikt sehr bald, denn in musikalischen Dingen konnte mich Adolf nicht wie sonst einfach hineinlegen. Seine wütenden Ausfälle über die „verrückte musikalische Gymnastik” Prewratzkys wurden immer seltener. Schon wenn ich in der Humboldtstraße über die Treppe stieg, hörte ich, daß es mit seinen Fortschritten im Klavierspiel nicht weit her war. Er selbst vermied es, sich auf dem guten Heitzmann-Instrument vor mir zu produzieren. Immer seltener fiel der Name Prewratzky, und eines Tages wurde der Klavierunterricht sang- und klanglos aufgegeben. Ich kann nicht genau sagen, wie lange Adolf diese qualvolle Prozedur ertragen hat, länger als ein Jahr bestimmt nicht. Immerhin eine erstaunlich lange Zeit, in der ein Herr Prewratzky einen jungen Hitler schikanierte. Trotzdem übernahm er, als wir dann später in Wien auf unserer Studentenbude eine Oper schufen — sie blieb leider unvollendet! —, nicht nur den dichterischen, sondern auch den musikalischen Teil, indem er mir auf dem Flügel die einzelnen Leitmotive angab. Adolf wollte mir damit trotz aller Fehlschläge beweisen, daß es in der Musik eben doch auf den genialen Einfall und nicht auf den richtigen Fingersatz ankäme.

Trotzdem hat Adolf meine Erfolge auf musikalischem Gebiet neidlos anerkannt, ja er hat die mit diesen Erfolgen für mich untrennbar verbundenen Aufregungen, Enttäuschungen und Rückschlägen so intensiv miterlebt, als wären sie ihm selbst geschehen. Immer wieder hat er mich in meinen Absichten und Zielen bestärkt. Ich wußte, daß er an meine musikalische Begabung glaubte. Diese Erkenntnis war für mich die stärkste Kraft. Sie hielt unsere Freundschaft unverbrüchlich zusammen. Wenn ich tagsüber auch nur der gewöhnliche Tapezierergeselle war, der in Staub und Qualm

mottenzerfressene Polsterstühle reparierte, abends, wenn ich zu Adolf kam, verflog der letzte Staub und damit auch die letzte Erinnerung an die dumpfe Werkstätte, und fand mich mit ihm und durch ihn wieder in der reinen, hehren Atmosphäre der Kunst.

Wie hat er damals, als das herrliche Oratorium von Franz Liszt „Die heilige Elisabeth" aufgeführt wurde, getreulich Leid und Freud mit mir geteilt! Mein Lehrer für Trompete war der Theatermusiker Viertelmeister. Während einer Unterrichtsstunde fragte mich dieser unvermittelt, ob ich bei dem großen Oratorium mitwirken möchte. Mir schwankte der Boden unter den Füßen. „Fangen wir gleich an!" erklärte der gute Viertelmeister sogleich und ging mit mir ohne viel Umstände die Orchesterstimme für Trompete durch. Dann kamen die Proben im Konzertsaal. Zum erstenmal lernte ich August Göllerich unmittelbar als Dirigenten kennen. Es kam dann die Aufführung. Und heute noch klopft mir das Herz, wenn ich daran denke. Ich war ja kaum siebzehn Jahre alt, weitaus das jüngste Mitglied des Orchesters. Kein Instrument ist gegen die geringste ungeschickte Handhabung so empfindlich wie die Trompete. Unten in den dichtbesetzten Reihen des Parketts sah ich meine Mutter sitzen, neben ihr Adolf, der mir aufmunternd zulächelte. Es ging alles gut, und ich strich von dem tosenden Beifall ein tüchtiges Stück für mich ein. Jedenfalls applaudierte Adolf nur mir allein. Meiner Mutter standen die Tränen in den Augen.

Nach diesem erfolgreichen Debüt machte mir Adolf auf einsam-nächtlicher Wanderung klar, daß ich alles daransetzen müßte, um mich ganz der Musik zu widmen. Noch sind mir seine eindringlichen Worte so gegenwärtig, als wären sie erst gestern zu mir gesprochen worden: „Du darfst nicht länger Tapezierer bleiben. Das Geschäft bringt dich ins Grab. (Ich war kurz vorher ernstlich krank gewesen.) Es paßt auch gar nicht zu dir und deinem Naturell. Du hast ganz deutlich ausgeprägte Anlagen, und zwar nicht bloß als Solist, das ist selbstverständlich, sondern als Dirigent, ganz gleich, ob als Konzert- oder Bühnendirigent. Ich beobachte dich ja im Theater ständig, du kennst ja schon die ganze Partitur, ehe noch gespielt wird. Die Musik ist deine Lebensaufgabe. Dort befindest du dich in deinem Element. Dort gehörst du hin." Adolf hatte nun ausgesprochen, was mich selbst seit langem bewegte. Dirigent zu werden, war für mich das schönste und idealste Lebensziel, das ich mir vorstellen konnte.

Daß Adolf meine Auffassung teilte, erfüllte mich mit Seligkeit ohne Ende. Unsere Gespräche wandten sich immer intensiver diesem Zukunftsplan zu, so unerbittlich auch die harten, nüchternen Tatsachen dagegen sprachen: Der Vater war kränklich. Ich war sein einziger Sohn und hatte sein Handwerk erlernt, um den Betrieb, den er aus kleinen, mühseligen Anfängen

hochgebracht hatte, zu übernehmen. Seine ganze Hoffnung, seine ganze Lebensenergie konzentrierte er darauf, mir den Betrieb gut übergeben zu können. Wenn er auch im Gegensatz zu Adolfs Vater diese Entscheidung nicht gewaltsam durchzusetzen versuchte, machte er mir damit den Absprung nur noch schwerer. Kaum sprach er seine Sorge um mich aus; ich aber fühlte um so deutlicher, wie er an seinem Lebenswerk hing.

In diesem schweren inneren Konflikt bewährte sich Adolf als zuverlässiger Freund. So entschieden er meine Neigung, die Musik als Lebensberuf zu erwählen, bestärkte, so klug ging er dabei vor. Zum ersten und einzigen Male entdeckte ich an ihm eine Eigenschaft, die mir bisher an ihm unbekannt geblieben war, die ich auch später an ihm nicht mehr wieder entdecken konnte: er hatte Geduld. Ganz richtig erkannte er, daß eine für meinen Vater so wesentliche Entscheidung nicht einfach im entschlossenen Anstürmen durchzusetzen war. Er erkannte, wo der schwache Punkt lag, an dem er den Angriff einsetzen mußte: meine Mutter in ihrer natürlichen Hingabe für Musik war für seine Vorstellungen sehr empfänglich, obwohl auch sie die Kosten eines Musikstudiums sehr gut einzuschätzen wußte. Über die Mutter ging der Weg zum Vater. Dann bedurfte es vielleicht nur eines geschickten Vorwandes, so überlegte Adolf, um für mich eine Entscheidung herbeizuführen.

In allen diesen schwierigen Situationen, die Adolf und ich durchzukämpfen hatten, wurde uns das Theater immer mehr und mehr zu einer Stätte innerer Erbauung. Man muß bedenken, daß es damals weder Kino noch Radio gab, daß also die Möglichkeit, künstlerische Eindrücke zu empfangen, noch sehr einseitig auf das Theater beschränkt war, das heutzutage für viele Menschen nur mehr sehr am Rande steht. Für uns aber stand das Theater unverrückbar im Mittelpunkt. Alles, was uns bewegte und beschäftigte, drehte sich irgendwie um das Theater. Während ich in meiner Phantasie die größten Theaterorchester dirigierte, baute Adolf mit noch viel größerem Einfallsreichtum Theatergebäude von wahrhaft grandiosen Ausmaßen.

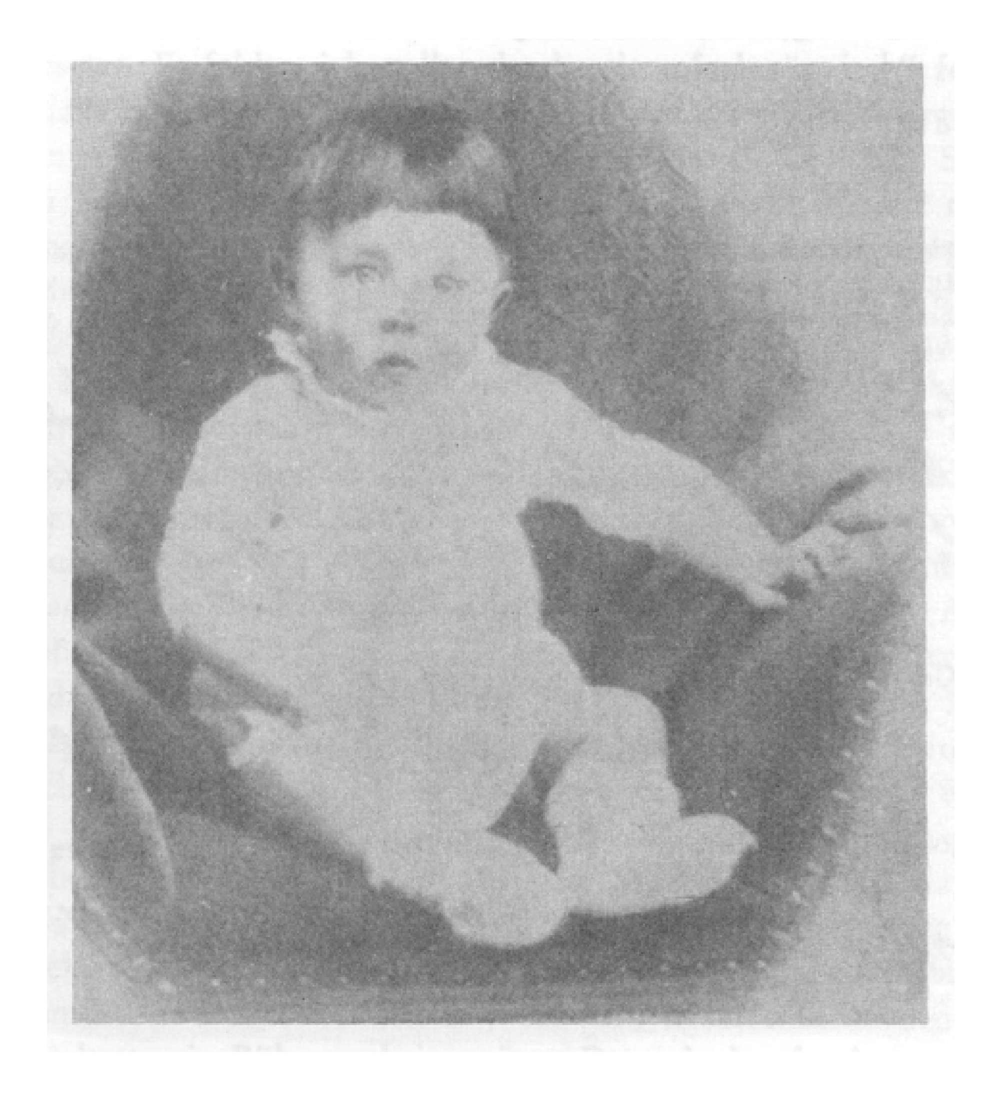
Dazu kam, daß wir uns ja auf dem ehrwürdigen Boden des Theaters kennengelernt hatten. Aus einer Theaterbekanntschaft war unsere Freundschaft entstanden. So besiegelten wir denn bei den zwei Säulen im Stehparterre unsere Freundschaft immer von neuem. Ich empfand mein Verhältnis zu Adolf stets als eine Verpflichtung, die über eine gewöhnliche Jugendfreundschaft hinausging, weil sie durch die Stätte, an der wir uns zum erstenmal begegnet waren, eine besondere Weihe empfangen hatte. Das ist keine Phrase; denn tatsächlich ist die in diesem doch recht kümmerlichen Provinztheater begonnene Freundschaft in der Wiener Oper und in der „Burg" fortgesetzt worden und fand ihre Krönung in der Weihestätte zu Bayreuth, wo ich als Gast des Reichskanzlers die Festspiele miterlebt habe.

Hitler besaß eine natürliche Freude und Leidenschaft für das Theater. Ich bin Überzeugt, daß diese so ursprüngliche Vorliebe mit ersten Kindheitseindrücken zusammenhängt, und zwar mit Erlebnissen in den Lambacher Jahren. Ich kann mich zwar nicht mehr genau erinnern, ob er mir von der reizenden Stiftsbühne der Benediktiner erzählt hat. Mein Gedächtnis läßt mich in diesem Punkt leider im Stich. Aber ich glaube, daß man bei genauerer Nachforschung wertvolle Aufschlüsse erhalten würde; denn ohne Zweifel ist der begeisterungsfähige Knabe zu jeder Aufführung in das Stift gerannt. Schließlich hatte er als Sängerknabe ja überall Zutritt. Vielleicht hat er sogar einmal mitgespielt. Diese zierliche Barockbühne aber ist in ihrer Art ein Juwel. Ich könnte mir keinen schöneren Anbeginn einer Theaterleidenschaft denken als eine knabenhaft frisch gesungene Szene auf dieser Bühne.

Von Leonding aus kam der zwölfjährige Junge das erstemal in das Landestheater nach Linz herein. Darüber berichtet Hitler selbst.

„Die oberösterreichische Landeshauptstadt besaß damals ein verhältnismäßig nicht schlechtes Theater. Gespielt wurde so ziemlich alles. Mit zwölf Jahren sah ich da zum ersten Male ‚Wilhelm Teil’, wenige Monate darauf als erste Oper meines Lebens ‚Lohengrin’. Mit einem Schlage war ich gefesselt. Die jugendliche Begeisterung für den Bayreuther Meister kannte keine Grenzen. Immer wieder zog es mich zu seinen Werken, und ich empfinde es heute als besonderes Glück, daß mir durch die Bescheidenheit der provinzialen Aufführung die Möglichkeit einer späteren Steigerung erhalten blieb.”

Schön gesagt, sehr schön sogar! Ich hätte bei meinem Urteil über das Linzer Landestheater kaum so schöne Worte gefunden. Vielleicht liegt dies daran, daß ich mich schon als künftiger Theaterdirigent fühlte, und alles, insbesondere das Orchester, viel kritischer betrachtete als er. Wahrscheinlich aber fehlte mir doch etwas von jener intensiven Einfühlungsgabe, die es ihm trotz der augenfälligsten Unzulänglichkeiten möglich machte, sich ganz der Illusion eines Werkes hinzugeben. Wenn wir im Theater waren, hatte ich oftmals den Eindruck, als würde er über die höchst mangelhafte Wiedergabe hinweg ganz unmittelbar den künstlerischen Grundgehalt des Werkes erleben können. Selbst ein Lohengrin, der durch die Ungeschicklichkeit eines Bühnenarbeiters aus seinem Kahne fiel und ziemlich verstaubt aus dem „Meere”, in das er gefallen war, in sein Schwanengefährt wieder hineinklettern mußte — nicht nur das Publikum lachte, auch Elsa lachte! —, konnte ihm diese Illusion nicht zerstören. Was hatten diese lächerlichen Dinge mit der hohen Idee zu tun, die dem großen Meister bei der Abfassung seines „Lohengrin” vor den Augen gestanden war? Trotz dieser ungewöhnlichen Fähigkeit, sich einer Illusion hinzugeben, war Adolf auch, was die Zustände am Theater betraf, ein harter, strenger Kritiker.



Sehr interessantes Bild Adolf Hitlers aus Braunau.
I. Aufnahme, im Buch beschrieben!

17. Ob ein Vermögen vorhanden ist, worin es beiläufig besteht, (Spareinlagebücher auch nach Namen der Anstalt und Nummer) in wessen Händen es sich befindet und welche Vorkehrungen zu dessen Sicherstellung getroffen worden sind; ob, bei welcher Anstalt und zu wessen Gunsten der Erblasser eine Versicherung auf den Todfall eingegangen ist:

Die vorhandene Einrichtung gehörte dem Vater und Tante bereits in [illegible] aufgenommene Kleidung ist wertlos. Die Leichenkosten haben die Kinder bestritten.

Ort und Zeit der Todfalls-Aufnahme:

Urfahr, am 18. Jänner 1908

Unterschrift der Zeugen und Parteien:

Adolf Hitler

Unterschrift des Gerichtsabgeordneten:

[illegible]

Letzter Abschnitt der Verlassenschaftsurkunde vom 18. Jänner 1908.
Unterschrift Hitlers.

Das Landestheater, oder wie es damals noch hieß, „Linzer landschaftliche Theater”, war ein altehrwürdiger Bau. Die Bühne war für die Aufführung der Musikdramen Richard Wagners viel zu klein und in jeder Beziehung unzulänglich. Die für eine würdige Darstellung dieser Werke notwendigen technischen Einrichtungen fehlten. Dazu kam ein arger Mangel an geeigneten Kostümen, überhaupt an Inventar. Das Orchester war viel zu schwach besetzt und brachte die gewollten Klangwirkungen gar nicht zur Geltung. So waren, um nur ein Beispiel zu nennen, bei einer Aufführung der „Meistersinger” viele Instrumente gar nicht besetzt. Es fehlte, ich stellte das bereits „fachmännisch” fest, die Baßklarinette, das Englischhorn, der Kontrafagott in der Holzbläsergruppe sowie die sogenannten Wagner-Tuben bei den Blechbläsern. Auch der Streichkörper war viel zu schwach, der dreifache Holzsatz konnte überhaupt nicht besetzt werden. Selbst wenn man die notwendigen Instrumentalisten bereit gehabt hätte, wäre in dem viel zu engen Orchesterraum nicht genug Platz gewesen, um sie unterzubringen. Wahrhaft erbarmungswürdige Zustände für den verantwortlichen Dirigenten! Mit zwanzig Mann im Orchester eine Wagner-Aufführung zu versuchen, blieb auf jeden Fall ein riskantes Unternehmen. Ähnlich schwach war der Chor besetzt, der daneben auch einen unerfreulichen Anblick bot. Nicht nur, daß die Kostüme meist sehr unpassend waren, mutete der Chor auch sonst dem Publikum manches zu, etwa wenn in den „Meistersingern” die männlichen Choraushilfen englisch gestutzte Schnurrbarte trugen, was auch Adolf einmal maßlos empörte. Die Solisten waren für eine Provinzbühne nicht gerade schlecht. Doch befanden sich nur wenige wirkliche Wagner-Sänger darunter. Eine ständige Klage gab es über das Bühnenbild. Die bemalten Kulissen wackelten bei jedem Schritt, auch wenn sie eine Felsenlandschaft darstellen sollten. Wenn ich an den „Brand im Kapitol” denke, womit „Rienzi” schließt, so läuft es mir heute noch kalt über den Rücken. In der Mitte der Szene stand der Palazzo mit vorgebautem Balkon. Rienzi und Irene traten vor, um die aufgeregte Volksmenge zu beschwichtigen. Rechts und links von den beiden waren zwei schüchterne Kolophoniumflämmchen zu bemerken, die das ausbrechende Feuer darstellen sollten. Nun hatte ein Bühnenarbeiter einen Prospekt herabzulassen, auf dem der in hellen Flammen stehende Palazzo aufgemalt war. Dieser Prospekt blieb auf einer Seite mit der Beschwerungsstange am Schnürboden hängen. Als man die Stange lockern wollte, rasselte der ganze Prospekt zu Boden. Mit solchen und ähnlichen Zwischenfällen mußte man immer rechnen. Sehr schön, wenn Hitler sagt, daß uns diese „bescheidenen” Aufführungen die Möglichkeit einer Steigerung offen hielten, die wir in der Wiener Hofoper reichlich empfingen. Aber trotzdem staune ich heute, daß damals bei diesen gänzlich unzulänglichen Aufführungen überhaupt eine Illusion möglich war und wir begeistert und

hingerissen sein konnten. Der Idealismus, die Empfänglichkeit der jungen Herzen spotteten allen Tücken des Objektes.

Bei Wagner-Aufführungen war das Theater immer ausverkauft. Eine, oft zwei Stunden lang mußte man sich zum Einlaß anstellen, wenn man sich im Stehparterre eine „Säule” erkämpfen wollte. Endlos währten die Pausen. Wenn wir, vor Begeisterung glühend, dringend einer Abkühlung bedurften, verkaufte uns ein alter, weißbärtiger Theaterdiener ein Glas Wasser, wobei Adolf und ich uns wechselseitig die eroberten Plätze sicherten. Man legte dann einen Kreuzer in das leergetrunkene Glas und reichte es dem Diener zurück. Oft schloß erst um Mitternacht die Aufführung. Dann begleitete ich Adolf noch nach Hause. Aber der Weg war zu kurz, um die gewaltigen Eindrücke des Abends abzureagieren. Adolf begleitete mich in die Klammstraße zurück. Aber jetzt war er erst richtig in Begeisterung gekommen. Also schlenderten wir nochmals miteinander zur Humboldtstraße zurück. Ich erinnere mich nicht, daß Adolf jemals müde geworden wäre. Überhaupt hatte die Nacht eine anfeuernde Wirkung auf ihn. Dafür konnte er schon damals selbst mit einem noch so schönen Morgen wenig anfangen. Es kam vor, daß wir nach einer solchen Aufführung immer wieder zwischen Humboldt- und Klammstraße hin- und herpendelten, bis ich zu gähnen begann und mir auf offenem Platze die Augen zufielen.

Schon von frühester Jugend an hatte sich Adolf an den Erzählungen aus der deutschen Heldensage berauscht. Als Knabe konnte er nie genug davon hören. Immer wieder griff er nach dem bekannten Buch von Gustav Schwab, das die Sagenwelt der deutschen Frühgeschichte in volkstümlicher Form darstellt. Dieses Buch war ihm seine liebste Lektüre. In der Humboldtstraße hatte dieses Buch einen bevorzugten Platz in seinem Kabinett, so daß er es immer griffbereit zur Hand hatte. Als er krank darniederlag, vertiefte er sich mit wahrer Inbrunst in die geheimnisvoll mythische Welt, die ihm dieses Buch erschlossen hatte. Ich erinnere mich, daß Adolf sogar in unserer Wiener Studentenbude eine besonders schöne Ausgabe der deutschen Heldensagen besaß, in der er oft und eifrig las, obwohl ihn damals schon sehr aktuelle Probleme beschäftigten. Vertrautsein mit der deutschen Sagenwelt war also keineswegs, wie sonst zumeist, nur eine jugendliche Schwärmerei. Es war vielmehr der Stoff, der ihn auch bei seinen geschichtlichen und politischen Betrachtungen am meisten fesselte und ihn nie mehr losließ, die Welt, der er sich zugehörig fühlte. Er konnte sich das eigene Leben nicht schöner vorstellen, als er es in den leuchtenden Heldengestalten der deutschen Frühzeit dargestellt fand. Immer wieder personifizierte er sich mit den großen Männern jener versunkenen Welt. Nichts erschien ihm erstrebenswerter, als nach einem Leben voll kühner, weitreichender Taten, einem möglichst heroischen Leben, nach Walhalla einzuziehen und für alle Zeiten zu einer mythischen Gestalt zu

werden, ähnlich jenen, die er selbst so innig verehrte. Man soll diese eigentümliche, romantische Perspektive im Leben Adolf Hitlers nicht übersehen, auch wenn der harte Wirklichkeitssinn, der seine Politik bestimmt, solch verklärte Jünglingsträume in das Reich der Phantasie verweisen muß. Tatsache bleibt trotz allem, daß Adolf Hitler zeitlebens keinen anderen Boden fand, auf dem er in geradezu frommer Gläubigkeit verweilen konnte, als jenen, zu dem ihm die deutsche Heldensage das Tor geöffnet hatte.

Im Widerstreit mit einer bürgerlichen Welt, die ihm in ihrer Verlogenheit und falschen Frömmelei nichts zu bieten hatte, suchte er instinktiv seine eigene Welt und fand sie in Ursprung und Frühe des eigenen Volkes. Diese längst versunkene, geschichtlich nur mangelhaft aufzuhellende Epoche wurde in seinem ungestümen Wesen blutvoll erfüllte Gegenwart. Träume wurden Wirklichkeiten. Mit der ihm eigenen Phantasie, die alles verwandelte, lebte er sich in die Morgenzeit des deutschen Volkes hinein, die er als die schönste Epoche des deutschen Volkes empfand. Mit solcher Intensität erlebte er diese mehr als eintausendfünfhundert Jahre zurückliegende Zeit, daß ich selbst, der ich eben aus dem nüchternen Alltag kam, mir manches Mal an den Kopf griff. Lebte er denn wirklich unter Helden der grauen Vorzeit, von denen er so gegenständlich sprach, als wären sie noch in den Wäldern, durch die wir nächtlich wanderten, zugegen? War das anbrechende zwanzigste Jahrhundert, in dem wir doch lebten, für ihn nur ein wenig schöner, fremder Traum? Seine Art, Traum und Wirklichkeit zu vertauschen und die Jahrtausende kurzerhand umzustülpen, ließ in mir manches Mal die Angst aufsteigen, daß mein Freund eines Tages sich in der von ihm selbst geschaffenen Verwirrung nicht mehr zurechtfinden würde.

Die ständige und intensive Beschäftigung mit der deutschen Heldensage schuf in ihm eine einzigartige Empfänglichkeit für das Lebenswerk Richard Wagners. Schon als der Zwölfjährige „Lohengrin” gehört hatte, mag ihm dieses Werk wie eine Verwirklichung der knabenhaften Sehnsucht der hehren Welt der deutschen Vergangenheit erschienen sein. Wer war der Mann, der so Großes schuf und seine Knabenträume in Dichtung und Musik verwandelte?

Von der Stunde an, da Richard Wagner in sein Leben trat, ließ ihn der Genius dieses Mannes nicht mehr los. In Richard Wagners Leben und Werk sah er nicht nur eine Bestätigung des Weges, den er selbst mit seiner geistigen „Übersiedlung” in die deutsche Vorzeit eingeschlagen hatte, vielmehr bestärkte ihn das Wirken Wagners in der Ansicht, daß diese längst verflossene Epoche für die Gegenwart nutzbar zu machen sei, ja, daß sie, wie sie für Richard Wagner zur Heimat seiner Kunst, für ihn zur Heimat seines Wollens werden könne.

Ich habe in den Jahren meiner Freundschaft mit Adolf Hitler die erste Phase dieser sein ganzes Leben erfüllenden Entwicklung miterlebt. Mit

unglaublicher Zähigkeit und Konsequenz machte er sich das Werk und das Leben dieses Mannes zu eigen, ich hatte so etwas noch nicht erlebt. Als begeisterter Musiker hatte ich ja auch meine großen Vorbilder, denen ich nachzueifern strebte. Aber was mein Freund in Richard Wagner suchte, war viel mehr als nur Vorbild und Beispiel. Ich kann nur sagen: er eignete sich die Persönlichkeit Richard Wagners an, ja erwarb ihn so vollkommen für sich, als könnte dieser ein Teil seines eigenen Wesens werden.

Er las mit fieberndem Herzen alles, was er über diesen Meister erlangen konnte, Gutes wie Schlechtes, Zustimmendes wie Ablehnendes. Insbesondere verschaffte er sich, wo er nur konnte, biographische Literatur über Richard Wagner, las seine Aufzeichnungen, Briefe, Tagebücher, seine Selbstdarstellung, seine Bekenntnisse. Immer tiefer drang er in das Leben dieses Mannes ein. Selbst über anscheinend nebensächliche und belanglose Episoden wußte er Bescheid. Es konnte geschehen, daß Adolf auf unseren Wanderungen plötzlich innehielt, das Thema, das ihn eben beschäftigt hatte — etwa die Versorgung leistungsschwacher Provinzbühnen mit dem für gute Aufführungen notwendigen Inventar aus einem staatlichen von Fall zu Fall zur Entleihung bereitgestellten Fundus — unvermittelt abbrach, mir auswendig den Text eines Briefes oder einer Aufzeichnung von Richard Wagner vortrug oder mir eine seiner Schriften, beispielsweise „Kunstwerk und Zukunft” oder „Die Kunst und die Revolution” vorlas. Obwohl es mir nicht immer leichtfiel, diesen Ausführungen zu folgen, hörte ich doch aufmerksam zu; denn ich freute mich schon auf den Schluß, der immer der gleiche war. „Siehst du”, hieß es dann, „auch Richard Wagner ist es so ergangen wie mir. Zeit seines Lebens mußte er gegen die Verständnislosigkeit seiner Umwelt ankämpfen.”

Mir erschienen diese Vergleiche stark übertrieben: Schließlich hatte Richard Wagner siebzig Jahre gelebt. In einem so ergiebigen Leben gab es selbstverständlich Höhen und Tiefen, Erfolge und Enttäuschungen. Aber mein Freund, der da sein eigenes Leben in eine Parallele zum Leben Richard Wagners stellte, war erst siebzehn Jahre alt, hatte noch nichts geschaffen als ein paar Zeichnungen, Aquarelle und Pläne und nichts erlebt als den Tod seines Vaters und das Versagen in der Schule. Dabei sprach er aber so, als hätte er schon Verfolgung, aufreibenden Kampf und Verbannung hinter sich.

Mit wahrer Inbrunst vergegenwärtigte er sich immer wieder entscheidende Episoden aus dem Leben des großen Meisters, das auch mir im Laufe der Zeit vertraut wurde. Er schilderte die Sturmfahrt Richard Wagners mit seiner jungen Frau durch das Skagerrak, auf der die Idee des „Fliegenden Holländers” geboren wurde. Ich erlebte die abenteuerliche Flucht des jungen Revolutionärs, die Jahre der Verfemung, die Verbannung. Ich begeisterte mich mit meinem Freunde an dem königlichen Mäzenatentum Ludwigs II. und

begleitete den einsam gewordenen Meister auf seiner letzten Fahrt nach Venedig. Nicht daß Adolf sich vor den menschlichen Schwächen Richard Wagners, seiner Verschwendungssucht etwa, verschlossen hätte. Aber er verzieh sie ihm im Hinblick auf die unsterbliche Größe seines Werkes.

Zu jener Zeit war Richard Wagner schon seit mehr als zwanzig Jahren tot. Aber der Kampf um die Durchsetzung seines Werkes war noch im vollen Gang. Man macht sich heute kaum mehr eine Vorstellung davon, mit welcher Leidenschaft damals die kunstbegeisterte Jugend an jener Auseinandersetzung teilnahm. Für uns gliederten sich die Menschen nur in zwei Kategorien: Freunde und Gegner Richard Wagners. Wenn ich heute den Streit um gewisse Erscheinungen in der modernen Musik beobachte und den gedämpften Eifer der Beteiligten sehe, kann ich nur mitleidig lächeln. Was ist dies für harmloses Treiben gegenüber dem rauhen Kampfe, den wir für Richard Wagner führten, obwohl heutzutage durch Radio und Tonband viel breitere Volksschichten in die Auseinandersetzung auf dem Gebiet der Musik einbezogen werden können.

Wir alle standen mitten im erbittertsten Kampf. Wenn eine Wagner-Aufführung in Sicht kam, bemächtigte sich unser eine Stimmung wie jene der Helden auf der Bühne. Wir suchten nach immer neuen Mitteln, um unsere vorbehaltlose Zustimmung, unsere Begeisterung, unseren Enthusiasmus zum Ausdruck zu bringen. In August Göllerich, der selbst noch unter Richard Wagner gearbeitet hatte, fanden wir nicht nur einen würdigen Interpreten der Kunst des großen Meisters, sondern auch einen berufenen Wahrer seines Vermächtnisses. Er war in unseren Augen der Gralshüter.

Wir waren überzeugt, in diesem Kampfe um das Werk Richard Wagners die Geburtsstunde einer neuen deutschen Kunst mitzuerleben. Das Musikdrama, wie es der Genius dieses Mannes geschaffen hatte, war etwas völlig Neues, vorher noch kaum Geahntes. Ohne sichtbares Vorbild, ohne Beispiel hatte Richard Wagner zum erstenmal die Einheit von Dichtung und Musik verwirklicht. Erst die grundlegend neuen Ausdrucksmittel ermöglichten es ihm, seine Werke in eine mythische Welt zu stellen, die längst unsere eigene geworden war.

Adolf kannte keine größere Sehnsucht, als einmal nach Bayreuth, in den nationalen Wallfahrtsort der Deutschen, zu kommen, Haus Wahnfried zu sehen, am Grabe des Meisters zu verweilen und in dem von ihm geschaffenen Bühnenhaus die Aufführung seiner Werke zu erleben. Wenn viele Träume und Wünsche seines Lebens auch unerfüllt geblieben sind, dieser Wunsch hat sich in beispielloser Vollkommenheit erfüllt.

Glückliche Erinnerungen, die mich, einen alten, vierundsechzigjährigen Mann, bewegen! Aber die Erinnerung macht das alte Herz wieder froh und

jung. Es ist ja schließlich gleiche Herz, das damals so stürmisch für den Bayreuther Meister geschlagen hat. Ich bin glücklich, daß ich diese erste Phase einer ekstatischen Begeisterung Adolf Hitlers für Richard Wagner miterlebt habe. Ich möchte diese Erlebnisse meiner Jugend nicht missen. Während ich nämlich bei Adolfs Verhältnis zu Stefanie nur ein guter Freund war, der Beobachtungen melden und Informationen einholen mußte, war ich bei seinem Verhältnis viel stärker beteiligt; denn als der musikalisch besser und gründlicher Vorbereitete hatte ich in diesem Falle auch ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Das Geheimnis seiner Liebe zu Stefanie brachte mir Adolf gewiß um vieles näher; denn es schmiedet nichts eine Freundschaft so fest zusammen wie ein gemeinsames Geheimnis. Aber die höchste Weihe erfuhr dieser Jünglingsbund erst durch die gemeinsame Verehrung Richard Wagners.

DER JUNGE NATIONALIST

Da es sich um die Darstellung der politischen Gedanken und Ideen des jungen Hitler handelt, höre ich im gleichen Augenblick seine Stimme deutlich wieder an meinem Ohr: „Das verstehst du nicht!” oder „Darüber kann man mit dir nicht reden!”, manches Mal noch schärfer sogar, etwa wenn ich während seiner politischen Ausführungen an einer bestimmten Stelle zustimmend nickte, statt, wie er es erwartet hatte, in Empörung zu fallen: „Politisch, Gustl, bist du ein Trottel!”

Mir war ja nur eines im Leben wichtig: die Musik. Adolf stimmte mir wohl bei, daß der Kunst der Vorrang vor allen Lebensbereichen gebühre. Aber im Laufe der gemeinsam verbrachten Jahre gewannen doch allmählich politische Interessen die Oberhand, allerdings ohne daß er deshalb seine künstlerischen Bestrebungen vernachlässigt hätte. Man kann es etwa so formulieren: Die Linzer Jahre standen im Zeichen der Kunst, die nachfolgenden Wiener Jahre im Zeichen der Politik. Ich spürte sehr gut, daß ich ihm nur in künstlerischen Dingen etwas bedeuten konnte. Je nachdrücklicher er sich für Politik interessierte, um so weniger konnte ihm unsere Freundschaft geben. Nicht, daß er mich dies etwa hätte fühlen lassen. Dazu nahm er die Freundschaft viel zu ernst, und außerdem war er sich dieser Tatsache vielleicht gar nicht klar genug bewußt.

Immer schon war Politik der kritische Punkt unseres Verhältnisses gewesen. Nachdem ich auf politischem Gebiet kaum eigene Ansichten besaß und, wo diese vorhanden waren, mich keineswegs veranlaßt fühlte, diese Ansichten zu verteidigen oder sie gar anderen aufzudrängen, hatte Adolf an mir einen schlechten Partner. Er hätte mich viel lieber bekehrt als überredet. Ich aber nahm alles, was er vortrug, bereitwillig und unkritisch auf, ich merkte mir auch vieles, so daß ich hin und wieder ganz geschickt mitreden konnte. Aber für einen Widerspruch, den er mitunter gebraucht hätte, reichte es nicht aus; denn das Politische fand einfach bei mir keinen Boden. Ich stand davor wie ein Taubstummer vor einem Symphonieorchester, der wohl sieht, daß gespielt wird, aber nichts hört. Ich besaß einfach kein Organ, um das Politische aufzunehmen.

Das konnte Adolf zur Verzweiflung bringen. Er hielt es für ausgeschlossen, daß es ein so von aller Politik unberührtes Exemplar von einem Menschen, wie ich eines war, auf dieser Erde gäbe. Er hat mich dabei gewiß nicht

geschont. Ich erinnere mich, wie er mich in Wien wiederholt nötigte, ihn in das Parlament zu begleiten. Ich hatte dort wirklich nichts verloren und wäre inzwischen lieber am Flügel gesessen. Aber das ließ Adolf nicht gelten. Ich mußte mit ihm kommen, obwohl er genau wußte, daß mich dieser Parlamentsbetrieb immer furchtbar anödete. Aber wehe mir, wenn ich das offen ausgesprochen hätte.

Gewöhnlich nimmt man an, daß Politiker aus einer politisch hochgespannten Umwelt kommen. Dies trifft für meinen Freund keineswegs zu. Im Gegenteil! Hier offenbart sich abermals einer der für Hitler so häufigen Widersprüche. Der Vater politisierte zwar nicht ungern und machte aus seiner freisinnigen Auffassung kein Hehl. Aber er gebot energisch Halt, wenn ein Wort gegen das Kaiserhaus fiel. Die Grenze hielt der alte k. u. k. Zollamtsoberoffizial strengstens ein. Wenn er am achtzehnten August, dem Geburtstage des Kaisers, seine Paradeuniform anzog, war er vom Scheitel bis zur Sohle das Muster eines treuen Staatsdieners. Von Politik bekam der kleine Adolf aus dem Munde seines Vaters vermutlich wenig zu hören; denn Politik gehörte der Meinung des Vaters nach nicht in die Familie, sondern ins Wirtshaus. Wenn es auch beim Bürgertische noch so hoch herging, daheim war davon nichts zu spüren. Ich kann mich auch nicht erinnern, daß sich Adolf bei seinen eigenen politischen Ansichten einmal besonders auf seinen Vater berufen hätte.

Noch weniger war davon in dem stillen Heim in der Humboldtstraße zu spüren. Adolfs Mutter war eine einfache, fromme Frau, der das Politische völlig fernlag. Früher, als der Vater noch lebte, hatte sie ihn wohl hin und wieder vor anderen über politische Verhältnisse poltern gehört, aber nie etwas selbst davon angenommen oder gar den Kindern zugetragen. Dem Vater in seinem cholerischen Wesen war es vielleicht recht, daß das, was er draußen am Bürgertische mit viel Geräusch verfocht, durch seine stille Frau gedämpft wurde und kaum die Häuslichkeit berührte. So blieb es auch fernerhin. Niemand verkehrte in der Familie, der Politik hineingebracht hätte. Ich erinnere mich nicht, jemals bei Frau Hitler politische Gespräche gehört zu haben. Auch wenn ein bestimmtes politisches Ereignis in der Stadt noch so heftige Wellen schlug, in diesem stillen Heim war nichts davon zu spüren; denn auch Adolf schwieg daheim über dergleichen Dinge. Dort lief das Leben in ruhigem Gleichmaß weiter. Die einzige Veränderung, die ich in der Familie Hitler erlebte, war, daß Frau Klara Ende des Jahres 1906 von der Humboldtstraße nach Urfahr übersiedelte. Darin wirkte aber nicht mehr das unstete Temperament des Vaters nach, vielmehr war dafür eine rein praktische Überlegung maßgebend. Urfahr, inzwischen längst mit Linz vereint, war damals noch eine eigene Gemeinde mit vorwiegend ländlichem Charakter, bevorzugter Aufenthalt der Ruheständler und Pensionisten. Nachdem in

Urfahr keine Verzehrungssteuer eingehoben wurde, war dort manches, zum Beispiel das Fleisch, billiger als in der Stadt. Frau Klara hoffte, in Urfahr mit der bescheidenen Pension von hundertvierzig Kronen, neunzig Kronen für sich, je fünfundzwanzig Kronen für Adolf und Paula, besser durchzukommen. Auch war sie glücklich, wenn sie wieder Wiesen und Felder um sich sah. Das stille Haus in der Blütengasse 9 ist so unverändert geblieben, daß ich manches Mal, wenn ich durch diese abgelegene Gasse gehe, hinter der schon das Grüne liegt, auf dem kleinen, zierlichen Balkon Frau Klara zu sehen glaube. Für Adolf war es ein besonderes Hochgefühl, mit Stefanie „am gleichen Ufer" zu wohnen. Unser abendlicher Heimweg wurde durch die Übersiedlung nach Urfahr noch länger. Das lag durchaus in unserem Sinne; denn auch die Fragen und Probleme, die uns bewegten, waren ergiebiger und nachhaltiger geworden. Der Weg über die Brücke wurde uns manches Mal zu kurz, so daß wir, wenn ein Problem uns besonders beschäftigte, mehrmals über die Donau hin- und zurückgehen mußten, um das Gespräch zu Ende zu führen. Genauer gesagt: Adolf brauchte die Zeit zum Reden, ich zum Zuhören.

Wenn ich an dieses stille Heim denke, in dem Adolf aufwuchs, und mir die politischen Ideen und Aufgaben vergegenwärtige, die ihn von allen Seiten bedrängten, fällt mir unwillkürlich jene seltsame Gesetzmäßigkeit ein, die im Zentrum eines tobenden Orkans einen Raum völliger Windstille entstehen läßt, dessen Ruhe und Beständigkeit um so tiefer ist, je heftiger ringsum der Sturm wütet.

Bei der Betrachtung des politischen Werdegangs eines so ungewöhnlichen Menschen, wie es Adolf Hitler war, muß man äußere Einflüsse von inneren Anlagen trennen, denn diesen kommt meines Erachtens eine viel höhere Bedeutung zu als den von außen herandrängenden Ereignissen. Schließlich hatten ja damals viele junge Menschen die gleichen Lehrer wie Adolf, erlebten die gleichen politischen Vorgänge, begeisterten oder empörten sich darüber, und doch sind diese Menschen trotzdem nur tüchtige Kaufleute, Ingenieure oder Fabrikanten geworden und politisch bedeutungslos geblieben.

Die Atmosphäre an der Linzer Realschule war ausgesprochen national. Die Klasse opponierte heimlich gegen alle herkömmlichen Einrichtungen, wie patriotische Aufführungen, dynastische Kundgebungen und Feste, gegen Schulgottesdienst und Fronleichnamsprozession. Adolf Hitler hat diese Atmosphäre, die für ihn viel wichtiger war als der Unterrichtsbetrieb, in seinem Buche folgend charakterisiert:

„Für Südmark und Schulverein wurde da gesammelt, durch Kornblumen und schwarzrotgoldene Farben die Gesinnung betont, mit ‚Heil' gegrüßt, und statt des Kaiserliedes lieber ‚Deutschland über alles' gesungen, trotz Verwarnung und Strafen."

Der Kampf um die Existenz des deutschen Volksteiles im Donaustaate bewegte damals die jungen Gemüter; verständlich, denn dieses Österreichische Deutschtum stand inmitten der slawischen, madjarischen und italienischen Nationen Österreich-Ungarns allein. Linz lag allerdings von der Volksgrenze weit ab und war eine kerndeutsche Stadt. Aber vom angrenzenden Böhmen kam beständig Unruhe herein. In Prag reihte sich ein Krawall an den anderen. Daß die gesamte k. u. k. Polizei doch nicht imstande war, deutsche Häuser vor dem tschechischen Pöbel zu schützen, so daß mitten im Frieden über Prag der Belagerungszustand verhängt werden mußte, löste auch in Linz Empörung aus. Budweis war damals noch eine deutsche Stadt mit deutscher Verwaltung und deutscher Stadtverordnetenmehrheit. Die Mitschüler Adolfs, die aus Prag, Budweis oder Prachatitz stammten, weinten vor Wut, wenn man sie scherzweise „Böhmen" nannte; denn sie wollten nur Deutsche sein wie die anderen auch. Allmählich begann es sogar in Linz unruhig zu werden. Als stille, bescheidene Arbeiter und Handwerker lebten hier einige hundert Tschechen, von denen niemand bisher, am wenigsten sie selbst, ein besonderes Aufheben gemacht hätte. Nun gründete ein tschechischer Kapuzinerpater namens Jurasek in Linz einen Sokolverein, hielt in der Martinskirche auf dem Römerberg Predigten in tschechischer Sprache und sammelte Beiträge für die Errichtung einer tschechischen Schule. Das erregte in der Stadt großes Aufsehen, und nationale Gemüter sahen in der Aktion des fanatischen Kapuziners die Vorbereitung einer tschechischen Invasion. Das war natürlich übertrieben. Trotzdem gab gerade diese tschechische Aktivität damals den etwas schlafmützigen Linzern das Gefühl, bedroht zu sein, und so stellten sie sich denn einmütig als Mitkämpfer in den ringsum tobenden Volkstumskampf.

„Wer der Jugend Seele kennt, der wird verstehen können, daß gerade sie am freudigsten die Ohren für einen solchen Kampf öffnet. In hunderterlei Formen pflegt sie diesen Kampf dann zu führen, auf ihre Art und mit ihren Waffen... Sie ist also im kleinen ein getreues Spiegelbild des Großen, nur oft in besserer und aufrichtigerer Gesinnung."

So berichtet Adolf Hitler gewiß sehr zutreffend weiter, wie man sich überhaupt in der Schilderung der äußeren politischen Entwicklung auf „Mein Kampf" verlassen kann. Die nationalgesinnten Lehrer an der Realschule standen in diesem Abwehrkampf voran. Doktor Leopold Pötsch, der Geschichtslehrer, war aktiver Politiker. Als Vertreter im Gemeinderat war er der führende Kopf der deutschnationalen Fraktion. Er haßte den habsburgischen Vielvölkerstaat, der uns heute — welch ein Wandel — geradezu als Vorbild eines übernationalen Zusammenschlusses erscheint, und gab damit der für alles Nationale begeisterten Jugend die politischen Parolen.

„Wer endlich konnte noch Kaisertreue bewahren einer Dynastie gegenüber,

die in Vergangenheit und Gegenwart die Belange des deutschen Volkes immer und immer wieder schmählich eigener Vorteile wegen verriet?"

Damit hatte der Sohn einem alldeutschen Programm zuliebe endgültig und unwiderruflich die Bahn seines Vaters verlassen.

Wenn Adolf sich in erregten Gesprächen — ich selbst kam mit dem Zuhören dabei kaum nach, geschweige denn, mit meiner höchst bescheidenen Anteilnahme — immer tiefer in diesen Gedankengängen verlor, fiel mir bei ihm ein Wort auf, das bei solchen Erörterungen regelmäßig wiederkehrte: „Das Reich!" Immer stand dieses Wort am Ende langer Gedankenreihen. Geriet er mit einer politischen Überlegung in die Sackgasse und wußte nicht sogleich weiter, so hieß es kurzerhand: „Diese Frage wird das Reich lösen." Wenn ich fragte, wer denn alle diese gigantischen Bauten, die er da auf dem Zeichenbrett entwarf, finanzieren würde, lautete die Antwort: „Das Reich." Aber selbst belanglose Dinge wurden stets auf das „Reich" projiziert. Die unzulängliche Ausstattung der Provinzbühnen reformierte ein „Reichsbühnenbildner". (Es gab bekanntlich nach 1933 wirklich einen Mann, der diesen Titel führte. Ich erinnere mich, daß Adolf Hitler diesen Ausdruck schon damals in Linz prägte — als Sechzehn- oder Siebzehnjähriger also!) Selbst die Blindenfürsorge oder der Tierschutzverein wurden in seinen Augen Institutionen des „Reiches".

„Reich" nennt man in Österreich gewöhnlich das Staatsgebiet des Deutschen Reiches. Die Bewohner dieses Staates bezeichnet man bei uns als „Reichsdeutsche". Wenn aber mein Freund das Wort „Reich" gebrauchte, meinte er damit mehr als nur den deutschen Staat. Zwar vermied er es, den Begriff genauer zu definieren; denn in diesem Wort „Reich" mußte alles Raum haben, was ihn politisch bewegte, und das war viel.

Ebenso heftig, wie er das deutsche Volk und dieses „Reich" liebte, lehnte er alles Fremde ab. Er hatte kein Bedürfnis, fremde Länder kennenzulernen. Jener für junge, weltoffene Menschen so typische Drang in die Ferne war ihm völlig unbekannt. Auch die für Künstler typische Begeisterung für Italien habe ich nie an ihm bemerkt. Wenn er seine Pläne und Ideen auf ein bestimmtes Land projizierte, war es immer nur das „Reich".

In diesem stürmischen nationalen Kampf, der eindeutig gegen die österreichische Monarchie gerichtet war, kamen die ungewöhnlichen Anlagen zur Entfaltung, die in seinem Wesen lagen. Die eiserne Konsequenz vor allem, mit der er an dem, was er einmal für richtig angesehen hatte, festhielt. Die nationale Ideologie rückte als politisches Bekenntnis in den „unabänderlichen Bereich" seines Wesens. Kein Mißerfolg, kein Rückschlag brachte ihn davon ab. Er blieb bis zu seinem Tode, was er schon mit sechzehn Jahren war: Nationalist.

Mit diesem unverrückbaren Ziel vor Augen betrachtete und prüfte er die

bestehenden politischen Verhältnisse. Nichts war ihm nebensächlich. Auch das anscheinend Geringste beschäftigte ihn. Zu allem nahm er Stellung, je weniger es ihn anging, desto heftiger. Die völlige Bedeutungslosigkeit seiner Existenz glich er durch um so entschiedenere Stellungnahme zu allen öffentlichen Fragen aus. Der Drang, alles Bestehende zu ändern, bekam damit Richtung und Ziel. Es stand ihm ja bei seinem An-allem-beteiligt-Sein so viel im Wege! Überall sah er nur Hemmung und Hindernis, alle verkannten ihn. Dabei wußte ja niemand von ihm. Oftmals tat er mir geradezu leid. Wie schön hätte er sich bei seiner unzweifelhaften Begabung das Leben machen können, wie schwer aber machte er es sich! Dauernd stieß er sich an den Dingen und war mit aller Welt überworfen. Gerade jene gesunde Unbekümmertheit, die junge Menschen auszeichnet, war ihm gänzlich fremd. Ich habe niemals erlebt, daß er sich leichter Hand über etwas hinweggesetzt hätte. Jede Sache mußte bis auf den Grund durchschaut und daraufhin geprüft werden, wie sie sich in das große politische Ziel, das er sich gesetzt hatte, einfügen würde. Tradition bedeutete ihm, politisch gesehen, wenig. In Summe: die Welt mußte gründlich und in allen Teilen geändert werden.

Wer jedoch aus dieser Darstellung schließen würde, daß sich der junge Hitler mit fliegenden Fahnen in die Tagespolitik gestürzt hätte, irrt sich. Ein bleicher, kränklicher, hoch aufgeschossener Jüngling, völlig unbekannt den Leuten und unerfahren in der Stadt, eher verhalten und scheu, als aufdringlich, betreibt diese intensive Beschäftigung völlig für sich allein. Nur die wichtigsten Einfälle und Lösungen, die er gefunden hat, Ideen, die unbedingt ein Publikum brauchen, trägt er abends mir, also einem ebenso unbedeutenden und einschichtig lebenden Menschen, vor. Das Verhältnis des jungen Hitler zur Politik ist ähnlich wie sein Verhältnis zur Liebe — man verzeihe mir diesen nicht sehr geschmackvollen Vergleich. So intensiv ihn das Politische geistig beschäftigt, so intensiv hielt er sich tatsächlich von praktischer politischer Betätigung fern. Er tritt keiner Partei bei, schließt sich keiner Organisation an, beteiligt sich nicht an parteimäßigen Kundgebungen und hütet sich, seine eigenen Gedanken über den engen Kreis seiner Freundschaft hinauszutragen. Was ich damals in Linz an ihm erlebte, möchte ich, um im Bilde zu bleiben, ein erstes „Blickwechseln” mit der Politik nennen, nicht mehr, als hätte er damals schon geahnt, was Politik für ihn einmal bedeuten würde.

Politik blieb für ihn zunächst nur eine Aufgabe im geistigen Bereiche. In dieser auffallenden Zurückhaltung offenbart sich ein Grundzug seines Wesens, der seiner Ungeduld zu widersprechen schien: die Fähigkeit, warten zu können. Politik blieb für ihn jahrelang eine Sache des Beobachtens, der Kritik an gesellschaftlichen Zuständen, des Prüfens, des Erfahrungsammelns, blieb

eine völlig private und daher auch für das damalige öffentliche Leben gänzlich belanglose Angelegenheit.

Interessant ist die Tatsache, daß der junge Hitler in jenen Jahren das Militärische scharf ablehnte. Dem scheint eine Stelle in „Mein Kampf" zu widersprechen: „Beim Durchstöbern der väterlichen Bibliothek war ich über verschiedene Bücher militärischen Inhalts gekommen, darunter eine Volksausgabe des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71. Es waren zwei Bände einer illustrierten Zeitschrift aus diesen Jahren, die nun meine Lieblingslektüre wurden. Nicht lange dauerte es, und der große Heldenkampf war mir zum größten inneren Erlebnis geworden. Von nun an schwärmte ich mehr und mehr für alles, was irgendwie mit Krieg oder doch mit Soldatentum zusammenhing."

Ich vermute, daß diese Erinnerung erst durch die besondere Situation in der Landsberger Haft herbeigeführt wurde, in der dieses Buch entstanden ist; denn als ich Adolf Hitler kennenlernte, wollte er von allem, „was irgendwie mit Krieg und doch mit Soldatentum zusammenhing", nicht das geringste wissen. Natürlich störten ihn die mit Stefanie flanierenden Leutnants sehr. Aber seine Abneigung saß tiefer. Schon allein die Vorstellung eines militärischen Zwanges konnte ihn empören. Nein, niemals würde er sich zwingen lassen, Soldat zu werden. Wenn er es wurde, dann aus freiem Entschluß und niemals im österreichischen Heer.

Ehe ich das Kapitel über den politischen Werdegang Adolf Hitlers schließe, möchte ich noch zwei Fragen herausgreifen, die mir wesentlicher erscheinen als alles, was sonst über Politik zu sagen ist: die Stellung des jungen Hitler zu Judentum und Kirche.

Über sein Verhalten zum Problem des Judentums während seiner Linzer Jahre gibt Adolf Hitler selbst Aufschluß:

„Es ist für mich heute schwer, wenn nicht unmöglich, zu sagen, wann mir zum ersten Male das Wort ‚Jude' Anlaß zu besonderen Gedanken gab. Im väterlichen Hause erinnere ich mich überhaupt nicht, zu Lebzeiten des Vaters das Wort auch nur gehört zu haben. Ich glaube, der alte Herr würde schon in der besonderen Betonung dieser Bezeichnung eine kulturelle Rückständigkeit erblickt haben. Er war im Laufe seines Lebens zu mehr oder minder weltbürgerlichen Anschauungen gelangt, die sich bei schroffster nationaler Gesinnung nicht nur erhalten hatten, sondern auch auf mich abfärbten. Auch in der Schule fand ich keine Veranlassung, die bei mir zu einer Veränderung dieses übernommenen Bildes hätte führen können.

In der Realschule lernte ich wohl einen jüdischen Knaben kennen, der von uns allen mit Vorsicht behandelt wurde, jedoch nur, weil wir ihm in bezug auf seine Schweigsamkeit, durch verschiedene Erfahrung gewitzigt, nicht sonderlich vertrauten; irgendein Gedanke kam mir dabei so wenig wie den anderen.

Erst in meinem vierzehnten bis fünfzehnten Jahre stieß ich öfters auf das Wort Jude, zum Teil im Zusammenhange mit politischen Gesprächen. Ich empfand dagegen eine leichte Abneigung und konnte ich mich eines unangenehmen Gefühls nicht erwehren, das mich immer beschlich, wenn konfessionelle Stänkereien vor mir ausgetragen wurden.

Als etwas anderes sah ich aber damals die Frage nicht an. Linz besaß nur sehr wenig Juden...”

Das klingt alles sehr plausibel, stimmt aber mit meinen Erinnerungen nicht ganz überein.

Zunächst erschien mir schon das Bild des Vaters zugunsten einer liberalen Auffassung korrigiert worden zu sein. Der Bürgertisch in Leonding, an dem er verkehrte, hatte sich den Ideen Schönerers verschworen. Damit lehnte auch der Vater sicherlich schon das Judentum entschieden ab.

Bei der Darstellung der Schulzeit wird verschwiegen, daß es an der Realschule ausgesprochen antisemitisch eingestellte Lehrer gab, die auch vor den Schülern ihren Judenhaß offen bekannten. Schon der Realschüler Hitler muß also von den politischen Aspekten der Judenfrage einiges erahnt haben. Ich kann es mir gar nicht anders denken; denn als ich Adolf Hitler kennenlernte, war er bereits ausgesprochen antisemitisch eingestellt. Ich erinnere mich genau, wie er einmal, als wir durch die Bethlehemstraße gingen und an der kleinen Synagoge vorbeikamen, zu mir sagte: „Das gehört nicht nach Linz.”

Meiner Erinnerung nach ist Adolf Hitler bereits als ausgeprägter Antisemit nach Wien gekommen. Er brauchte es nicht erst zu werden, wenngleich die Erlebnisse in Wien ihn über diese Fragen noch radikaler denken ließen als bisher.

Die Tendenz, die der Selbstdarstellung Adolf Hitlers zugrunde liegt, ist meines Erachtens diese: Schon in Linz, wo die Juden keine Rolle spielten, war ihm diese Frage nicht gleichgültig. Erst in Wien wurde er durch die große Zahl der Juden gezwungen, sich mit dieser Frage zu beschäftigen.

Etwas anders liegen die Dinge auf kirchlichem Gebiet. In „Mein Kampf” findet sich hierzu kaum eine biographische Angabe, außer einer Schilderung der Kindheitserlebnisse in Lambach:

„Da ich in meiner freien Zeit im Chorherrenstift zu Lambach Gesangsunterricht erhielt, hatte ich beste Gelegenheit, mich oft und oft am feierlichen Prunke der äußerst glanzvollen kirchlichen Feste zu berauschen. Was war natürlicher, als daß genauso wie einst dem Vater der kleine Herr Dorfpfarrer nun mir der Herr Abt als höchst erstrebenswertes Ideal erschien. Wenigstens zeitweise war dies der Fall.”

Die Ahnen Hitlers waren sicherlich fromme, kirchengläubige Menschen, wie das bei Bauern selbstverständlich ist. Die Familie Hitler war in dieser

Hinsicht zwiespältig: die Mutter fromm, der Kirche treu ergeben, der Vater liberal, ein lauer Christ. Sicherlich standen die kirchlichen Fragen dem Vater näher als das Judenproblem. Als Staatsbeamter konnte er es sich bei der engen Verbindung von Thron und Altar nicht leisten, offen antiklerikal zu sein.

Solange der kleine Adolf in der Nähe der Mutter blieb, war er ganz ein Kind nach ihrem Sinne, fromm und allem Großen und Schönen, das die Kirche darbot, aufgetan. Der kleine, blasse Sängerknabe ging damals völlig in frommem Kirchenglauben auf. So wenig Hitler darüber sagt, so viel bedeuten diese Worte, die mehr verschweigen, als sie sagen. Das prunkvolle Stift war ihm vertraut geworden. Er fühlte sich mit kindlicher Empfänglichkeit von der Kirche angezogen. Die Mutter hat ihn gewiß auf diesem Wege bestärkt.

Je mehr er sich in den kommenden Jahren dem Vater näherte, desto weiter rückte dieses Kindheitserlebnis von ihm fort, desto mehr gewann die freisinnige Haltung des Vaters Oberhand. Die Schule in Linz tat ein übriges dazu. Franz Sales Schwarz, der Religionslehrer an der Realschule, war wenig geeignet, um auf diese Jugend einzuwirken. Die Schüler nahmen ihn nicht ernst!

Meine eigenen Erinnerungen darüber lassen sich mit wenigen Sätzen sagen: Solange ich Adolf Hitler kannte, erinnere ich mich nicht, daß er einen Gottesdienst besucht hätte. Er wußte, daß ich jeden Sonntag mit meinen Eltern in die Kirche ging, und nahm das als Gegebenheit zur Kenntnis. Er versuchte nicht, mich davon abzubringen, sagte wohl hin und wieder, daß er dies von mir nicht ganz verstehen könne, seine Mutter sei doch auch eine fromme Frau, trotzdem lasse er sich von ihr nicht zur Kirche nötigen. Doch solche Worte waren von ihm immer nur am Rande gesprochen, mit einer gewissen Nachsicht und Duldung, die sonst gewiß nicht an ihm zu beobachten war. Aber in diesem Fall ging es ihm anscheinend gar nicht darum, seine persönliche Auffassung durchzusetzen. Ich kann mich nicht entsinnen, daß Adolf, wenn er mich sonntags nach Schluß des Gottesdienstes bei der Karmeliterkirche abholte, einmal über diesen sonntäglichen Kirchgang abfällig gesprochen hätte, noch viel weniger an ein irgendwie ungebührliches Verhalten von ihm. Zu meinem Erstaunen machte er aus diesem gegensätzlichen Zustand nicht einmal eine Streitfrage.

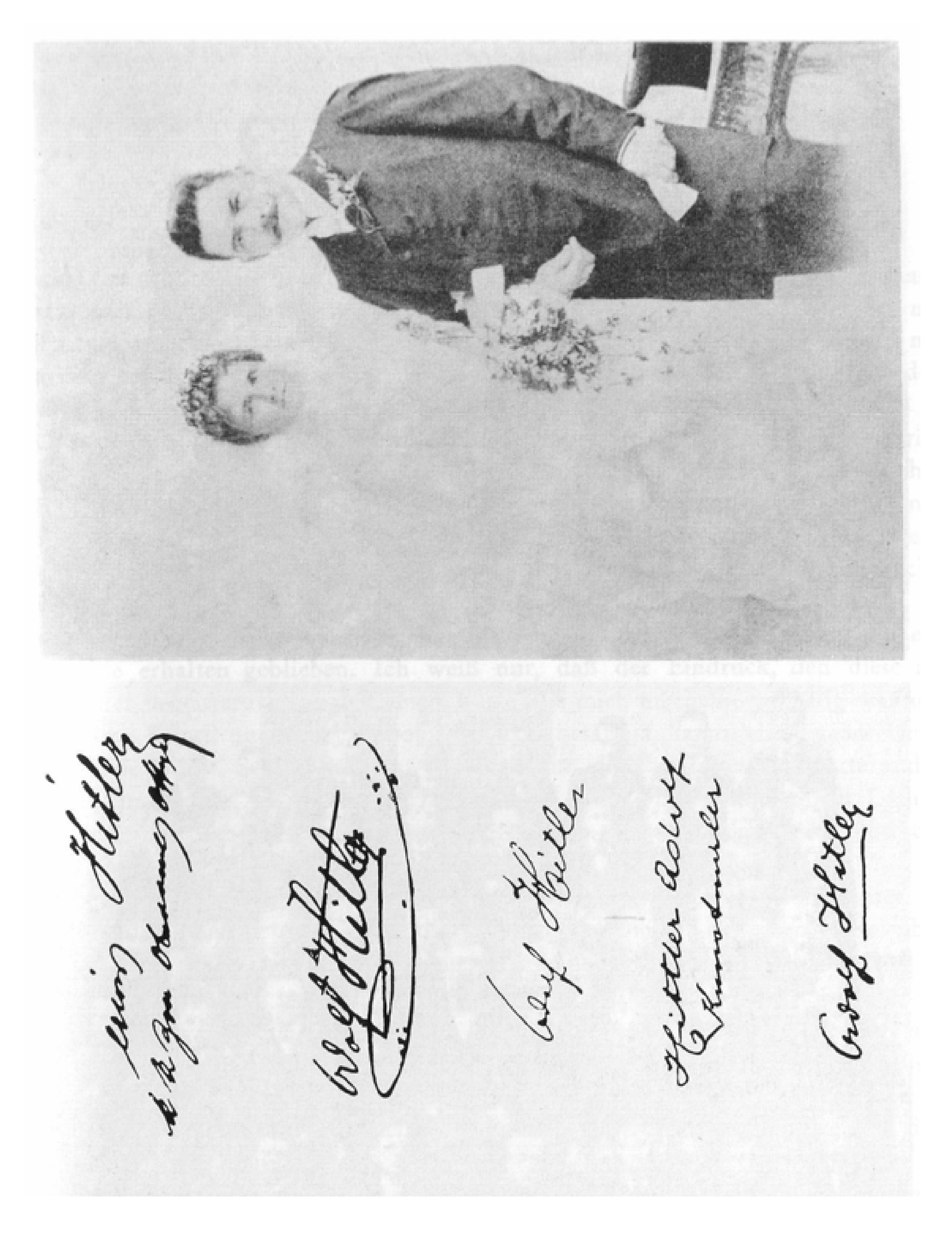
Doch eines Tages kam er sehr erregt zu mir und zeigte mit ein Buch über Hexenprozesse, ein anderes Mal eines über die Inquisition. Aber bei aller Empörung über die in diesen Büchern geschilderten Vorgänge vermied er es, politische Forderungen daran zu knüpfen. Vielleicht war ich in diesem Falle doch nicht das richtige Publikum für ihn.

Seine Mutter ging am Sonntag immer mit der kleinen Paula zur Messe. Ich kann mich nicht entsinnen, daß Adolf einmal seine Mutter in die Kirche begleitet hätte, auch nicht daran, daß ihm Frau Klara deshalb Vorstellungen

gemacht hätte. So fromm und gläubig sie selbst war, hatte sie sich anscheinend damit abgefunden, daß ihr Sohn eine andere Bahn einschlug. Vielleicht stand ihr in diesem Fall auch das anders geartete Verhalten des Vaters im Wege, dessen Vorbild und Beispiel für ihren Einfluß auf den Sohn immer noch maßgebend war.

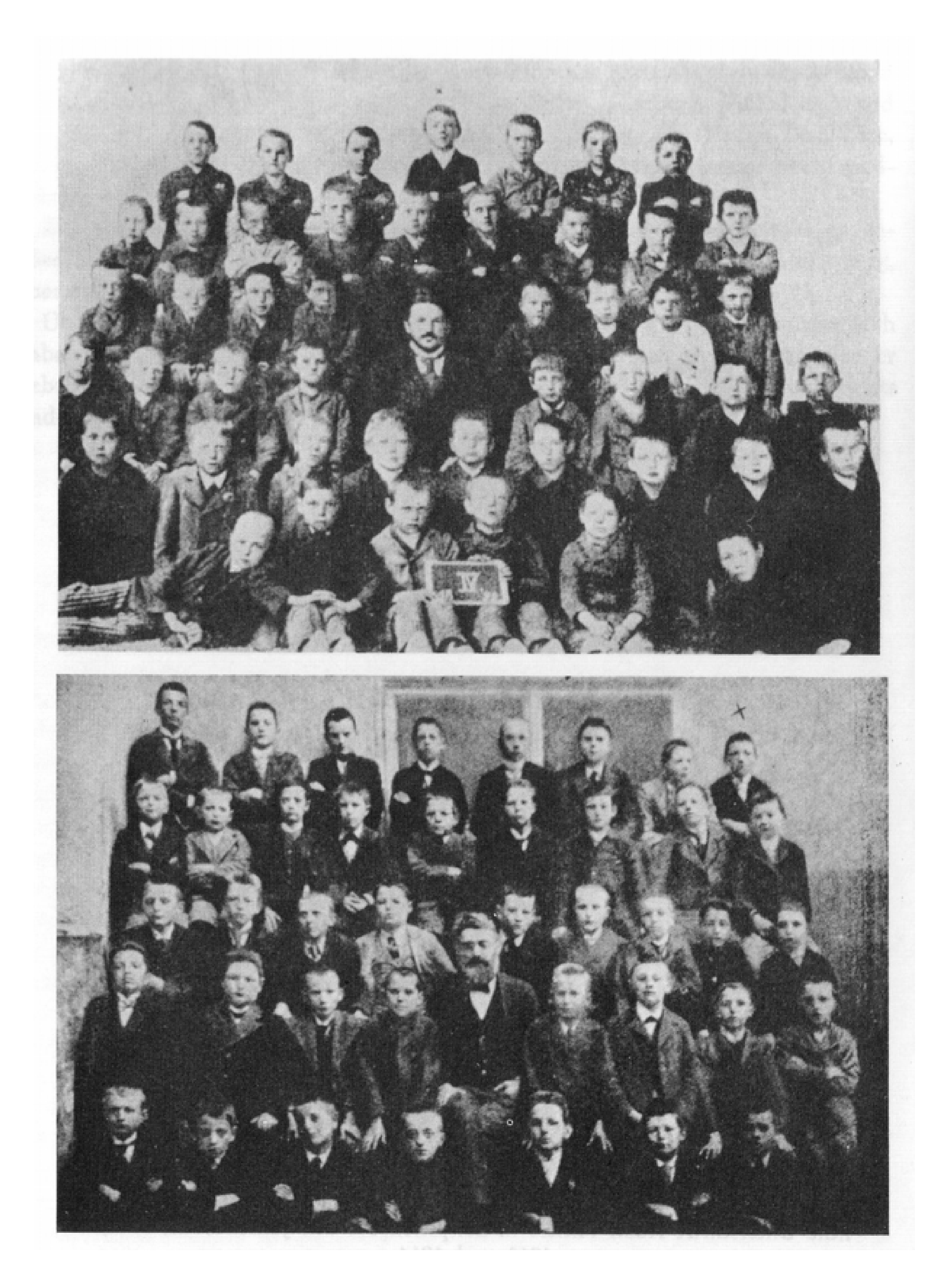
Zusammenfassend kann ich die damalige Haltung Hitlers der Kirche gegenüber folgendermaßen formulieren: keineswegs war ihm die Kirche gleichgültig, aber sie konnte ihm nichts geben.

Überschauend kann also gesagt werden: Adolf Hitler wurde Nationalist. Ich habe erlebt, mit welcher bedingungslosen Hingabe er sich dem Volke, das er liebte, bereits damals verschrieb. Allein in diesem Volke lebte er. Er kannte nichts anderes als dieses Volk.



Unterschrift des Vaters, Alois Hitler, nachfolgend die auffallend ähnliche Unterschrift Adolf Hitlers in Beispielen aus den Jahren 1906, 1907, 1913 und 1914

Hochzeitsbild der Halbschwester Hitlers, Angela Raubal, deren Mann zum Gegenspieler des jungen Hitler wurde



Der Schüler Adolf Hitler. Oben eine Aufnahme aus der vierten Klasse der Volksschule in Leonding, unten ein Bild aus der ersten Klasse der Linzer Realschule. Hitler im ersten Bild oben Mitte, im zweiten oben rechts

ZEICHNEN, MALEN, BAUEN

So viel wußte ich bald nach unserer ersten Begegnung: Dieser junge Mann hatte sein Leben der Kunst verschrieben. Irgendwie drängte das, was ihn mit solcher Eindringlichkeit beschäftigte, nach künstlerischem Ausdruck; denn nur darüber zu reden, war zu wenig. Ich konnte mir nur lange Zeit nicht klarwerden, worin seine künstlerische Befähigung lag.

Damals, als ich ihn im Landestheater kennengelernt hatte, glaubte ich, er wäre so wie ich der Musik verschworen, denn er sprach mit erstaunlicher Sicherheit über musikalische Fragen. Heimlich, so dachte ich, wird er vielleicht komponieren. Aber als er mir dann zum ersten Male selbstverfaßte Gedichte vorlas, änderte sich meine Ansicht, hatte ich doch noch niemals erlebt, daß jemand Gedichte machte. Ich selbst war meilenweit von solchen Versuchen entfernt. Um so größer erschien mir daher diese Kunst. Leider ist, soviel ich weiß, keines dieser Gedichte erhalten geblieben. Ich weiß nur, daß der Eindruck, den diese mit glühender Begeisterung gesprochenen Verse auf mich machten, gewaltig war und mir diese Kunst ungeheuer imponierte. Ich besaß ja kaum ein eigenes Urteil über diese Dinge. Schließlich war ich auch nur ein Tapezierer und hatte andere Sachen im Kopfe, als Gedichte zu machen. Ich vermute, daß dieses Dichten auch nur das unbeholfene Reimen eines jungen Menschen bedeutete und daß diese poetischen Verse in Wahrheit keine größere Bedeutung hatten.

Während ich also noch unschlüssig war, ob ich meinen Freund unter die bedeutenden Musiker oder unter die kommenden Dichter einreihen sollte, überraschte mich dieser mit der Erklärung, daß er Kunstmaler werden wolle.

Ich erinnerte mich sogleich, daß ich ihn öfters daheim, aber auch wenn er mit mir unterwegs war, zeichnen gesehen hatte. Im Laufe unserer Freundschaft aber lernte ich mehrere seiner Arbeiten kennen. Ich hatte als ein Tapezierer, der sein Handwerk gelernt hat, mitunter selbst manches zu skizzieren. Das bereitete mir immer große Mühe. Um so mehr staunte ich, wie leicht meinem Freunde diese Dinge von der Hand gingen. Wo immer wir uns aufhielten, stets hatte er die unterschiedlichsten Papiere bei sich. Ein Bleistift wurde gezückt. Der Anfang — das war bei mir immer das schwerste gewesen! Bei ihm ging es umgekehrt. Der Anfang war sozusagen fertig, ehe er den Bleistift ansetzte. In kühnen Strichen flog das, was er ausdrücken wollte, auf das Papier. Was er mit Worten nicht genügend deutlich machen konnte, setzte

der Bleistift fort. Es lag etwas Reizvolles in diesen ersten, hingeworfenen Strichen. Jedesmal entzückte es mich, wie da aus einem Gewirr sich kreuzender und durcheinander schießender Linien ein bestimmtes Gebilde hervorwuchs. Die Ausführung selbst bereitete ihm viel weniger Freude.

Als ich ihn zum ersten Male in seinem Kabinett aufsuchte, sah ich überall Skizzen, Zeichnungen, Entwürfe. „Das neue Landestheater” hieß es da, oder das „Berghotel auf dem Lichtenberg”. Es kam mir vor, als wäre ich in ein Baubüro geraten. Wenn ich ihn dann am Reißbrett arbeiten sah — anders als in Augenblicken glücklicher Eingebung, viel sorgfältiger nun, genauer und ins Detail gehend —, war ich überzeugt, daß er sich bereits alle für seine Arbeit notwendigen technischen und fachlichen Kenntnisse erworben habe. Schließlich hatte ich selbst drei Jahre harte Lehrzeit hinter mir und wußte, daß einem nichts im Leben geschenkt wird und wie mühsam solches Können erworben werden muß. Ich hielt es einfach nicht für möglich, daß man so schwierige Dinge aus dem Handgelenk heraus hinsetzen kann, und glaubte lange nicht daran, daß alles, was ich sah, bloß improvisiert war.

Es gibt so viele dieser Arbeiten, daß man sich über die Begabung Adolf Hitlers ein zutreffendes Bild machen kann. Da ist zunächst ein Aquarell. Der Begriff Aquarell trifft nicht ganz das Richtige. Es handelt sich um eine einfache Bleistiftzeichnung, die mit Temperafarben koloriert wurde. Gerade das für das Aquarellieren so typische rasche Erfassen einer Atmosphäre, einer gewissen Stimmung, dieses Duftige, Zarte, das auch im fertigen Werk noch etwas vom frischen Hauch des verwendeten Wassers verrät, fehlt dem Aquarell Adolf Hitlers völlig. Gerade hier, wo er rasch und intuitiv hätte arbeiten sollen, hat er mit minutiöser Genauigkeit gepinselt.

Wie alles, was ich auf dem Gebiete der künstlerischen Betätigung Adolf Hitlers beizusteuern habe, ist auch das eine Aquarell, das ich von ihm besitze, unter seine ersten Versuche einzureihen. Es ist noch sehr unbeholfen, unpersönlich und wirklich primitiv. Doch liegt gerade darin vielleicht sein besonderer Reiz. Es stellt in kräftigen Farben den Pöstlingberg, das Wahrzeichen von Linz, dar. Ich erinnere mich noch gut, wie mir Hitler diese Skizze geschenkt hat.

Man darf von diesem ersten Aquarell und den hunderten, die ihm folgten, keine künstlerischen Aufschlüsse erwarten. Er wollte damit nicht etwas, das ihn bewegte, zum Ausdruck bringen, sondern nur gefällige Bildchen malen. Meist suchte er auch dafür beliebte Gegenstände aus, mit Vorliebe Architektur, nur selten Landschaft. Wäre der Mann, der diese Postkarten und Bilder malte, nicht eben Hitler, würde sich kein Mensch um diese Arbeiten kümmern.

Anders steht es mit seinen Zeichnungen. Es sind leider nur wenige erhalten.

Mein eigener Beitrag hierzu ist mehr als bescheiden. Obwohl ich damals mehrere dieser Handzeichnungen besaß, ist mir davon nur eine einzige, noch dazu eine reine Architekturzeichnung, die wenig besagt, erhalten geblieben. Es ist die Tuschzeichnung einer Villa auf der Gugl, Stockbauerstraße 7. Diese damals neuerbaute Villa hat Adolf sehr gut gefallen. Er zeichnete sie und schenkte mir das Blatt. Mehr als seine Vorliebe für Architektur ist daraus nicht zu entnehmen.

Kunstmaler wolle er werden, hatte mir der Fünfzehnjährige erklärt. Dieses Ziel blieb während der Linzer Jahre mehr aus Trotz denn aus Neigung bestehen. Doch machte sich bei Hitler schon damals ein starker Drang zur Architektur geltend.

Wenn ich an die Linzer Jahre zurückdenke, muß ich feststellen: Malen war für Hitler etwas, das er nicht allzu ernst nahm, es blieb mehr oder weniger eine Beschäftigung, die sich am Rande des eingeschlagenen Weges vollzog, Malen war das Spiel mit einer Anlage, der er sicher war. Bauen aber bedeutete viel mehr für ihn. Bei dem, was er in der Phantasie baute, stand sein ganzes Wesen. Bis ins Innerste war er davon gepackt. Wenn ihn ein bestimmter Einfall erfaßt hatte, war er davon wie besessen. Da existierte nichts anderes mehr für ihn. Er konnte darüber die Zeit, den Schlaf, den Hunger, alles vergessen. So anstrengend es für mich war, ihm dabei zu folgen, so unvergeßlich sind mir gerade diese Augenblicke geblieben. Da stand er mit mir vor dem neuen Dom, dieser bleiche, schmächtige Jüngling, dem der erste dunkle Flaum auf der Oberlippe sproßte, in seinem dürftigen, an den Ärmeln und am Kragen abgewetzten Salz-und-Pfeffer-Anzug, und saugte sich mit seinem Blicke an irgendeinem architektonischen Detail fest, analysierte Stil und Ausdruck, tadelte oder lobte die Ausführung, kritisierte das Material, dies alles mit solcher Gründlichkeit, solcher Sachkenntnis, als wäre er der Bauherr und müßte jede Nachlässigkeit in der Ausführung aus eigener Tasche bezahlen. Dann wurde ein Notizblock herausgerissen, der Bleistift flog über das Papier. So und nicht anders gehöre diese Aufgabe gelöst, erklärte er. Ich mußte seine Skizze mit dem ausgeführten Entwurf vergleichen, mußte anerkennen oder verwerfen wie er, dies alles mit einem Eifer, als hinge unser beider Leben davon ab.

Seine Leidenschaft, alles um sich zu verändern, feierte dabei wahre Triumphe; denn eine Stadt ist etwas mehr oder minder gut Gebautes. So konnte er nicht durch die Straße gehen, ohne nicht ständig von dem, was er sah, angesprochen zu werden. Und er blieb dabei keine Antwort schuldig. Meistens lebte ein ganzes Dutzend verschiedenster Bauvorhaben zugleich in seinem Kopfe, ja, ich hatte manches Mal von ihm den Eindruck, als wäre ihm alles Bauliche dieser Stadt zu gleicher Zeit wie in Form eines Panoramas gegenwärtig. Sobald er sich aber auf eine Einzelheit stürzte, war er mit aller

Kraft bei dieser Sache und nur bei ihr allein. Ich erinnere mich, wie eines Tages auf dem Hauptplatze das alte Gebäude der Bank für Oberösterreich und Salzburg abgerissen wurde. Mit brennender Ungeduld verfolgte Adolf die Ausführung des Baues. Er war in großer Sorge, ob der geplante Neubau sich in das geschlossene Bild des Platzes einfügen würde. Als er mittlerweile nach Wien fahren mußte, erhielt ich den Auftrag, ihm laufend über die Fortschritte an diesem Bau zu berichten. In seinem Briefe vom 21. Juli 1908 an mich steht: „Wenn die Bank vollendet ist, bitte, sende mir eine Ansichtskarte.” Ich zog mich schließlich dadurch aus der Affäre, daß ich mir, da es keine Ansichtskarten davon gab, eine photographische Aufnahme des fertigen Neubaues beschaffte und ihm diese nach Wien sandte. Adolf war übrigens mit der getroffenen Lösung sehr einverstanden.

Solche „Häuser”, an denen er fortwährend beschäftigt war, gab es viele. Zu jedem Neubau wurde ich hingezerrt. Er fühlte sich für alles, was gebaut wurde, verantwortlich. Doch noch viel mehr als jene konkreten Aufgaben interessierten ihn die großen Projekte, für die er sein eigener Auftraggeber war. Hier war seiner Lust am Verändern keine Grenze gesetzt. Ich beobachtete dieses Treiben anfangs mit sehr gemischten Gefühlen und wunderte mich, weshalb er sich mit solcher Starrköpfigkeit mit Dingen befaßte, die doch, so glaubte ich, niemals verwirklicht werden könnten. Aber er steigerte sich um so intensiver in ein Projekt hinein, je weiter es von einer Verwirklichung entfernt war. Diese Projekte waren ihm so in allen Einzelheiten gegenwärtig, als wären sie schon ausgeführt und die ganze Stadt Linz, bereits nach seinen Plänen umgebaut. Ich kam dabei nicht immer ganz mit und wußte manchmal nicht sogleich, ob es sich um etwas Bestehendes oder um etwas erst Auszuführendes handle. Ihm selbst war das ein und dasselbe. Er machte keinen Unterschied, ob er von etwas Fertigem oder etwas Geplantem sprach. Die Ausführung war für ihn das Nebensächlichste beim Bauen.

Nirgends offenbart sich die unbeirrbare Konsequenz seines Wesens so überzeugend wie auf diesem Gebiete. Was für den Fünfzehnjährigen Plan war, führte der Fünfzigjährige aus, oftmals, zum Beispiel beim Plan für die neue Donaubrücke, so im einzelnen getreu, als lägen nicht Jahrzehnte, sondern nur wenige Wochen zwischen Plan und Ausführung. Der Plan war da. Dann kam Einfluß und Macht, der Plan wurde Auftrag. Es kamen die Mittel. Der Auftrag wurde Wirklichkeit. Das geschah mit so unheimlicher Folgerichtigkeit, als wäre es schon für den Fünfzehnjährigen ganz selbstverständlich gewesen, daß eines Tages Auftrag und Mittel von selbst kommen müßten. Ich kann diese Tatsache in meinem bescheidenen Kopfe einfach nicht unterbringen. Es ist mir unfaßbar, wie so etwas möglich ist. Man wäre versucht, von einem Wunder zu sprechen, eben weil der Verstand dabei nicht mehr mitkommt. Fast scheue ich mich, das Nachfolgende zu schildern, weil die Pläne, die sich dieser damals

völlig unbekannte Jüngling über den Ausbau seiner Heimatstadt Linz gemacht hatte, bis ins einzelne mit der nach dem Jahre 1938 einsetzenden Stadtplanung übereinstimmen, so daß man an der Richtigkeit meiner Ausführungen zweifeln wird. Und doch sind diese Ausführungen bis ins einzelne wahr.

An meinem achtzehnten Geburtstag, dem 3. August 1906, schenkte mir mein Freund eine Villa. Sie war, ähnlich wie die für Stefanie geplante Villa, im Stile der von ihm so geliebten italienischen Renaissance gehalten. Ein Glück, daß ich mir diese Skizzen aufbewahrt habe. Sie zeigen einen stattlichen palazzoartigen Bau, dessen Fassade durch einen eingebauten Turm gegliedert wird. Der Grundriß läßt eine wohldurchdachte Anordnung der Räume erkennen, die sich ansprechend um den Musiksalon gruppieren. Der gewendelte Treppenaufgang, architektonisch ein heikles Problem, ist in einer eigenen Aufrißskizze wiedergegeben. Ebenso ist die Eingangshalle mit der wuchtigen Balkendecke gesondert herausgezeichnet. Eine flott hingeworfene Skizze zeigt das Portal. Adolf suchte auch mit mir einen geeigneten Bauplatz für diese Geburtstagsvilla aus. Auf dem Bauernberg, inmitten herrlicher Parkanlagen, sollte sie stehen. Ich habe mich bei meinen Bayreuther Besuchen gehütet, Hitler an dieses imaginäre Geburtstagshaus zu erinnern. Er wäre imstande gewesen und hätte mir tatsächlich eine Villa auf dem Bauernberg gebaut, die vermutlich schöner geworden wäre als dieser stark dem damaligen Zeitgeschmack angepaßte Bau.

Viel eindrucksvoller sind zwei Bauskizzen, die ich von seinen zahlreichen Entwürfen für die neue Musikhalle aufbewahrt habe. Das alte Theater war ein in jeder Hinsicht unzulänglicher Bau. Kunstfreunde in Linz hatten sich zu einem Verein zusammengeschlossen, der das Ziel verfolgte, den Neubau eines modernen Theaters in die Wege zu leiten. Adolf trat sogleich diesem Verein bei und beteiligte sich an dem ausgeschriebenen Ideenwettbewerb. Monatelang arbeitete er immer wieder an diesen Plänen und Entwürfen und glaubte allen Ernstes, daß man auf seine Vorschläge eingehen würde. Er war maßlos empört, als der Verein, auf den er so große Hoffnungen gesetzt hatte, schließlich statt eines Neubaues nur den alten Bau renovieren ließ. Man lese seine bissigen Sätze darüber in dem Brief, den er mir am 17. August 1908 schrieb: „Mir scheint, die wollen den alten Krempel noch einmal flicken.” Voll Wut erklärte er, er möchte am liebsten sein Handbuch für Architektur einpacken und mit „nachfolgender theatergründungsvereinsentwurfsbau-ausführungskomiteesgemäßer Adresse” versenden. Wie tobt sich in diesem Wortungetüm seine Wut aus!

Aus dieser Zeit stammt das vorliegende Blatt. Es zeigt auf der Vorderseite den geplanten Zuschauerraum. Säulen gliedern die Wände, an die einzelne Logen gesetzt sind. Figuraler Schmuck krönt die Balustrade. Ein mächtiges Gewölbe schließt die Halle ein. Auf der Rückseite dieses kühnen Entwurfes

hat mir Adolf die akustischen Verhältnisse des von ihm geplanten Baues dargelegt, die mich als Musiker besonders interessierten. Deutlich sieht man, wie die aus dem Orchesterräume kommenden Schallwellen an der Decke so reflektiert werden, daß sie die im Parkett sitzenden Zuhörer gewissermaßen von oben her überschütten. Adolf hat sich viel mit akustischen Fragen befaßt. So erinnere ich mich genau an seine Vorschläge, den Volksgartensaal, dessen schlechte Akustik uns immer wieder ärgerte, durch Einbauten in die Decke entsprechend zu verändern.

Und nun zum Umbau von Linz! Seine Ideen waren in dieser Hinsicht unerschöpflich, doch sprang er dabei nicht wahllos mit Gedanken um, sondern hielt an Entscheidungen, die er einmal getroffen hatte, auch später unbeirrt fest. Nur deshalb ist mir so vieles davon in Erinnerung geblieben. So oft wir an dieser oder jener Stelle vorbeikamen, waren ihm augenblicklich alle Pläne im einzelnen gegenwärtig.

Der wunderbar geschlossene Hauptplatz entzückte Adolf immer von neuem. Er bedauerte nur, daß die beiden der Donau zu gelegenen Häuser den Blick auf den Strom und die darüberliegende Hügelkette verstellten. Die beiden Häuser wurden auf seinen Plänen so weit auseinandergerückt, daß der Durchblick auf die neue straßenartig verbreiterte Brücke freigelegt wurde, ohne daß es die saalartige Wirkung des Platzes beeinträchtigte, eine Lösung, die er später genau so verwirklicht hat. Das auf diesem Platze liegende Rathaus fand er einer aufstrebenden Stadt wie Linz unwürdig. Als ein stattlicher Bau, keineswegs neugotisch, wie das damals für Rathäuser üblich war — man denke an die Bauten in Wien oder München —, vielmehr in durchaus modernem Stile, sollte das neue Rathaus erstehen. Andere Wege beschritt Hitler bei der Umgestaltung des alten Schlosses, das als unschöner Kasten über der Altstadt thront. In einer Buchhandlung hatte er einen alten Stich von Merian entdeckt, der den Zustand des Schlosses vor dem großen Brande zeigt. Dieser ursprüngliche Zustand sollte wiederhergestellt und das Schloß für museale Zwecke eingerichtet werden. Ein Bau, der ihn immer wieder von neuem begeisterte, war das 1892 geschaffene Museum. Wie oft sind wir vor dem hundertzehn Meter langen Marmorfries gestanden, der in plastischen Reliefs Szenen aus der Geschichte des Landes wiedergibt. Adolf konnte sich nicht satt daran sehen. Er vergrößerte den Museumsbau über den anschließenden Garten der Elisabethinerinnen hinweg und verlängerte den Fries auf zweihundertzwanzig Meter, so daß dieser, wie er behauptete, der größte plastische Fries des Kontinents geworden wäre. Mit dem im Bau befindlichen neuen Dom beschäftigte er sich viel. Er hielt den Versuch, die Gotik in unserer Zeit neu zu beleben, für aussichtslos und ärgerte sich auch über die Linzer, weil sie sich den Wienern gegenüber nicht durchsetzen konnten. Der Turm des Linzer Domes durfte nämlich nur

hundertvierunddreißig Meter hoch sein, um einen Respektabstand zu dem hundertachtunddreißig Meter hohen Turm des Wiener Stephansdomes einzuhalten. Am meisten freute sich Adolf über die durch den Dombau entstandene neue Bauhütte, aus der, wie er hoffte, einmal tüchtige Steinmetze für die Stadt hervorgehen würden. Der Bahnhof lag der Stadt viel zu nahe und behinderte mit seinen Gleisanlagen Verkehr und bauliche Fortentwicklung. Hier fand Adolf eine für die damalige Zeit geradezu geniale Lösung. Er verlegte den Bahnhof aus der Stadt hinaus in freies Gelände, gegen die Welser Heide zu oder nach Kleinmünchen — er faßte beide Möglichkeiten ins Auge — und führte die Geleise unterirdisch unter der Stadt hindurch. Der Raum, der durch den Abbruch des alten Bahnhofes frei wurde, sollte einer Erweiterung des Volksgartens dienen. Man muß sich, wenn man das liest, die Zeit etwa um 1907 vorstellen und bedenken, daß ein ganz unbekannter achtzehnjähriger Mensch, der weder Vorbildung noch fachliche Befähigung hierzu besaß, diese tatsächlich den Städtebau revolutionierenden Pläne vortrug, ein Beweis, wie sehr er sich schon damals über bestehende Vorstellungen hinwegzusetzen vermochte.

Ähnlich wie die Stadt selbst baute Hitler auch die Umgebung von Linz aus. Eine interessante Idee bewegte ihn in seinem romantischen Denken beim Ausbau der Burg Wildberg, die sich aus dem tief eingeschnittenen Haselgraben erhebt. Die Burg sollte wieder in den ursprünglichen Zustand gebracht und in Form eines Freiluftmuseums — damals ein völlig neuer Gedanke! — besiedelt werden. Bestimmte Handwerker wollte er dort zusammenziehen. Ihre Gewerbe müßten einerseits mittelalterlicher Tradition nahekommen, andererseits aber modernen Zwecken, zum Beispiel dem Fremdenverkehr, dienen. Diese auf der Burg seßhaft gemachten Leute sollten sich ganz nach alter Form kleiden. Alte Zunftbräuche sollten dort noch gelten und auch eine Meistersingschule eingerichtet werden. Zu dieser „Insel, auf der die Jahrhunderte stehengeblieben sind" — so drückte er sich wörtlich aus — würden die Menschen pilgern, um dort Leben und Treiben einer mittelalterlichen Burgsiedlung zu studieren. Über Dinkelsbühl und Rotenburg hinaus würde auf Wildberg nicht nur Architektur, sondern wirkliches Leben gezeigt. Die am Eingangstore von den Besuchern zu erhebende Maut müßte als Zuschuß zur Lebenshaltung der Burgbewohner dienen. Viel Kopfzerbrechen machte Adolf die Auswahl geeigneter Handwerker, und ich erinnere mich gut, daß wir oft sehr lang darüber debattierten. Schließlich stand ich ja selbst bald vor der Meisterprüfung und hatte daher ein Wort mitzusprechen.

Der Turm auf dem Lichtenberg wurde dagegen ganz und gar eine moderne Anlage. Eine Bergbahn führte zum Gipfel empor. Hier erstand ein komfortables Hotel. Ein dreihundert Meter hoher Turm — eine

Stahlkonstruktion, die ihn sehr beschäftigte — krönte das Ganze. Von der höchsten Plattform dieses Turmes aus würde man, so behauptete er, bei guter Sicht mit dem Fernglas den vergoldeten Adler auf der Spitze des Wiener Stephansturmes glänzen sehen. Ich glaube, eine Skizze dieses Projekts bei Adolf gesehen zu haben.

Das kühnste Projekt aber, das alle anderen in den Schatten stellte, war der Bau einer grandiosen Bogenbrücke, die den Donaustrom in großer Höhe überspannte.

Zu diesem Zwecke plante er die Anlage einer Höhenstraße. Diese sollte bei der Gugl, die damals eine häßliche, von einer Holzplanke umschlossene Sandbruchstätte war, beginnen. Mit dem aus der Stadt herangeführten Müll und Kehricht sollte diese Grube zugeschüttet und ein Park angelegt werden. In breitem Zuge würde sich dann die neue Straße bis zum Stadtwald hinaufschwingen. (Bis hierher kam übrigens, ohne die Pläne des jungen Hitler zu kennen, schon vor längerer Zeit das Stadtbauamt von Linz aus eigener Initiative. Die inzwischen gebaute Höhenstraße deckt sich genau mit der von Hitler projektierten Straße.) Die Kaiser-Franz-Joseph-Warte im Jägermayerwald — sie steht immer noch — sollte fallen. An ihrer Stelle würde ein stolzes Denkmal erstehen. In einer Ehrenhalle sind die Büsten aller Großen vereint, die sich um das Land Oberösterreich Verdienste erworben haben. Von der Kuppel der Ehrenhalle wird man den herrlichen Rundblick auf das weite Land genießen. Als Krönung des Bauwerkes erscheint die Figur Siegfrieds, der sein Schwert Nothung in die Lüfte streckt. (Hier spielen sichtlich die Vorbilder der Walhalla, der Kelheimer Befreiungshalle und des Hermannsdenkmales im Teutoburger Wald herein.) Von diesem Platze aus schwingt sich die Brücke in einem einzigen Bogen zu den Steilwänden des gegenüberliegenden Uferberges hinüber. Zu diesem Gedanken wurde Adolf durch die Sage von einem kühnen Reiter geführt, der auf der Flucht vor seinen Verfolgern von dieser Stelle aus in die grauenvolle Tiefe gesprungen sein soll, um die Donau durchschwimmend das andere Ufer zu erreichen. Diese Brücke übertraf alles bisher Vorstellbare. Die Spannweite des Brückenbogens errechneten wir mit mehr als fünfhundert Metern. Der Scheitel der Brücke lag neunzig Meter über dem Spiegel des Stromes. Ich bedauere es sehr, daß gerade von dieser wirklich einzigartigen Planung keine Skizze erhalten geblieben ist. Diese Überquerung des tief eingeschnittenen Donautales schafft für Linz ein Bauwerk, so erklärte mein Freund, wie die Welt kein zweites besitzt. Über diese kühne Brücke hinweg findet die Straße Anschluß an das Gelände des Pöstlingbergs und wird auf diese Weise den schönsten Aussichtspunkt über der Stadt, den wir beide besonders liebten, mit dem südlichen Gelände verbinden. Wie oft standen wir an dem einen oder an dem anderen Felsufer, und Adolf machte mir die geplante Anlage in allen Einzelheiten klar.

Diese kühnen, weitgreifenden Pläne machten auf mich einen eigentümlichen Eindruck, dessen ich mich noch genau entsinnen kann. Blieb auch das Ganze in meinen Augen ein Spiel der Gedanken, weit von der Möglichkeit es zu verwirklichen entfernt, so übten diese Ideen doch einen seltsamen Zauber auf mich aus. Was meinen Freund beschäftigte und rasch auf ein paar flüchtigen Zetteln festgehalten wurde, war kein Phantasieren im Uferlosen. Irgendwie lag diesen scheinbar so abliegenden Gedanken doch etwas Zwingendes, Überzeugendes zugrunde. Eine Art höhere Logik waltete darin. Ein Gedanke zog folgerichtig den anderen nach sich, eines bedingte das andere. So wurde das Ganze in einen durchaus klaren und vernünftigen Zusammenhang hineingestellt, wobei ausgesprochen romantische Einfälle, wie der des „lebenden Mittelalters auf der Burg Wildberg", sichtlich aus der Gedankenwelt Richard Wagners stammten. Sie verbanden sich mit äußerst modernen technischen Ideen, wie etwa die Aufhebung störender Bahnübergänge durch Verlegung der Gleisanlagen in unterirdische Stollen. Es war kein zügelloses Schwelgen in unwirklichen Vorstellungen, vielmehr ein sehr diszipliniertes, in gewissem Sinne geradezu systematisches Vorgehen. Vielleicht lag gerade darin die besondere Anziehungskraft, die dieses „Komponieren in Architektur" auf mich ausübte, daß es durchaus realisierbar erschien, auch wenn wir beide, arme, unbemittelte junge Menschen, keinerlei Möglichkeit hatten, diese Pläne zu verwirklichen. Aber das störte meinen Freund nicht im mindesten. Er glaubte felsenfest daran, daß er eines Tages alle diese großzügigen Pläne ausführen würde. Geld war für ihn belanglos. Nur die Zeit war entscheidend, das heißt die Lebensspanne, innerhalb der er seine Ideen verwirklichen könne. Gegen diesen bedingungslosen Glauben an eine spätere Verwirklichung dieser Pläne sträubte sich meine Vernunft. Dies war der Punkt, an dem ich ihm nicht folgen konnte. Was würde aus uns einst werden? Aus mir etwa? Bestenfalls ein gesuchter Orchesterdirigent! Und aus Adolf? Ein begabter Maler, ein Zeichner, vielleicht ein bedeutender Architekt! Wie weit aber lagen diese beruflichen Ziele von Ansehen und Geltung, Reichtum und Macht entfernt, die notwendig waren, um eine ganze Stadt von Grund aus umzugestalten? Und weiß Gott, ob es bei dem unerhörten Geistesschwung und dem impulsiven Temperament meines Freundes bei dem Umbau von Linz geblieben wäre! Er konnte ja nichts, was ihm nahe kam, in Ruhe lassen. Ich hatte also doch schwere Bedenken und wagte hin und wieder eine Bemerkung, die ihn an die unleugbare Tatsache erinnern sollte, daß wir, wenn wir unsere Barschaft zusammenlegten, es höchstens auf ein paar Kronen gebracht hätten, kaum genug, um Zeichenpapier zu kaufen. Meistens ging Adolf unwillig darüber hinweg. Noch sehe ich seine barsche Miene, die straffe Geste der abweisenden Hand, womit er solche Einwände zurückwies. Für ihn waren das Pläne, die eines Tages ganz selbstverständlich mit größter Exaktheit

ausgeführt werden mußten. Darauf bereitete er sich in allen Einzelheiten vor. Und schien ein Gedanke noch so illusorisch zu sein, er dachte ihn bis in die letzten Möglichkeiten durch. Wie war das Material für jene Bogenbrücke über das Donautal heranzubringen? Kam Stein in Frage oder mußte auf Stahl gegriffen werden? Wie konnten die Widerlager fundiert werden? War der Fels tragfähig genug? Fragen, die zum Teile fachlich unzulänglich, zum Teile wieder sehr zutreffend waren. So sehr lebte Adolf bereits in diesem „umgebauten” Linz, daß er seine täglichen Gepflogenheiten darauf abstellte. Wir gingen zum „Ehrentempel”, zur „Weihehalle” oder in unser „Mittelalterliches Freiluftmuseum”.

Als ich eines Tages wieder einmal den kühnen Fluß seiner auf den Bau eines Nationaldenkmales gerichteten Gedanken mit der nüchternen Frage unterbrach, wie er sich denn die Finanzierung dieses Baues vorstelle, bekam ich zuerst wieder bloß ein schroffes „Ach was, Geld!” zu hören. Aber anscheinend ließ ihm dieser Einwand doch keine Ruhe. Er tat, was auch andere Leute, die schnell zu Geld kommen wollen, tun: er kaufte ein Los. Und doch lag ein Unterschied darin, wie Adolf sich das Los kaufte und wie andere Leute es tun; denn andere Leute wünschen sich den Haupttreffer nur oder träumen davon, er aber hatte ihn sich bereits im Augenblick des Loskaufes gesichert und nur vergessen, die Summe gleich einzukassieren. Die einzige Mühe, die es dabei für ihn gab, war, diese immerhin sehr stattliche Summe sinnvoll und vernünftig zu verwenden.

Wie er oft mitten in seinen kühnsten Plänen ganz plötzlich die nüchternsten Überlegungen anstellte — ein typisches Merkmal für ihn! —, so war es auch bei diesem Loskauf. Obwohl er bereits in seiner Phantasie die Summe, die der Haupttreffer abwarf, zu verbauen begann, studierte er daneben eingehend den Spielplan und wog haarscharf unsere Chancen ab. Meine Erinnerungen an die Geschichte vom großen Los sind deshalb so genau und zutreffend, weil diese Episode geradezu ein Triumph unserer Freundschaft wurde. Der gemeinsam gewonnene imaginäre Haupttreffer hatte auf unsere Freundschaft eine zwar kürzere, weil nur vorübergehende, aber doch ähnlich verbindende Wirkung wie das gemeinsam getragene und gegenseitig verpflichtende Geheimnis um Stefanie.

Adolf hatte mich eingeladen, zusammen mit ihm ein Los zu kaufen. Dabei ging er sehr systematisch vor. Das Los kostete zehn Kronen. Ich wollte die Hälfte, also fünf Kronen, beisteuern. Diese fünf Kronen aber durften nicht von meinen Eltern gegeben werden, sondern mußten von mir selbst verdient sein. Ich besaß damals schon ein Taschengeld und bekam auch fallweise von Kunden Trinkgelder, etwa wenn ich ein Schlafzimmer oder einen Speisesaal besonders schön spaliert hatte. Adolf ließ sich genau nachweisen, woher die fünf Kronen stammten. Als er sich überzeugt hatte, daß durch meinen Beitrag

wirklich keine dritte Person mit ins Spiel kam, gingen wir zusammen in die Geschäftsstelle der Staatslotterie, um das Los zu kaufen. Er wählte sehr lange. Ich weiß nicht, nach welchen Gesichtspunkten er die Auswahl traf. Da er absolut nichts von okkulten Dingen hielt und in dieser Beziehung mehr als nüchtern war, blieb mir sein Verhalten rätselhaft. Aber schließlich galt es doch, den Haupttreffer zu finden. „Hier habe ich ihn!" erklärte er mir und verwahrte das Los in dem schwarzen Büchlein mit dem flexiblen Einband, in dem seine Gedichte standen.

Die Frist bis zur Ziehung war eigentlich die schönste Zeit unserer Freundschaft. Liebe und Begeisterung, große Gedanken, kühne Ideen, alles besaßen wir ja bereits. Das einzige, was uns bisher gefehlt hatte, war Geld. Nun hatten wir auch dieses. Was wollten wir noch mehr?

Trotzdem der Haupttreffer sehr viel Geld einbringen würde, ließ sich mein Freund keineswegs zu einer leichtfertigen Vergeudung dieser Summe hinreißen. Im Gegenteil! Er ging dabei sehr berechnend und sparsam vor. Zwecklos wäre es gewesen, diese Geldsumme in eines der Projekte, etwa in den Aufbau des Museums zu stecken; denn das wäre doch nur eine Teilaktion im Rahmen der großen städtebaulichen Planung geworden. Vernünftiger war es, diese Summe für uns selbst zu verwenden, uns damit eine Position und öffentliche Geltung zu verschaffen, die weitere Schritte in der Richtung unserer Zukunftspläne ermöglichte.

Eine Villa für uns zu bauen, war zu kostspielig. Der Bau hätte so viel von dieser Summe verschlungen, daß wir als arme Teufel in diese glanzvolle Villa eingezogen wären. Adolf schlug eine mittlere Lösung vor. Wir sollten eine Etage mieten, erklärte er, und sie für unsere Zwecke ausbauen. Nach langem, sorgfältigem Überprüfen verschiedener Möglichkeiten wählten wir den zweiten Stock des Hauses Kirchengasse Nr. 2 in Urfahr; denn dieses Haus besaß eine ganz einzigartige Lage. Obwohl es nahe am Donauufer lag, ging der Blick nach der anderen Seite über die grünen, anmutigen Hügel des Mühlviertels, die im Pöstlingberg gipfelten. Heimlich schlichen wir in das Haus ein, prüften den Blick, den die Stiegenfenster gaben, und Adolf legte sich den Grundriß zurecht.

Dann zogen wir sozusagen ein. Einen Flügel der Etage, und zwar den größeren, sollte mein Freund bewohnen, der kleinere Flügel wurde für mich reserviert. Dabei verteilte Adolf die Räume so, daß sein Arbeitszimmer von dem meinen möglichst weit entfernt lag, damit er, wenn er am Zeichentische saß, nicht durch meine musikalischen Übungen gestört würde.

Auch die Einrichtung der Räume besorgte mein Freund selbst und zeichnete die einzelnen Möbelstücke maßstabgetreu in den Etagenplan ein. Es waren ausgesucht schöne, gediegene Möbel, von den besten Handwerksmeistern der Stadt angefertigt, keineswegs billige Schablonenarbeit. Selbst die Wandmuster

für die Bemalung der einzelnen Räume wurden von Adolf entworfen. Nur bei den Vorhängen und Draperien durfte ich mitsprechen und ihm Muster zeigen, wie ich die mir zugewiesenen Räume Spalieren wollte. Gewiß freute er sich über die sichere und selbstverständliche Art, mit der ich mich an der Errichtung der Wohnung beteiligte. Wir zweifelten nicht daran, daß uns der Haupttreffer sicher war; Adolf hatte mich in dem unbedingten Glauben an den gewünschten Erfolg ganz in seinen Bann gezogen. Ich rechnete nun auch bereits mit einer baldigen Übersiedlung in das Haus Kirchengasse 2.

Bei aller Einfachheit kam doch in allem, was diese Wohnung betraf, ein gediegener persönlicher Geschmack zur Geltung. Adolf beabsichtigte, einen Kreis kunstbegeisterter Persönlichkeiten in unserer Wohnung zu versammeln. Ich müßte dabei musizieren. Er würde einiges vortragen oder vorlesen oder seine neuesten Arbeiten erklären. Regelmäßig würden wir nach Wien fahren, um dort Vorlesungen zu hören, Theater und Konzerte zu besuchen. (Ich merkte damals, daß Wien in der Vorstellungswelt meines Freundes bereits eine große Rolle spielte! Ein Wunder, daß sich Adolf für die Kirchengasse in Urfahr entschieden hatte!)

Unser Leben würde trotz des Haupttreffers nicht umgestellte werden.

Wir blieben einfache Menschen, gut und gediegen, aber keinesfalls auffallend gekleidet. In bezug auf die Kleidung hatte Adolf damals einen köstlichen Einfall, der mich restlos begeisterte: Wir kleiden uns beide ganz gleich, erklärte er, so daß alle Leute uns für Brüder halten! Ich glaube, dieser Einfall war für mich allein schon den Haupttreffer wert! Er zeigt, wie sehr sich unsere Theaterbekanntschaft zu einer tiefen, romantisch verklärten Freundschaft gewandelt hatte.

Natürlich mußte ich die elterliche Wohnung verlassen und das Tapeziererhandwerk aufgeben. Für dergleichen Dinge ließ mir meine künftige musikalische Arbeit keine Zeit mehr; denn mit dem fortschreitenden Studium hob sich auch unser Verständnis für künstlerische Erlebnisse und nahm uns völlig in Anspruch.

Adolf dachte an alles, sogar an den Haushalt. Das war notwendig, denn der Tag der Ziehung rückte immer näher. Eine feingebildete Dame steht unserem Hause vor und sieht nach dem Rechten. Es muß dies eine Dame in vorgerücktem Alter sein, damit keine Erwartungen oder Absichten entstehen, die unserer künstlerischen Berufung zuwiderlaufen. Wir einigten uns auch über das Personal, das der weitläufige Haushalt erforderte. So war alles vorbereitet. Diese Vorstellung hat mich lange nachher noch beschäftigt: eine ältere, schon etwas grauhaarige, aber unerhört vornehme Dame, die für die beiden ihr anvertrauten siebzehn- beziehungsweise achtzehnjährigen sehr begabten Jünglinge im festlich beleuchteten Treppenhause der Etage die Gäste empfängt, die zu dem ausgewählten, hochgestimmten Freundeskreis gehören,

den die beiden um sich versammeln.

Während der Sommermonate begeben wir uns auf Reisen. Als erstes unverrückbares Ziel wird Bayreuth besucht, wo wir die Musikdramen des großen Meisters in vollendetster Aufführung genießen. (Dieser Teil unseres schönen Jünglingstraumes ging als der einzige für mich in Erfüllung, ohne Haupttreffer sogar!) Von Bayreuth aus werden andere denkwürdige Städte bereist, herrliche Dome besichtigt, Schlösser und Burgen besucht. Aber auch Industriezentren, Schiffswerften und Hafenanlagen besichtigen wir. „Das ganze Deutschland soll es sein!" erklärte Adolf. Es war dies eines seiner Lieblingsworte.

Der Tag der Ziehung kam.

Adolf kam mit der Trefferliste aufgeregt in die Werkstätte gestürzt. Selten habe ich ihn so toben gehört wie damals. Erst brach sein Zorn auf die Staatslotterie herein, dieser staatlich organisierten Spekulation auf die Leichtgläubigkeit der Menschen, dieser offene Betrug auf Kosten gutwilliger Staatsbürger! Dann griff seine Wut auf den Staat selbst über, dieses aus zehn oder zwölf oder weiß Gott wieviel Nationen zusammengeflickte Gebilde, dieses von den Habsburgern zusammengeheiratete Monstrum! Konnte man davon etwas anderes erwarten, als daß zwei arme Teufel um ihre letzten paar Kronen betrogen wurden?

Nicht ein einziges Mal kam Adolf auf den Gedanken, sich selbst Vorwürfe zu machen, weil er mit solch absoluter Selbstverständlichkeit den Haupttreffer für sich beansprucht hatte. Dabei war er seinerzeit doch stundenlang über der Trefferliste gesessen und hatte aus der Anzahl der Lose und der ausgeschriebenen Treffer unsere sehr geringen Gewinnchancen genau berechnet. Ich konnte diesen Widerspruch in seinem Wesen nicht verstehen. Aber es war so.

Zum erstenmal hatte ihn seine unerhörte Wunschkraft, die den Dingen, die ihn bewegten, suggestiv die geforderte Richtung gab, im Stiche gelassen. Das ertrug er nicht; denn dies war ärger als der Verlust des Geldes und als der Verzicht auf die Etage und auf die in vornehmer Lässigkeit unsere Gäste empfangende Hausdame.

Vernünftiger als sich auf staatliche Institutionen, wie diese Staatslotterie eine war, zu verlassen, schien es Adolf, auf sich selbst und die eigene Zukunft zu bauen. Da konnte kein derartiges Malheur passieren. So fand er nach einer kurzen Periode äußerster Niedergeschlagenheit wieder zu seinen früheren Projekten zurück. Einer seiner Lieblingspläne war der Neubau der Donaubrücke, die Linz mit Urfahr verbindet. Täglich gingen wir auf dieser Brücke über den ruhig nach Osten dahinziehenden Strom. Adolf liebte gerade diesen Weg über die Brücke besonders. Etwas Freies, Vorwärtsdrängendes lag

über dem bewegten Wasser, eine Atmosphäre, die anders war als die der Straßen und Plätze der Stadt. Ich hatte den Eindruck, daß die Nähe des Stromes seine Gedanken beflügle; denn kaum irgendwo hat er mit solcher Hingabe und Ergriffenheit von diesen Ideen gesprochen als auf diesem längst vertrauten Wege über den Strom.

Als das Hochwasser im Mai 1868 fünf Brückenjoche der alten Holzbrücke eingerissen hatte, hatte man sich zum Bau einer Eisenbrücke entschlossen, die 1872 vollendet wurde. Diese wenig schöne Gitterträgerbrücke war viel zu schmal und konnte, obwohl es damals noch keine Autos gab, dem Verkehr nicht genügen. Immer gab es auf dieser Brücke ein beängstigendes Gedränge. Adolf freute sich über die schimpfenden Fuhrleute, die sich mit wilden Flüchen und knallender Peitsche Platz zu machen suchten. Obwohl er sonst wenig Sinn für das Naheliegende besaß und viel lieber auf weite Sicht projektierte, schlug er eine Zwischenlösung vor, die dem herrschenden Übel abhelfen konnte. Ohne die Brücke selbst zu verändern, sollten links und rechts zwei Meter breite, freitragend konstruierte Gehsteige angefügt werden, die den Fußgängerverkehr aufzunehmen und die Fahrbahn zu entlasten hatten.

Natürlich kümmerte sich in Linz kein Mensch um die Vorschläge dieses jungen Phantasten, der sich nicht einmal auf gute Schulzeugnisse berufen konnte. Mit um so größerem Eifer wandte sich Adolf dem Neubau der Brücke zu.

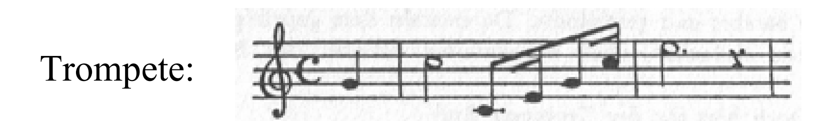
Die häßliche Eisenkonstruktion mußte fallen. Die neue Brücke sollte so dimensioniert und gestaltet werden, daß der Besucher, der vom Hauptplatz zur Donau schritt, den Eindruck erhielt, nicht eine Brücke, sondern eine schöne, repräsentative Straße vor sich zu haben. Dementsprechend wurden die Brückenköpfe ausgestaltet. Mächtige Standbilder sollten den künstlerischen Eindruck verstärken.

Es ist tief bedauerlich, daß, so viel ich weiß, keine der zahlreichen Skizzen, die Hitler damals für den Neubau der Linzer Donaubrücke entworfen hat, erhalten geblieben ist; denn es wäre überaus reizvoll, diese Skizzen mit den Plänen zu vergleichen, nach denen dreißig Jahre später diese Brücke von Adolf Hitler entworfen und in Auftrag gegeben wurde. Wir verdanken es seiner Ungeduld, die das „neue” Linz nicht früh genug erstehen lassen konnte, daß trotz des im Jahre 1939 losbrechenden Krieges wenigstens dieser Bau, als das zentrale Projekt der Linzer Stadtplanung, auch fertiggestellt worden ist.

DIE VISION

Es war die eindrucksvollste Stunde, die ich mit meinem Freunde erlebte! So unvergeßlich ist sie mir geblieben, daß selbst nebensächliche Dinge, die Kleidung, die Adolf an jenem Abend trug, das Wetter, das damals herrschte, mir so gegenwärtig sind, als stünde dieses Erlebnis außerhalb jeglicher Zeit. Daran, daß sich mir dieses Erlebnis so unverrückbar einprägte, war vielleicht auch der Umstand schuld, daß ich noch nie zuvor den mitternächtlichen Sternenhimmel so unmittelbar erlebt habe wie damals. Die Stadt selbst macht des Nachts mit ihren eigenen, wenngleich dürftigen Lichtern die Sterne vom Himmel unsichtbar. Erst in der Einsamkeit, auf der Höhe des Freinberges, stand plötzlich wie neu erschaffen das ganze Wunder des Firmaments vor mir, und der Hauch des Ewigen berührte mich so unmittelbar wie nie zuvor. Sicherlich hatte ich schon vorher oft genug den bestirnten Himmel gesehen. Aber wie das bei jungen, empfänglichen Menschen ist, erst ein besonders begnadeter Augenblick, das Zusammentreffen eigentümlicher Umstände, macht das bisher gleichgültig aufgenommene Bild zu einem Zeichen, mit dem Gott uns unmittelbar anspricht.

Das, was mir bei der Rückerinnerung an meine Jugendfreundschaft mit Adolf Hitler am stärksten und deutlichsten im Gedächtnis geblieben ist, sind nicht seine Reden, auch nicht seine politischen Ideen, sondern jene nächtliche Stunde auf dem Freinberg. Damit hatte sich sein künftiges Schicksal entschieden. Zwar hielt er nach außen hin, gewiß aus Rücksicht auf seine Mutter, an der geplanten künstlerischen Laufbahn fest; denn für diese bedeutete es immerhin ein konkreteres Ziel, wenn er sagte, er würde Kunstmaler werden, als hätte er gesagt: Ich werde Politiker. Der Entschluß aber, diesen Weg zu gehen, fiel in dieser einsamen Stunde über den Höhen der Stadt Linz. Vielleicht sagt das Wort „Entschluß" nicht das Richtige; denn es war keine willensmäßige Entscheidung, die er damals fällte, sondern mehr ein visionäres Erkennen des einzuschlagenden Weges, das völlig außerhalb seines Willens lag.

Trompete: 

Das Schwertmotiv aus dem „Ring". Unten stand Adolf in seinem schwarzen

Mantel, den dunklen Hut in die Stirne gedrückt. Ein kalter, unfreundlicher Novemberabend, an dem es früh dunkelte.

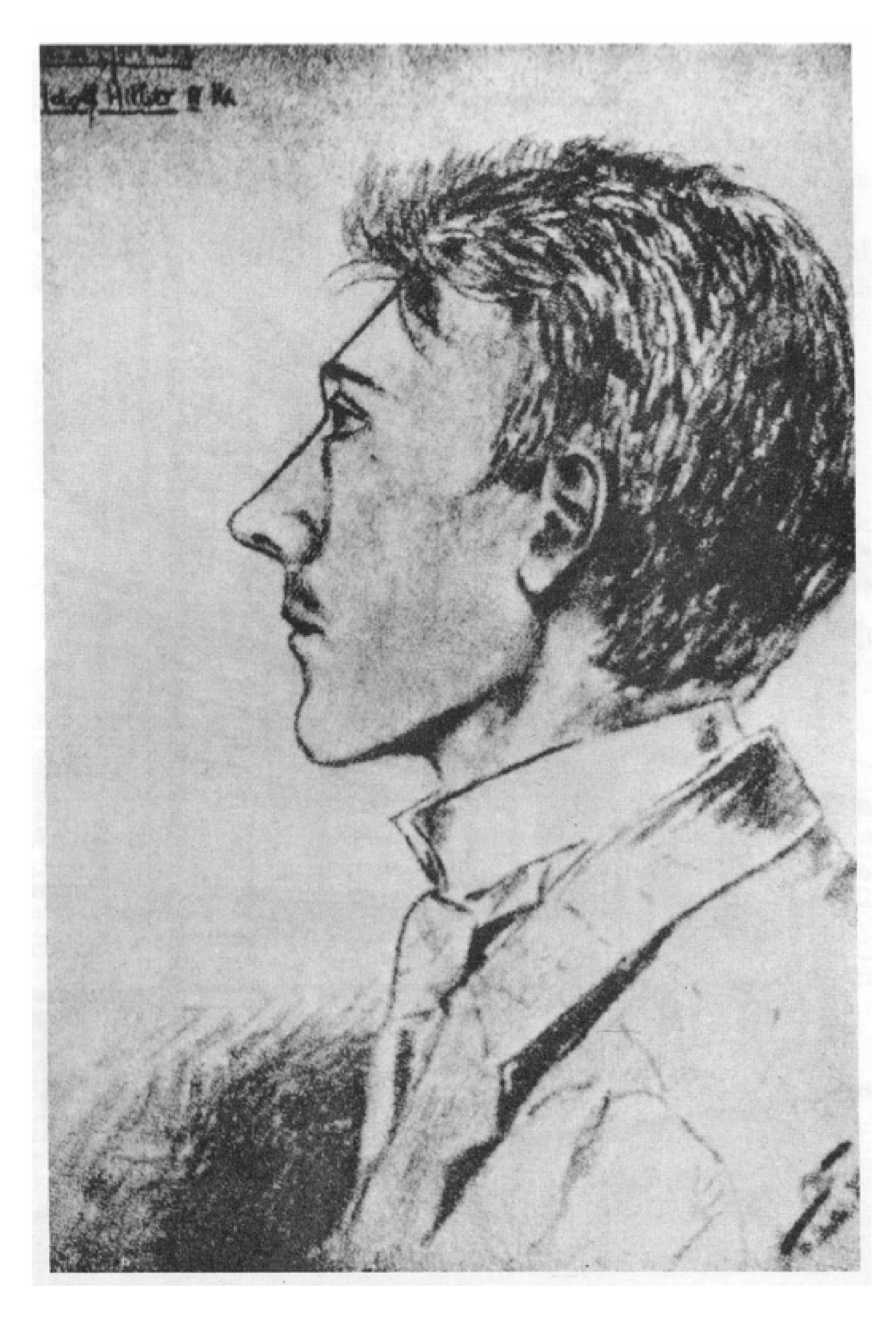
Adolf winkte ungeduldig herauf. Ich war eben dabei, mich vom Staub und Schmutz der Werkstätte zu reinigen und mich für das Theater umzuziehen. Heute abend wurde „Rienzi” gegeben. Wir hatten diese Oper Richard Wagners noch nicht gesehen und befanden uns in großer Spannung. Um uns die Säulen im Stehparterre zu sichern, mußten wir früh genug beim Einlaß sein. Adolfs Pfiff, stürmischer wiederholt, trieb zur Eile.

Er hatte mir schon einiges von dieser Oper erzählt. Richard Wagner begann die Arbeit 1838 in Dresden und setzte sie während seines Aufenthaltes im Baltenlande fort. Interessant, daß ihn gerade damals, als er den Norden kennenlernte, ein Stoff aus dem mittelalterlichen Rom beschäftigte. In Paris stellte er dann den „Rienzi” fertig, der zwei Jahre später in Dresden zum erstenmal über die Bühne ging und den Ruf Richard Wagners als Opernkomponist begründete, obwohl er in diesem Werk noch nicht seine eigentümliche Form gefunden hat. „Rienzi” steht an der Wende. Nach dieser Oper wendet sich Wagner dem Norden zu und findet in der germanischen Götterwelt den ihm eigenen künstlerischen Raum. „Rienzi”, obwohl im Jahre 1347 spielend, ist durchpulst vom Atem und Rhythmus jener Revolution, die zehn Jahre später über deutschen Boden hinwegfegte und auch das persönliche Schicksal Wagners auf das heftigste berührte. „Rienzi” ist die große Auseinandersetzung mit den Ideen des Jahres 1848.

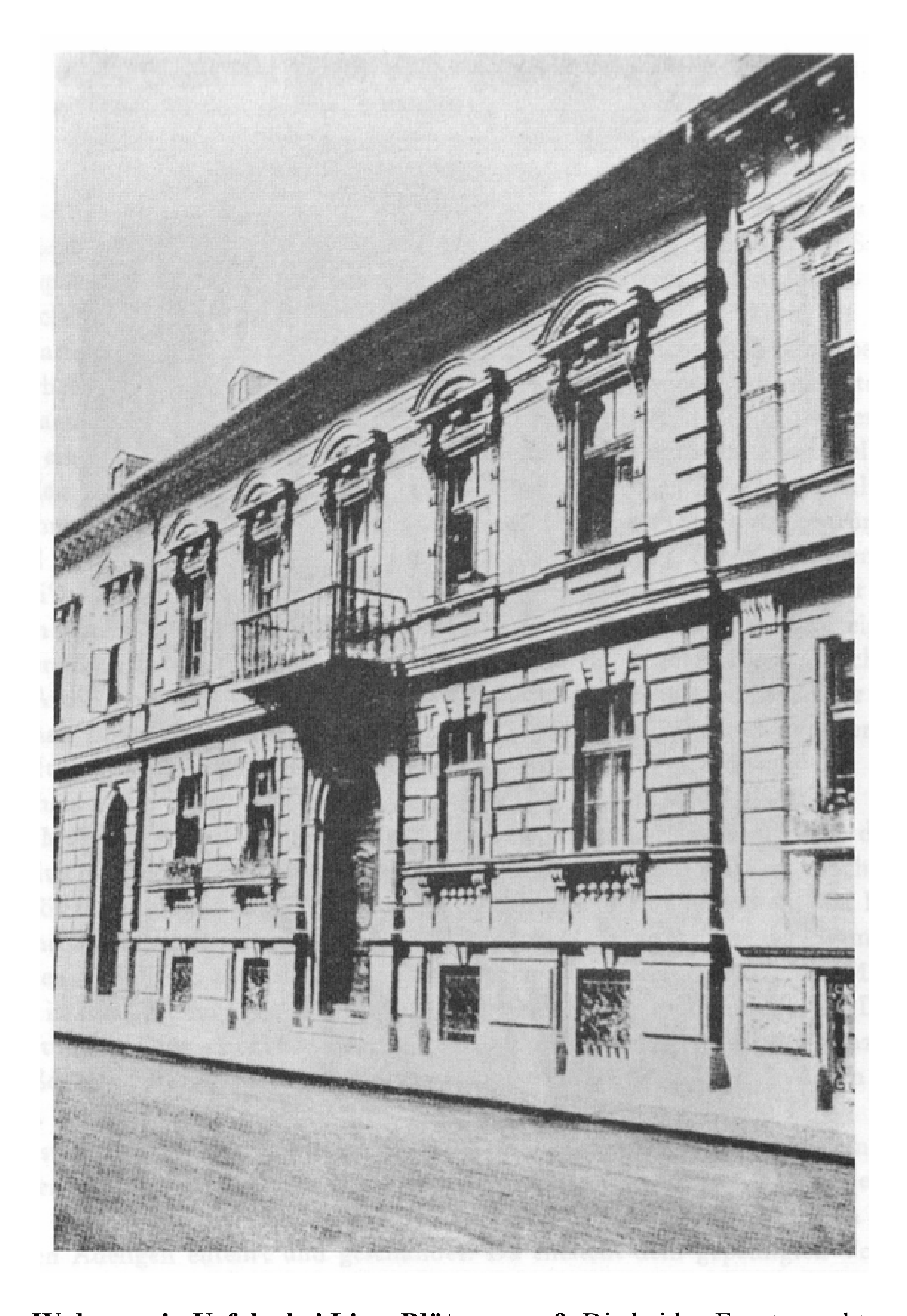
Die Musik der Oper „Rienzi”, die ich an Hand eines Klavierauszuges durchgearbeitet hatte, ist im Vergleich mit späteren Werken Wagners noch sehr melodiös und überaus eingängig. Das stark besetzte Orchester mit vollem Blechsatz und Schlagwerk gibt der Oper ein pompöses Gepräge, wie es der dramatisch geballten Handlung entspricht. Die jugendliche Musizierfreudigkeit des Meisters feiert in der großartigen Steigerung des Ganzen, im revolutionären Draufgängertum und im glänzend eingesetzten Orchester wahre Triumphe. Dazu die hinreißende Handlung, die uns beide vom ersten Augenblick an in ihren Bann schlug.

Da standen wir hingerissen im Theater und erlebten, wie das Volk in Rom von den stolzen, skrupellosen Nobili unterdrückt wird; die Männer werden von diesen zu Frondiensten gezwungen, die Frauen und Mädchen von den hochmütigen Adeligen entehrt und geschändet. Da entsteht dem gepeinigten Volke in Cola Rienzi, einem einfachen, noch unbekannten Manne, der Befreier. Hell erklang es:

„Doch hört ihr der Trompete Ruf
In langgehalt’nem Klang ertönen,



Der sechzehnjährige Hitler. Diese Zeichnung eines Mitschülers in der vierten Klasse der Realschule in Steyr, namens Sturmlechner, ist die einzige bisher bekanntgewordene Darstellung aus der Jugend Hitlers



Wohnung in Urfahr bei Linz, Blütengasse 9. Die beiden Fenster rechts vom Balkon gehörten zum Schlafzimmer der Mutter

Dann wachet auf, eilt all' herbei,
Freiheit verkünd' ich Romas Söhnen!"

In kühnem Handstreich befreit Rienzi Rom von der Tyrannei der Nobili und läßt das Volk auf die Gesetze schwören. Adriano, obwohl selbst aus dem stolzen Geschlecht der Colonna, das die Nobili führt, stammend, schließt sich Rienzi an. Doch er will Klarheit haben und fragt den neuen Gewalthaber:

„Rienzi. Ha, was hast du vor?
Gewaltig seh' ich dich, sag' an,
Wozu gebrauchst du die Gewalt?"

Fiebernd vor Erregung erwarteten wir Rienzis Antwort auf diese Schicksalsfrage.

„Nun denn! Rom mach' ich groß und frei,
...
Nur das Gesetz will ich erschaffen,
Dem Volk wie Edle Untertan!"

Welch ein Wort! Wie für uns gesprochen!

Selbst die Nobili huldigen Rienzi. Sein Sieg ist vollkommen. Rom ist in seiner Hand. Weitreichende Pläne erfüllen ihn. Die befreiten Massen jubeln ihm zu. Einer aus ihrer Mitte verkündet dem Volke, verkündet uns ergriffen Lauschenden:

„Geschaffen hat er uns zum Volk,
Drum hört mich an und stimmt mir bei:
Es sei s e i n Volk und König Er!"

Rienzi lehnt die Bezeichnung „König" ab. Als Männer aus dem Volke ihn fragen, wie sie ihn in seiner Stellung nennen sollen, weist er sie auf die großen Vorbilder der Vergangenheit hin. Auch das war ganz aus unserem Herzen gesprochen:

„Doch wählet ihr zum Schützer mich
Der Rechte, die dem Volk erkannt,
So blickt auf eure Ahnen
Und nennt mich euren Volkstribun!"

Die Massen antworten begeistert:

„Heil dir, Rienzi unserm Volkstribun!”

„Volkstribun!” Das Wort prägte sich uns unvergeßlich ein. Eine Verschwörung ist im Gange. Stefano Colonna, der Vater Adrianos, steht an der Spitze derer, die den Tribun beseitigen wollen. Colonna läßt sich nicht durch den Jubel der Massen beirren. Wir vernahmen, bebend vor Empörung, seine Anklage:

„Er ist der Götze dieses Volks,
Das er durch Trug verzaubert hält.”

Adriano, zwischen seinem Vater und Rienzi stehend, dessen Schwester Irene er glühend liebt, deckt den Anschlag auf. Die Nobili werden verhaftet. Doch läßt Rienzi Gnade vor Recht ergehen. Seine Milde mißbrauchend, versuchen die Nobili nun die Volksmassen gegen Rienzi aufzuwiegeln. Dies gelingt. Die gleichen Männer, die dem Tribun zujubelten, erklären bald:

„Ha, der Verräter! Er, dem wir dienten,
Der seiner Ehrsucht preis gab unser Blut,
In das Verderben stürzte er uns!
Ha, Rache ihm!”

Erschaudernd erlebten wir, wie die Getreuen Rienzi verließen. Die Kirche stößt den Bannfluch gegen ihn aus.

„... verläßt mich auch das Volk,
Das ich zu diesem Namen erst erhob,
Verläßt mich jeder Freund, den mir das Glück
Erschuf...”

In einem von den Nobili angezettelten Aufstand soll Rienzi getötet werden. Wenn Rienzi fällt, sinkt auch die Masse wieder in dumpfes Plebejertum zurück:

„Der Pöbel, pah!
Rienzi ist’s, der ihn zu Rittern macht;
Nimm ihm Rienzi, und er ist, was er war.”

Doch der Sturz des Tribun muß aus den Reihen seiner Anhänger kommen.

Rienzi ist erst dann wirklich entmachtet, wenn er sieht, daß seine Getreuen ihn verlassen. Das Kapitol und Rienzis Haus werden von seinen eigenen Vertrauten in Brand gesteckt. Wir hörten den Ruf:

„Herbei! Herbei! Auf, eilt zu uns!
Bringt Steine her! Bringt Feuerbrand!
Er ist verflucht, er ist gebannt!"

Vom Balkon seines Hauses aus will Rienzi noch einmal zu den erregten Massen sprechen, die ihn zu steinigen versuchen. Wie ergreifen uns seine Worte:

„O sagt, wer macht euch groß und frei?
Gedenkt ihr nicht des Jubels mehr,
Mit dem ihr damals mich begrüßt,
Als Freiheit ich und Frieden gab?"

Und die Antwort? So fragen wir. Niemand hört mehr auf ihn. Adriano, der sich trotz seiner liebe zu Irene zum Anführer der empörten Volksmenge gemacht hat, stürmt gegen das brennende Haus vor. Erschüttert sieht Rienzi, wie Verrat aus eigenen Reihen seinen Untergang besiegelt und verflucht, ehe die Flammen über ihm zusammenschlagen, das Volk, für das er gelebt und gekämpft hat.

„... Wie! Ist dies Rom?
Elende, unwert dieses Namens!
Der letzte Römer fluchet euch!
Verflucht, vertilgt sei diese Stadt!
Vermod're und verdorre, Rom!
So will es dein entartet Volk!"

Erschüttert erlebten wir den Untergang Rienzis. Schweigend verließen wir beide das Theater. Es war Mitternacht geworden. Doch mein Freund ging, ernst und verschlossen, die Hände tief in die Manteltaschen vergraben, die Straße weiter, aus der Stadt fort. Obwohl er sonst nach einem künstlerischen Erlebnis, das ihn bewegt hatte, gewohnt war, gleich zu sprechen und mit scharfem Urteil die Aufführung zu kritisieren, um sich selbst von dem beklemmenden Eindrucke zu befreien, schwieg Adolf nach dieser Rienzi-Aufführung noch lange. Das wunderte mich. Ich fragte ihn nach seinem Urteil über die Aufführung. Er sah mich fremd, fast feindselig an. „Schweig!" rief er barsch.

Eine düstere, unfreundliche Novembernacht! Dicht lagerte der feuchte, naßkalte Nebel über den engen, dumpfen Gassen. Einsam hallte unser Schritt über das Pflaster. Adolf bog in den Weg ein, der an den kleinen, ganz an die Erde gedrückten Vorstadthäusern vorbei zur Höhe des Freinberges führt. Ganz in sich verschlossen schritt mein Freund voran. Er kam mir fast unheimlich vor. Bleicher war er als sonst. Der hochgeschlagene Mantelkragen verstärkte noch diesen Eindruck.

Über kleine, kümmerliche Gärten und einzelne Wiesenstücke hob sich der Weg empor. Der Nebel blieb zurück. Wie eine schwere, dumpfe Masse lastete er auf der Stadt und entzog die Wohnstätten der Menschen unserem Blicke.

„Wo willst du hin?" wollte ich meinen Freund fragen. Aber sein schmales, blasses Antlitz sah so abweisend aus, daß ich die Frage unterdrückte.

Kein Mensch war mehr um uns. Die Stadt versank im Nebel.

Wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben stieg Adolf zum Gipfel des Freinberges hinan. Und jetzt erst sah ich, daß wir nicht mehr in Einsamkeit und Dunkel standen; denn über uns strahlten die Sterne.

Adolf stand vor mir. Und nun ergriff er meine beiden Hände und hielt sie fest. Es war dies eine Geste, die ich bisher noch nie an ihm erlebt hatte. Ich spürte am Druck seiner Hände, wie tief erschüttert er war. Seine Augen fieberten vor Erregung. Die Worte kamen nicht wie sonst gewandt aus seinem Munde, sondern brachen rauh und heiser aus ihm hervor. An dieser Stimme merkte ich noch mehr, wie tief ihn dieses Erlebnis aufgewühlt haben mußte.

Allmählich sprach er sich frei. Bewegter flössen die Worte. Nie zuvor und auch später nie mehr habe ich Adolf Hitler so sprechen gehört wie in jener Stunde, da wir so einsam unter den Sternen standen, als wären wir die einzigen Geschöpfe dieser Welt.

Unmöglich ist es mir, die Worte im einzelnen wiederzugeben, die mein Freund in dieser Stunde zu mir sprach.

Etwas ganz Merkwürdiges, das ich früher, wenn er in erregter Form zu mir gesprochen hatte, nie an ihm beobachtet hatte, fiel mir in dieser Stunde auf: Es war, als würde ein anderes Ich aus ihm sprechen, von dem er selbst mit gleicher Ergriffenheit berührt wurde wie ich. Keineswegs war es so, wie man von einem mitreißenden Redner mitunter sagt, daß er sich an den eigenen Worten berausche. Im Gegenteil! Ich hatte eher den Eindruck, als würde er mit Staunen, ja mit Ergriffenheit selbst miterleben, was da mit elementarer Kraft aus ihm hervorbrach. Ich mute mir kein Urteil über diese Beobachtung zu. Aber es war ein ekstatischer Zustand, ein Zustand völliger Entrückung, in welchem er, was er an „Rienzi" erlebt hatte, ohne dieses Beispiel und Vorbild unmittelbar zu erwähnen, in einer großartigen Schau auf eine andere, ihm gemäße Ebene stellte, allerdings nicht bloß als eine billige Kopie des

„Rienzi"-Erlebnisses. Vielmehr war der von diesem Werke empfangene Eindruck nur der äußere Impuls gewesen, der ihn zu sprechen gezwungen hatte. Wie eine angestaute Flut durch die berstenden Dämme bricht, brachen die Worte aus ihm hervor. In großartigen, mitreißenden Bildern entwickelte er mir seine Zukunft und die seines Volkes.

Bisher war ich davon überzeugt gewesen, daß mein Freund Künstler werden wollte, und zwar Maler, allenfalls auch Baumeister oder Architekt. Davon war in dieser Stunde keine Rede mehr. Es ging ihm um ein Höheres, das ich aber noch nicht völlig begreifen konnte. Ich wunderte mich sehr darüber, weil ich dachte, der Beruf des Künstlers erscheine ihm als das höchste, erstrebenswerteste Ziel. Nun aber sprach er von einem Auftrage, den er einst vom Volk empfangen würde, um es aus der Knechtschaft emporzuführen zu den Höhen der Freiheit.

Ein den Menschen noch ganz unbekannter Jüngling sprach in jener seltsamen Stunde zu mir. Er sprach von einer besonderen Mission, die ihm einstens zuteil werden würde. Ich als der einzige, zu dem er sprach, verstand kaum, was er damit meinte. Viele Jahre mußten vergehen, bis ich begriff, was diese allem Irdischen entrückte Sternenstunde für meinen Freund bedeutet hatte.

Schweigen folgte seinen Worten.

Wir stiegen zur Stadt hinab. Von den Türmen schlug die dritte Morgenstunde.

Vor unserem Hause trennten wir uns. Adolf drückte mir die Hand zum Abschied. Erstaunt sah ich, daß er nicht stadtwärts in die Richtung seiner Wohnung ging, sondern wiederum dem Berge entgegen.

„Wo willst du noch hin?" fragte ich verwundert.

Er antwortete kurz: „Ich will allein sein!"

Ich blickte ihm noch lange nach, wie er, in seinen dunklen Mantel gehüllt, allein die nächtliche menschenleere Straße hinanstieg. —

An den folgenden Tagen und auch in den nächsten Wochen und Monaten sprach Adolf nie mehr etwas über diese Stunde auf dem Freinberg. Ich wunderte mich anfangs darüber und konnte mir dieses seltsame Verhalten nicht erklären; denn daß er dieses Erlebnis vergessen hätte, konnte ich nicht glauben. Er hat es, wie ich dreiunddreißig Jahre später feststellen konnte, nie vergessen. Aber er schwieg davon, weil er diese Stunde für sich allein behalten wollte. Das konnte ich verstehen und respektierte sein Schweigen. Schließlich war es seine Stunde gewesen, nicht die meine. Ich hatte dabei nur die bescheidene Rolle eines teilnehmenden Freundes zu spielen.

Als ich im Jahre 1939, kurz bevor der Krieg begann, zum ersten Male als Gast des Reichskanzlers in Bayreuth weilte, glaubte ich, meinem Gastgeber

eine Freude zu machen, wenn ich ihn an diese nächtliche Stunde auf dem Freinberg erinnerte. Ich erzählte also Adolf Hitler, was ich davon im Gedächtnis behalten hatte, weil ich annahm, daß die gewaltige Fülle von Eindrücken und Erlebnissen, die in diesen Jahrzehnten auf ihn eingestürmt waren, jenes Erlebnis des Siebzehnjährigen in den Hintergrund gedrängt hätte. Aber schon bei meinen ersten Worten spürte ich, daß er sich noch genau jener Stunde erinnerte und alle Einzelheiten haarscharf im Gedächtnis behalten hatte. Es bereitete ihm sichtlich Freude, seine eigenen Erinnerungen durch meinte Darstellung bestätigt zu sehen. Ich war auch zugegen, als Adolf Hitler dann Frau Wagner, bei der wir zu Gast waren, dieses Erlebnis, das sich nach der Linzer „Rienzi”-Aufführung zugetragen hatte, wieder erzählte. Ich fand also meine eigene Erinnerung daran in zweifacher Form bestätigt. Unvergeßlich ist mir auch das Wort geblieben, mit dem Hitler seine Erzählung vor Frau Wagner schloß. Er sagte ernst: „In jener Stunde begann es.”

II

ERLEBNISSE IN WIEN

ADOLF FÄHRT NACH WIEN

Schon seit langem war mir aufgefallen, daß Adolf sich bei seinen Gesprächen, einerlei, ob es sich dabei um Fragen der Kunst, der Politik oder um das eigene Lebensschicksal handelte, mit dem altvertrauten aber kleinbürgerlichen Linz nicht mehr zurechtfinden konnte und immer mehr Wien in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen rückte. Wien, damals noch die glanzvolle Kaiserstadt, die faszinierende Metropole eines Staates von über fünfundvierzig Millionen Menschen, versprach ihm alle Hoffnungen zu erfüllen, die er an die Zukunft stellte. Diese Hoffnung gründete sich darauf, daß Adolf in der Zeit, von der ich spreche, vom Sommer des Jahres 1907, Wien bereits von einem Besuche im Vorjahre kannte. Im Mai und Juni des Jahres 1906 war er bereits in Wien gewesen, lange genug, um sich an dem, was ihn vor allem nach Wien zog, das Hofmuseum, die Hofoper, das Burgtheater, die großartigen Bauten am Ring, zu begeistern, zu kurz, um noch nicht die Not und das Elend zu sehen, das sich hinter der prunkvollen Fassade der Kaiserstadt verbarg. Dieses von seiner künstlerischen Phantasie übersteigerte, durchaus illusionäre Bild, das er sich bei seinem ersten Besuch von Wien gemacht hatte, übte eine ungeheure Anziehungskraft auf ihn aus. In seinen Gedanken weilte er oft gar nicht mehr in Linz, sondern lebte bereits mitten in Wien, wobei ihm seine unerhörte Fähigkeit, das Unmittelbare und Wirkliche einfach zu übersehen und das nur in seiner Vorstellung Bestehende als Wirklichkeit zu nehmen, sehr zustatten kam.

Ich muß hier an den Angaben, die Adolf Hitler in seinem Buch „Mein Kampf" über diesen ersten Aufenthalt in Wien machte, eine an sich geringfügige Korrektur vornehmen. Wenn er schreibt, daß er bei seiner ersten Fahrt nach Wien „noch nicht sechzehn Jahre alt" war, so stimmt das nicht; denn tatsächlich hatte er damals kurz vorher seinen siebzehnten Geburtstag begangen, stand also bereits im achtzehnten Lebensjahr. Hingegen decken sich die Worte, die er im weiteren Verlaufe über diesen ersten Besuch in Wien schreibt, völlig mit meiner eigenen Erinnerung:

„Ich fuhr hin, um die Gemäldegalerie des Hofmuseums zu studieren, hatte aber fast nur Augen für das Museum selber. Ich lief die Tage vom frühen Morgen bis in die späte Nacht von einer Sehenswürdigkeit zur anderen, allein es waren immer nur Bauten, die mich in erster Linie fesselten. Stundenlang

konnte ich so vor der Oper stehen, stundenlang das Parlament bewundern; die ganze Ringstraße wirkte auf mich wie ein Zauber aus Tausendundeiner Nacht.”

Wohl kann ich mich sehr gut daran erinnern, mit welcher Begeisterung mir mein Freund von seinen Eindrücken in Wien erzählt hat. Jedoch sind mir Einzelheiten dieses Berichtes nicht im Gedächtnis geblieben. Um so glücklicher bin ich über den Umstand, daß gerade von jenem ersten Aufenthalt in Wien die Karten, die mir Adolf damals schrieb, erhalten geblieben sind. Diese insgesamt vier Karten stellen, abgesehen von ihrem biographischen Wert, wichtige graphologische Dokumente dar, weil sie meines Wissens die frühesten zusammenhängenden und erhalten gebliebenen Schriftzüge Adolf Hitlers wiedergeben, eine seltsam ausgeschriebene, überaus zügige Schrift, hinter der man nicht einen Jüngling von kaum achtzehn Jahren vermuten würde, während die mangelhafte Orthographie nicht nur eine vielfach gestörte unruhige Schulbahn, sondern auch eine gewisse Gleichgültigkeit in diesen Dingen erkennen läßt. Bezeichnend für die Interessenrichtung meines Freundes, daß er mir lediglich Ansichtskarten von Bauwerken schickte. Ein andersgearteter junger Mensch dieses Alters hätte bestimmt andere Ansichtskarten für seinen Freund ausgewählt.

Schon die erste Karte, die er mir schreibt — sie ist vom 7. Mai 1906 datiert —, stellt ein Glanzstück der damaligen Ansichtskartenproduktion dar. Sicherlich hat Adolf dafür ein für seine Begriffe schönes Stück Geld geopfert. Die Karte läßt sich nämlich auseinanderfalten und stellt eine Art Tryptichon dar, das eine Gesamtansicht des Karlsplatzes, mit der Karlskirche im Mittelpunkt, wiedergibt. Der Text lautet in buchstabengetreuer Wiedergabe:

„Diese Karte dir sendend, muß ich mich zugleich entschuldigen, daß ich solange nichts hören lies. Ich bin also gut angekommen, und steige nun fleißig umher. Morgen gehe ich in die Oper in Tristan” übermorgen in „Fliegenden Holländer” u. s. w. Trotzdem ich alles sehr schön finde sehne ich mich wieder nach Linz. Heute ins Stadttheater. Es grüßt dich dein Freund

Adolf Hitler.”

Auf der Ansichtsseite der Karte ist oben ausdrücklich das Konservatorium bezeichnet — wohl der Grund, weshalb Adolf gerade diese Karte auswählte, denn er spielte schon damals mit dem Gedanken, daß wir einmal gemeinsam in Wien studieren würden, und versäumte keine Gelegenheit, mir diese Möglichkeit verlockend darzustellen. Am unteren Rande der Karte fügt er an „Gruß an deine werten Eltern”.

Zum Inhalt dieser Karte möchte ich nur sagen, daß sich die Worte „trotzdem ich alles sehr schön finde, sehne ich mich wieder nach Linz”

keineswegs auf Linz beziehen, das ihn angesichts der großartigen Bauwerke in Wien sicherlich sehr bescheiden und provinziell vorgekommen ist, sondern auf Stefanie, die er um so inniger liebte, je weiter er von ihr getrennt war. Gewiß befriedigte es seine ungestüme Sehnsucht nach ihr, daß er inmitten der fremden, teilnahmslosen Großstadt, in der er sich einsamer fühlte denn je, diese Worte hinschreiben konnte, die nur der in sein Geheimnis eingeweihte Freund zu verstehen vermochte.

Noch am gleichen Tage, am 7. Mai 1906, schickt Adolf eine zweite Karte an mich ab, auf der die Bühne des Hofoperntheaters zu sehen ist. Vermutlich hat ihn gerade diese besonders gelungene Aufnahme, die noch einen Teil der Innenausstattung erkennen läßt, gereizt. Dazu schreibt Adolf:

„Nicht erhebend ist daß Innere des Palastes. Ist außen mächtige Majestät, welche dem Bau den Ernst eines Denkmales der Kunst aufdrückt, so empfindet man im Inneren eher Bewunderung, den Würde. Nur wenn die mächtigen Tonwellen durch den Raum fluten und das Säuseln des Windes dem furchtbaren Rauschen der Tonwogen weichen, dann fühlt man Erhabenheit vergißt man das Gold und den Sammt mit dem das Innere überladen ist.

Adolf H.”

Auf der Vorderseite der Karte ist wieder der „Gruß an deine werten Eltern” beigefügt.

Im übrigen ist Adolf hier ganz in seinem Element. Vergessen ist der Freund, vergessen sogar Stefanie. Kein Gruß, keine Andeutung, so gewaltig ist das Erlebnis, das Adolf bis ins Innerste erschüttert hat. An der Unbeholfenheit des Stiles merkt man, daß seine sprachliche Ausdrucksfähigkeit nicht hinreicht, um die Größe und Gewalt dieses Eindruckes wiederzugeben. Aber gerade an dieser sprachlichen Hilflosigkeit, die wie das verzückte Stammeln eines Enthusiasten wirkt, läßt sich die Wucht dieses Erlebnisses nachempfinden. War es doch der höchste Traum unserer Jugendjahre in Linz, einmal statt der unzulänglichen Aufführungen in diesem Provinztheater eine vollendete Darstellung in der Wiener Hofoper zu erleben. Gewiß zielte Adolf mit dieser überschwenglichen Schilderung auch auf mein eigenes kunstbegeistertes Herz. Was konnte mir Wien verlockender erscheinen lassen als der begeisterte Nachhall solcher künstlerischen Eindrücke?

Schon am nächsten Tage, dem 8. Mai 1906, wird wieder an mich geschrieben, gewiß auffallend, daß mir Adolf innerhalb von zwei Tagen dreimal schreibt. Was ihn dazu trieb, wird aus dieser Karte ersichtlich, die eine Außenansicht der Wiener Hofoper wiedergibt.

Auf dieser Karte schreibt er:

„Es zieht mich doch wieder zurück nach meinem lieben Linz und Urfar. Will oder muß den Benkieser wiedersehen. Was er wohl macht, also ich komme Donnerstag um 3.55 in Linz an. Wenn du Zeit hast und darfst hole mich ab. Dein Freund Adolf Hitler. Einen Gruß an Deine werten Eltern!"

Das Wort „Urfar", in der Eile falsch geschrieben, ist unterstrichen, obwohl Adolfs Mutter damals noch in der Humboldtstraße, also gar nicht in Urfahr, wohnte. Selbstverständlich gilt diese Bemerkung Stefanie, ebenso wie das für diese vereinbarte Kennwort Benkieser. Der Satz „Will und muß den Benkieser wiedersehen" ist für Adolfs Ausdrucksweise und Charakter überaus typisch. Bezeichnend für seine Auffassung ist aber auch die Wendung: „Wenn du Zeit hast und darfst, hole mich ab." Er respektiert also, obwohl es ihm um eine dringende Angelegenheit geht, mein Gehorsamsverhältnis zu den Eltern.

Mehr als der doppelte Hinweis auf Stefanie und die angekündigte Rückkehr meines Freundes bewegte mich damals eine flüchtige über der Ansicht der Hofoper hingekritzelte Bemerkung: „Heute 7—V2I2 Tristan". Die Verbindung der auf der Karte dargestellten Hofoper, die mir noch unbekannt war, mit der Vorstellung, in diesem Prachtbau den geliebten „Tristan" zu sehen — viereinhalb Stunden, welches einmalige Glück! —, erweckte in mir die unbändige Sehnsucht, bald Gleiches erleben zu können.

Es ist mir leider unmöglich festzustellen, ob Adolf damals wirklich am darauffolgenden Donnerstag nach Linz zurückgekehrt ist oder ob er mit dieser Angabe nur seiner unstillbaren Sehnsucht nach Stefanie abhelfen wollte. Die Bemerkung in „Mein Kampf", wonach der erste Wiener Aufenthalt nur etwa vierzehn Tage gedauert habe, stimmt nicht. Tatsächlich weilte er rund vier Wochen in Wien, wie dies die Karte vom 6. Juni 1906 beweist. Diese Karte, die den Franzensring mit dem Parlament wiedergibt, hält sich an die übliche Form:

„Dir und deinen werten Eltern sende ich hiemit die herzlichsten Glückwünsche zu den Feiertagen mit vielen Grüßen

Hochachtungsvoll

Adolf Hitler"

Mit diesem von seinem ersten Aufenthalt in Wien gewonnenen Bilde, das von der Sehnsucht nach Stefanie verklärt wurde, ging Adolf in den kritischen Sommer des Jahres 1907. Was er in jenen Wochen durchlebte, glich in manchem der schweren Krise, die er zwei Jahre vorher durchgemacht hatte. Damals hatte er nach langem Bedenken endgültig mit der Schule abgerechnet

und damit Schluß gemacht, so bitter es seine Mutter schmerzte. Die schwere Erkrankung hatte ihm den Übergang erleichtert. Doch dieser Übergang führte lediglich in die „Hohlheit des gemächlichen Lebens”. Ohne Schule, ohne festes Berufsziel hatte er zwei Jahre hingebracht und, ohne selbst etwas zu verdienen, bei der Mutter gelebt. Keineswegs waren dies müßige Jahre. Ich kann es durch meinen täglichen Umgang mit Adolf bezeugen, wie intensiv mein Freund damals studiert und gearbeitet hat. Aber dieses Selbststudium ließ ebensowenig wie seine künstlerische Betätigung ein bestimmtes Ziel erkennen. Er fühlte selbst, daß es in dieser Art nicht mehr weitergehen konnte. Es mußte etwas geschehen, eine grundlegende Änderung, die seinem Ziel- und planlosen In-den-Tag-hinein-Leben eine klare Richtung gab.

Nach außen hin bekundete sich dieses Suchen nach einem neuen Wege in gefährlichen Depressionen. Ich kannte diese Gemütszustände meines Freundes, die in krassem Gegensatze zu seiner ekstatischen Hingabe und Aktivität standen, nur zu gut und wußte, daß ich ihm dabei nicht helfen konnte. Er war in solchen Stunden unzugänglich, verschlossen, fremd. Es kam vor, daß wir uns einen oder zwei Tage lang überhaupt nicht trafen. Ging ich dann in die Humboldtstraße, um ihn wiederzusehen, empfing mich seine Mutter mit großem Erstaunen: „Adolf ist fortgegangen”, erklärte sie, „er muß ja ohnedies auf der Suche nach Ihnen sein.” Tatsächlich wanderte Adolf damals, wie er mir erzählte, tagelang, nächtelang allein und einsam durch die Fluren und Wälder in der Umgebung der Stadt. Wenn ich ihn dann wiederfand, war er sichtlich erleichtert, mich um sich zu wissen. Fragte ich aber, was er denn habe, so bekam ich zur Antwort: „Laß mich in Ruh” oder ein barsches „das weiß ich selber nicht”. Wenn ich dann weiter in ihn drang, fühlte er wohl meine Anteilnahme und sagte dann, milder gestimmt: „Schon gut, Gustl, aber helfen kannst du mir auch nicht.”

Dieser zwiespältige Zustand dauerte mehrere Wochen lang. An einem schönen Sommerabend jedoch, als wir nach dem Bummel noch über die obere Donaulände gingen, löste sich allmählich der Bann. Adolf begann wieder in vertrauter Form zu sprechen. Am Bootshause „Ister” vorbei, stiegen wir über den Turmleitenweg zum Jägermayerwald hinauf. Es ist dies ein steiler, wenig begangener Waldweg, der in vielen Serpentinen zur Aussichtswarte führt. Ich kann mich noch genau dieser Stunde entsinnen. Wir hatten zuvor, wie gewöhnlich, Stefanie gesehen, die am Arme ihrer Mutter über die Landstraße gegangen war. Adolf stand noch völlig im Zauber ihrer Erscheinung. Auch wenn er in dieser Zeit fast jeden Tag Stefanie sah, hatte diese Begegnung niemals etwas Gewöhnliches für ihn. Während Stefanie sich durch die stumme, aber streng die Grenzen der Konvention wahrende Huldigung dieses blassen, schmächtigen Jünglings wahrscheinlich schon längst gelangweilt

fühlte, steigerte sich mein Freund von einer Begegnung zur anderen immer tiefer in seine Wunschträume hinein. Anderseits aber war er damals doch schon über jene romantischen Vorstellungen einer gemeinsamen Flucht oder eines Selbstmordes hinausgekommen. In beredten Worten schilderte er mir seinen Zustand. Tag und Nacht verfolge ihn das Bild der Geliebten. Er sei unfähig, etwas zu arbeiten, ja, er vermöge kaum mehr klar zu denken. Er fürchte, wahnsinnig zu werden, wenn dieser Zustand noch längere Zeit fortdauere, ein Zustand, den er von sich aus nicht zu ändern vermöchte, für den er aber auch nicht Stefanie verantwortlich machen könne. „Es gilbt nur eines”, rief er aus, „ich muß fort, weit fort von Stefanie.”

Auf dem Heimweg begann er mir seinen Entschluß genauer darzulegen. Die räumliche Trennung würde das Verhältnis zu Stefanie für ihn erträglicher machen, weil die Möglichkeit einer täglichen Begegnung fortfiele. Daß er dadurch Stefanie verlieren könnte, kam ihm nicht in den Sinn, so sehr war er davon überzeugt, sie für immer gewonnen zu haben. In Wirklichkeit war die Situation anders: Adolf empfand vielleicht schon, daß er, um Stefanie wirklich zu gewinnen, sie ansprechen oder sonst etwas Entscheidendes unternehmen müßte. Wahrscheinlich kam ihm selbst das abendliche Blickewechseln auf der Landstraße bereits etwas kindisch vor. Trotzdem fühlte er instinktiv, daß ein tatsächliches Bekanntwerden mit Stefanie seinen Lebenstraum jäh zerstören würde. Sagte er mir doch einmal: „Wenn ich mich Stefanie und der Mutter vorstelle, muß ich ihr sagen, was ich habe, bin und will. Meine Antwort würde sofort das Ende der Beziehungen herbeiführen.” Zwischen dieser noch im Unterbewußtsein schlummernden, nicht direkt ausgesprochenen, aber deutlich empfundenen Einsicht und der Erkenntnis, daß er sein Verhältnis zu Stefanie, wenn es nicht lächerlich wenden sollte, auf eine feste Basis stellen müßte, gab es nur einen einzigen Ausweg: die Flucht. Sogleich begann er seinen Plan in allen Einzelheiten auszumalen. Ich erhielt genaue Instruktionen, was ich Stefanie zu sagen hätte, wenn sie mich verwundert nach dem Verbleiben meines Freundes fragen würde. (Sie hat mich nie danach gefragt!) Adolf selbst aber sah ein, daß er Stefanie eine gesicherte Existenz bieten müßte, wenn er um ihre Hand anhalten wollte.

Doch dieses noch immer ungelöste und bei der Eigenart meines Freundes auch unlösbare Verhältnis zu Stefanie war nur ein Grund unter vielen, die ihn bewogen, von Linz fortzuziehen, allerdings der persönlichste und deshalb auch entscheidendste Grund, der immer wieder, wenn sich neue Hindernisse in den Weg stellten, in die Waagschale geworfen wurde, wohl auch deshalb, weil ich der einzige Mitwisser dieses Geheimnisses war und Adolf daher mit niemand anderem darüber reden konnte. Zugleich aber war es ihm darum zu tun, dem häuslichen Milieu zu entkommen. Der Gedanke, sich als junger

Mann von achtzehn Jahren von seiner Mutter weiterhin erhalten zu lassen, war ihm unerträglich geworden. Adolf stand hier in einem schmerzlichen Zwiespalt, an dem er, wie ich mich oftmals überzeugen konnte, geradezu körperlich litt. Einerseits liebte er seine Mutter über alles. Sie war der einzige Mensch auf Erden, dem er sich ganz zugehörig fühlte, ein Verhältnis, das von der Mutter mit gleicher Liebe erwidert wurde, so tief auch die Sorge war, die sie gerade wegen der von ihr erkannten ungewöhnlichen Anlagen ihres Sohnes empfand, die sie gelegentlich auch mit Stolz erfüllten, wie dies der Ausspruch beweist: „Er ist doch aus der Art gefallen." Anderseits aber fühlte sie sich noch immer verpflichtet, den Willen ihres verstorbenen Mannes zu erfüllen und Adolf auf eine gesicherte Berufsbahn zu bringen. Aber was galt bei der besonderen Eigenart ihres Sohnes als „gesichert"? Er hatte in der Schule versagt und die Absichten und Vorschläge der Mutter abgelehnt. Kunstmaler wollte er werden, hatte er ihr erklärt. Die Mutter konnte sich darunter nichts Befriedigendes vorstellen; denn in ihrem einfachen Wesen erschien alles, was mit Kunst und Künstlern zu tun hatte, als unsolid und leichtfertig. Adolf versuchte, ihre Meinung dadurch zu ändern, daß er ihr von der geplanten akademischen Ausbildung erzählte. Das klang schön besser. Schließlich war ja auch diese Akademie, von der Adolf mit zunehmender Begeisterung sprach, eine Art Schule. Vielleicht konnte er dort nachholen, was er in der Realschule versäumt hatte, dachte die Mutter. Ich habe bei diesen häuslichen Gesprächen immer wieder gestaunt, mit welcher Einfühlungsgabe und Geduld Adolf die Mutter von seiner künstlerischen Berufung zu überzeugen versuchte. Niemals wurde er dabei, wie sonst so oft, unwillig oder heftig. Manches Mal hat Frau Klara auch mir ihr Herz darüber ausgeschüttet. Ich war ja in ihren Augen gleichfalls ein künstlerisch veranlagter junger Mensch mit hohen Zielen. Weil ihr persönlich die Musik viel näher stand als die Zeichen- und Malversuche ihres eigenen Sohnes, fand sie nicht selten meine Ansichten überzeugender als die Adolfs, der mir für diese Hilfe sehr dankbar war. Aber es gab für Frau Klara einen entscheidenden Unterschied zwischen Adolf und mir: Ich hatte ein solides Handwerk ergriffen, meine Lehrzeit abgeschlossen und die Gesellenprüfung abgelegt. Wenn einmal das unsichere Lebensschifflein ins Schwanken geriet, hatte ich doch einen sicheren Hafen. Adolf aber steuerte völlig ins Ungewisse. Dieser Gedanke quälte die Mutter unausgesetzt. Trotzdem gelang es ihm, sie von der Notwendigkeit seines Entschlusses, auf die Akademie zu gehen und sich zum Kunstmaler auszubilden, zu überzeugen. Ich erinnere mich noch genau, wie glücklich Adolf darüber war. „Nun legt mir die Mutter nichts mehr in den Weg", erklärte er mir eines Tages. „Anfang September gehe ich endgültig nach Wien." Auch über die finanzielle Seite dieses Vorhabens hatte sich Adolf mit der Mutter ausgesprochen. Die Kosten

der Lebenshaltung sowie des Studiums sollten aus dem kleinen Erbteil gedeckt werden, das ihm nach dem Tode des Vaters zuerkannt worden war und vom Vormund gewissenhaft verwaltet wurde. Bei sparsamster Wirtschaftsführung hoffte Adolf, damit etwa ein Jahr auszukommen. Was weiterhin werden sollte, würde sich dann von selbst ergeben, meinte er. Vielleicht konnte er dann bereits durch den Verkauf von Zeichnungen und Bildern einiges dazuverdienen.

Gegen diesen Plan wandte sich vor allem sein Schwager Raubal, der von der begrenzten Perspektive eines kleinen Steuerbeamten aus unfähig war, die Gedanken Adolfs zu verstehen. Das sei verrücktes Zeug, erklärte er. Höchste Zeit, daß Adolf etwas Rechtschaffenes lerne. Raubal vermied zwar nach heftigen Auftritten, bei denen er, obwohl er weitaus älter war als Adolf, den kürzeren gezogen hatte, jede direkte Aussprache. Doch um so hartnäckiger versuchte er, die Mutter zu beeinflussen. Adolf befragte darüber meistens die „Kleine", wie er seine damals elfjährige Schwester nannte. Wenn Paula erzählte, daß Raubal bei der Mutter gewesen sei, bekam Adolf einen Wutanfall. „Dieser Pharisäer verleidet mir mein Elternhaus!" sagte er einmal wütend zu mir. Anscheinend hatte Raubal auch mit dem Vormund Fühlung genommen, denn eines Tages kam der biedere Bauer Mayrhofer, der aus Adolf am liebsten einen Bäcker gemacht hätte und bereits eine Lehrstelle für ihn gefunden hatte, von Leonding herein, um sich mit der Mutter zu besprechen. Adolf fürchtete, daß der Vormund letzten Endes die Mutter dazu bringen könnte, ihm die Herausgabe der Erbschaft zu verweigern. Damit wäre die geplante Übersiedlung nach Wien unmöglich geworden. Doch dazu kam es nicht, wenngleich die Entscheidung eine Weile lang auf des Messers Schneide stand. Am Schlüsse dieses zähen Ringens stand alles gegen Adolf. Sogar, wie es in Miethäusern üblich ist, die Hausparteien. Frau Klara hörte auf das mehr oder weniger gut gemeinte Gerede und wußte vor Sorge und Gram um Adolf oft nicht mehr aus und ein. Wie oft saß ich damals, als Adolf seine kritischen Depressionen hatte und allein durch die Wälder lief, bei Frau Klara in der kleinen Küche, hörte bewegten Herzens ihre Klage und versuchte mich in dem schwierigen Experiment, diese vergrämte Frau zu trösten, ohne meinem Freunde Unrecht zu tun, im Gegenteil, durch mein Eingreifen die Ausführung seines Entschlusses zu erleichtern. Ich konnte mich wohl in Adolf hineindenken. Wie leicht wäre es ihm bei seiner großen Lebensenergie gefallen, einfach zusammenzupacken und auf und davon zu gehen, hätte nicht die Rücksichtnahme auf die Mutter ihn daran gehindert. Die kleinbürgerliche Welt, in der er leben mußte, war ihm im tiefsten Herzen verhaßt geworden. Es kostete ihn Oberwindung, nach einsam in der Natur verbrachten Stunden wieder in diese enge, beschränkte Welt zurückzukehren. Alles in ihm kochte



Stefanie, die Jugendliebe Adolf Hitlers. Die Aufnahme stellt das Maturabild dar

Handschriftliches Gesuch Adolf Hitlers um Zuerkennung einer Waisenrente für sich und seine Schwester Paula

und gärte. Er war hart und unzugänglich. Ich hatte es in diesen Wochen nicht leicht mit ihm. Aber das gemeinsam gehütete Geheimnis um Stefanie band uns unzertrennlich aneinander. Der holde Zauber, der von ihr, der Unerreichbaren, ausging, besänftigte die stürmischen Wogen. So blieb alles, obwohl für Adolf die Entscheidung längst gefallen war, durch die leichte Beeinflußbarkeit der Mutter noch lange im unklaren.

Doch auf der anderen Seite lockte Wien. Tausend Möglichkeiten barg diese Stadt für einen jungen, aufgeschlossenen Menschen, wie Adolf es war, Möglichkeiten, die ebenso zu den höchsten Gipfeln des Daseins führen konnten wie in die düstersten Abgründe des Verlorenseins. Eine herrliche und zugleich grausame, alles versprechende und alles verweigernde Stadt war dieses Wien. Sie forderte von jedem, der sich ihr verschrieb, den höchsten Einsatz. Das war es, was Adolf wollte.

Ohne Zweifel stand ihm dabei das Vorbild seines Vaters vor Augen. Was wäre aus ihm geworden, wenn er nicht nach Wien gekommen wäre? Ein armer, ausgemergelter Flickschuster irgendwo im ärmsten Waldviertel. Und was hatte Wien aus diesem armen, elternlosen Schustergesellen gemacht!

Seit dem ersten Aufenthalt in Wien während des Frühsommers 1906 hatten diese noch sehr vagen Vorstellungen konkrete Gestalt angenommen. Wer sein Leben der Kunst geweiht hatte, konnte nur in Wien seine Fähigkeiten entfalten; denn in dieser Stadt konzentrierten sich die vollkommensten Leistungen auf allen Gebieten der Kunst.

Adolf hatte bei seinem ersten vorübergehenden Besuche in Wien die Hofoper besucht und dort den „Fliegenden Holländer”, den „Tristan”, den „Lohengrin” gesehen. An diesem Maßstabe gemessen, versanken die Aufführungen des Linzer Landestheaters in provinzielle Unzulänglichkeit. In Wien wartete das Burgtheater mit seinen klassischen Inszenierungen auf den begeisterten jungen Menschen. Dort gaben die Wiener Philharmoniker ihre Konzerte, jenes Orchester, das damals mit Recht als das beste der Welt angesehen wurde. Dazu die Museen mit ihren unermeßlichen Schätzen, die Bildergalerien, die große Hofbibliothek, unerhörte Möglichkeiten, sich selbst zu bereichern und fortzubilden.

Linz hatte Adolf nicht mehr viel zu bieten. Was an dieser Stadt baulich zu verändern war, hatte er bereits auf seine Weise umgebaut. Es gab keine großen, lockenden Aufgaben mehr für ihn. Über einzelne Veränderungen im Stadtbild, etwa den Neubau der Bank für Oberösterreich und Salzburg auf dem Hauptplatz und den geplanten Neubau des Landestheaters, konnte er sich von mir berichten lassen. Aber er wollte nun Größeres vor Augen haben, die prunkvollen Bauten der Wiener Innenstadt — die großzügige, wahrhaft kaiserliche Anlage der Ringstraße statt der bürgerlich beschränkten Landstraße in Linz. Dazu kam, daß sein wachsendes Interesse für Politik in

Linz kein Betätigungsfeld finden konnte. In dieser grundkonservativen „Bauernstadt” verlief das politische Leben in ruhigen Bahnen. Es geschah einfach gar nichts, was einen jungen Menschen politisch interessieren konnte. Es gab keine Spannungen, keine Konflikte, keine Unruhen. Aus dieser absoluten Windstille in das Zentrum des Sturmes vorzurücken, trug alle Kennzeichen des großen Abenteuers an sich. In Wien ballten sich die Energien des Donaustaates zusammen. Dreizehn Nationen kämpften dort um ihre nationale Existenz und Freiheit. Dieser Nationalitätenkampf erzeugte eine geradezu vulkanische Atmosphäre. Sich mitten in diese hineinzustellen, unmittelbar Anteil zu nehmen an diesem Ringen, sich an dem Kampf aller gegen alle zu beteiligen — wie mußte das ein junges Herz bewegen!

Endlich war es soweit. Adolf kam freudestrahlend zu mir in die Werkstätte. Wir hatten gerade damals alle Hände voll zu tun, weil der Vater Auftrag erhalten hatte, für eine neu errichtete Heilstätte Matratzen anzufertigen. „Morgen fahr ich!” erklärte er mir kurz. Er bat mich, ihn, wenn möglich, auf den Bahnhof zu begleiten, denn er wolle nicht haben, daß die Mutter dorthin mitkäme. Ich wußte, wie peinlich es Adolf wäre, vor anderen Leuten von der Mutter Abschied nehmen zu müssen. Nichts verabscheute er mehr als eine öffentliche Preisgabe von Gefühlen. Ich versprach ihm mitzukommen und ihm beim Transport des Koffers behilflich zu sein.

Anderntags zur vereinbarten Stunde machte ich mich frei und ging in die Blütengasse, um meinen Freund abzuholen. Adolf hatte schon alles bereitgemacht. Ich nahm den Koffer, der ziemlich schwer war, weil Adolf sich von seinen Lieblingsbüchern nicht trennen konnte, und ging rasch fort, um nicht Zeuge des Abschieds sein zu müssen. Aber es ließ sich doch nicht ganz vermeiden. Die Mutter weinte, die kleine Paula, um die sich Adolf sehr wenig gekümmert hatte, schluchzte herzzerreißend. Als mich Adolf dann auf der Stiege einholte und nach dem Koffer griff, um mir zu helfen, sah ich, daß auch er nasse Augen hatte. Mit der Tramway fuhren wir zum Bahnhof. Es kam kein richtiges Gespräch mehr zustande. Wie es oftmals ist, wenn man Gefühle verbergen muß, sprachen wir nur über belanglose Dinge. Der Abschied von Adolf ging mir sehr zu Herzen. Ich erinnere mich noch, wie elend mir zumute war, als ich dann allein nach Hause gehen mußte. Gut, daß in der Werkstätte so viel Arbeit auf mich wartete.

Leider ist die Korrespondenz, die ich damals mit Adolf führte, verlorengegangen. Ich weiß nur, daß ich mehrere Wochen von ihm ohne Nachricht blieb. Aber gerade damals empfand ich besonders deutlich, was er für mich bedeutete. Andere junge Menschen gleichen Alters interessierten mich nicht. Ich wußte im vorhinein, daß ich da nur Enttäuschungen erleben würde. Was interessierte denn diese Jungen anderes als seichtes,

oberflächliches Tun und Treiben! Adolf war viel ernster, reifer als die meisten Menschen seines Alters. Seine Interessen waren vielseitiger und seine leidenschaftliche Anteilnahme hatte auch mich mitgerissen. Ich kam mir jetzt sehr verlassen vor und fühlte mich todunglücklich. Um mich von diesem bitteren Gefühle zu befreien, ging ich nach Urfahr in die Blütengasse zu Frau Klara. Wenn ich mit jemandem, der mit so großer Liebe an Adolf hing, sprechen konnte, würde mir gleich leichter um das Herz werden. Vermutlich hatte Adolf bereits seiner Mutter geschrieben, denn es waren immerhin schon vierzehn Tage seit seiner Abreise vergangen. Dann konnte ich seine Adresse bekommen und ihm auftragsgemäß berichten, was inzwischen geschehen war. An sich war es nicht viel. Aber für Adolf war jede Geringfügigkeit wichtig. Ich hatte Stefanie am Schmiedtoreck gesehen. Sie war tatsächlich verwundert, als sie mich allein dort stehen sah, denn so weit war sie doch über uns beide im Bilde, um zu wissen, daß ich in dieser Liebessache nur eine Nebenfigur war. Die Hauptperson aber fehlte. Das befremdete sie. Wie sollte sie sich das erklären? War Adolf auch nur ein stummer Bewunderer, so war er doch zäher und ausdauernder als alle anderen. Sie wollte diesen treuen Verehrer nicht missen. Ihr fragender Blick hatte mich so unvermittelt getroffen, daß ich nahe daran gewesen war, sie anzusprechen. Aber einerseits war Stefanie nicht allein, sondern wurde, wie immer, von ihrer Mutter begleitet, anderseits hatte mir mein Freund ausdrücklich befohlen, so lange zu warten, bis Stefanie mich selbst fragen würde. Sicherlich käme sie, sobald sie sich von seiner dauernden Abwesenheit überzeugt hätte, bei nächstbester Gelegenheit allein über die Brücke gerannt, um mich mit stürmischen Worten zu beschwören, was denn mit meinem Freunde geschehen sei. Es konnte ihm ja etwas zugestoßen sein, vielleicht war er wieder krank, wie damals vor zwei Jahren, oder gar schon gestorben. Unausdenkbar! Immerhin hatte ich, auch wenn diese Aussprache vorerst noch unterblieben war, Stoff genug, um vier Seiten eines Briefes zu füllen. Aber was war nur mit Adolf los? Keine Zeile kam von ihm. Frau Klara öffnete mir und begrüßte mich herzlich. Ich merkte ihr an, daß sie schon sehnsüchtig auf mich gewartet hatte. „Haben Sie Nachricht von Adolf?" fragte sie mich unter der Türe. Er hatte also auch der Mutter noch nicht geschrieben. Das beunruhigte mich sehr. Es mußte etwas Ungewöhnliches geschehen sein. Vielleicht war in Wien doch nicht alles nach seinem Wunsche gegangen?

Frau Klara bot mir einen Stuhl an. Ich sah, wie wohl es ihr tat, mir ihr Herz ausschütten zu können. Ach, die alte Klage, die ich schon Wort für Wort auswendig kannte! Aber geduldig hörte ich zu: „Wenn er in der Realschule ordentlich gelernt hätte, könnte er jetzt schon bald seine Matura machen. Aber er läßt sich ja nichts sagen." Wörtlich setzte sie hinzu: „Er ist der gleiche Dickschädel wie sein Vater." — „Was soll diese überstürzte Fahrt nach Wien?

Anstatt das kleine Erbteil zusammenzuhalten, wird es leichtfertig vertan. Und was dann? Mit der Malerei, das wird nichts. Und auch das Geschichtenschreiben trägt nichts ein. Ich kann ihm dann auch nicht helfen. Ich hab' ja noch die Kleine. Sie wissen selbst, was für ein schwächliches Kind sie ist. Und doch soll sie etwas Ordentliches lernen. Aber daran denkt Adolf nicht. Der geht seinen Weg weiter, als wäre er allein auf der Welt. Ich werde es nicht mehr erleben, daß er sich eine selbständige Existenz schafft..."

Frau Klara kam mir bekümmerter vor als sonst. Tiefe Furchen standen in ihrem Antlitz. Die Augen waren verschleiert, die Stimme klang müde und resigniert. Ich hatte den Eindruck, daß sie sich jetzt, da Adolf nicht mehr bei ihr war, völlig gehen ließ und älter, kränklicher aussah als sonst. Gewiß hatte sie, um ihrem Sohne den Abschied leichter zu machen, diesem verschwiegen, wie es um sie stand. Vielleicht hatte auch das impulsive Wesen Adolfs ihre eigene Lebenskraft wach erhalten. Nun aber, da sie allein war, erschien sie mir als eine alte, kranke Frau.

Was die folgenden Wochen brachten, habe ich leider vergessen. Adolf hatte mir kurz seine Adresse mitgeteilt. Er wohnte im sechsten Bezirk in der Stumpergasse 29, zweite Stiege, zweiter Stock, Tür 17, bei einer Frau mit dem merkwürdigen Namen Zakreys. Das war alles, was er mir schrieb. Aber ich ahnte, daß sich hinter diesem hartnäckigen Schweigen mehr verbarg, als er sich anmerken ließ; denn ich wußte, wenn Adolf schwieg, bedeutete das meistens nur, daß er zu stolz war, um darüber zu sprechen.

Ich halte mich daher bei der Schilderung des zweiten Aufenthaltes in Wien an das, was Adolf selbst darüber in seinem Buche berichtet hat, ein Bericht, der sich übereinstimmenden Urteilen nach mit der Wahrheit völlig deckt:

„... war ich nach Wien gefahren, um die Aufnahmeprüfung in die Akademie zu machen. Ausgerüstet mit einem dicken Pack von Zeichnungen, hatte ich mich damals auf den Weg gemacht, überzeugt, die Prüfung spielend leicht bestehen zu können. In der Realschule war ich schon weitaus der beste Zeichner meiner Klasse gewesen; seitdem war meine Fähigkeit noch ganz außerordentlich weiter entwickelt worden, so daß meine eigene Zufriedenheit mich stolz und glücklich das Beste hoffen ließ...

Nun also war ich zum zweiten Male in der schönen Stadt und wartete mit brennender Ungeduld, aber auch stolzer Zuversicht auf das Ergebnis meiner Aufnahmeprüfung. Ich war vom Erfolge so überzeugt, daß die mir verkündete Ablehnung mich wie ein jäher Schlag aus heiterem Himmel traf. Und doch war es so. Als ich mich dem Rektor vorstellen ließ und die Bitte um Erklärung der Gründe wegen meiner Nichtaufnahme in die allgemeine Malerschule der Akademie vorbrachte, versicherte mir der Herr, daß aus meinen mitgebrachten Zeichnungen einwandfrei meine Nichteignung zum Maler hervorgehe,

sondern meine Fähigkeit doch ersichtlich auf dem Gebiete der Architektur liege; für mich käme niemals die Malerschule, sondern nur die Architektenschule der Akademie in Frage. Daß ich bisher weder eine Bauschule besucht noch sonst einen Unterricht in Architektur erhalten hatte, konnte man zunächst gar nicht verstehen.

Geschlagen verließ ich den Hansenschen Prachtbau am Schillerplatz, zum ersten Male in meinem jungen Leben uneins mit mir selber. Denn was ich über meine Fähigkeit gehört hatte, schien mir nun auf einmal wie ein greller Blitz einen Zwiespalt aufzudecken, unter dem ich schon längst gelitten hatte, ohne bisher mir eine klare Rechenschaft über das Warum und Weshalb geben zu können.

In wenigen Tagen wußte ich nun auch selber, daß ich einst Baumeister werden würde.

Freilich war der Weg unerhört schwer; denn was ich bisher aus Trotz in der Realschule versäumt hatte, sollte sich nun bitter rächen. Der Besuch der Architekturschule der Akademie war abhängig vom Besuch der Bauschule der Technik, und den Eintritt in diese bedingte eine vorher abgelegte Matura an einer Mittelschule. Dieses alles fehlte mir vollständig. Nach menschlichem Ermessen also war eine Erfüllung meines Künstlertraumes nicht mehr möglich.”

Er war auf der Akademie abgewiesen worden, war gescheitert, noch ehe er in Wien richtig Fuß gefaßt hatte. Nichts Furchtbareres hätte ihm geschehen können. Aber er war zu stolz, um darüber zu sprechen. So verschwieg er mir, was sich ereignet hatte. Er verschwieg es auch seiner Mutter. Als wir uns später wiedersahen, war er über diese harte Entscheidung schon einigermaßen hinweggekommen. Er sprach kein Wort mehr davon. Ich achtete sein Schweigen und befragte ihn nicht darüber, weil ich wohl ahnte, daß da etwas nicht nach seinem Willen gegangen wäre. Erst im nächsten Jahre, als wir gemeinsam in Wien waren, enthüllten sich mir allmählich diese Zusammenhänge.

Adolfs Begabung für Architektur war so offensichtlich, daß sie eine Ausnahme gerechtfertigt hätte — wie viele wesentlich unbegabtere Schüler konnte man auf der Akademie treffen! Diese Entscheidung war also ebenso einseitig und bürokratisch wie ungerecht. Typisch aber ist Adolfs Reaktion auf diese für ihn beschämende Behandlung. Kein Versuch, eine Ausnahmestellung zu erreichen, keine Demütigung vor Menschen, die ihn nicht verstanden, aber auch kein Aufbegehren, keine Auflehnung, vielmehr eine radikale Wendung nach innen, ein trotziger Entschluß, selbst mit diesem schweren Schicksalsschlag fertig zu werden, ein erbittertes „Nun erst recht!”, das er für sich den Herren am Schillerplatz entgegenschleuderte, so wie er

zwei Jahre früher mit seinen Lehrern abgerechnet hatte. Was das Leben an Enttäuschungen an ihn herantrug, wurde für ihn nur ein Ansporn, allen Widerständen zu trotzen, den eingeschlagenen Weg nun erst recht fortzusetzen.

In dem Buche „Mein Kampf” steht der Satz: „Indem mich die Göttin der Not in ihre Arme nahm und mich oft zu zerbrechen drohte, wuchs der Wille zum Widerstand, und endlich blieb der Wille Sieger.”

TOD DER MUTTER

Ich erinnere mich, daß Adolfs Mutter schon zu Beginn des Jahres 1907 eine schwere Operation durchzumachen hatte. Sie lag damals im Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern in der Herrenstraße, wo er sie täglich besuchte. Die Operation führte der damalige Primararzt Dr. Urban durch. Um welche Erkrankung es sich handelte, ist mir nicht mehr genau in Erinnerung geblieben, vermutlich um Brustkrebs. Frau Klara erholte sich zwar soweit, daß sie wieder ihren Haushalt führen konnte, doch war sie nach wie vor sehr schwach und hinfällig und mußte immer wieder das Bett hüten. Doch einige Wochen, nachdem Adolf nach Wien gezogen war, schien es ihr wieder besser zu gehen, denn ich traf sie zu meinem Erstaunen eines Vormittags zufällig auf der Promenade, wo damals noch der Markt abgehalten wurde und die Bäuerinnen aus der Umgebung der Stadt Eier, Butter, Gemüse verkauften. „Dem Adolf geht es gut”, erzählte sie mir freudig, „wenn ich nur wüßt, auf was er überhaupt studiert. Leider schreibt er nichts darüber. Aber es läßt sich denken, daß er viel zu tun hat.” Das war eine gute Nachricht, die auch mir Freude machte, denn Adolf hatte mir nichts über seine Tätigkeit in Wien geschrieben. Unsere Korrespondenz drehte sich in der Hauptsache um „Benkieser”, das hieß um Stefanie. Doch davon durfte die Mutter nichts erfahren. Ich fragte Frau Klara noch, wie es ihr gehe. Es gehe ihr leider gar nicht gut, erklärte sie. Sie habe sehr starke Schmerzen und könne nachts oft nicht mehr schlafen. Aber ich möge Adolf nichts davon schreiben. Vielleicht würde sich ihr Zustand wieder bessern. Beim Abschied lud sie mich ein, sie bald zu besuchen.

In der Werkstätte gab es damals viel zu tun. Noch nie war das Geschäft so gut gegangen wie in diesem Jahr. Auftrag über Auftrag kam. Für einen neuerrichteten Trakt der Frauenklinik hatten wir fünfzig komplette Betten zu liefern. Trotz der starken Arbeitsbelastung benützte ich jede freie Stunde für meine musikalische Fortbildung. Sowohl im Streichorchester des Musikvereines wie im großen Symphonieorchester war ich als Bratschist tätig. So gingen die Wochen dahin, und ich glaube, es war schon spät im November, als ich endlich dazu kam, Frau Hitler zu besuchen. Ich erschrak, als ich sie wiedersah. Wie welk und verfallen sah dieses liebe, gütige Antlitz aus. Sie streckte mir aus dem Bette die schmale, blasse Hand entgegen. Die kleine Paula schob mir einen Stuhl an das Bett. Sie begann sogleich von Adolf zu

sprechen und war glücklich über den zuversichtlichen Ton seiner Briefe. Ich fragte sie, ob sie ihn über ihre Krankheit unterrichtet hätte. Falls es ihr Mühe mache, Adolf zu schreiben, wolle ich es tun. Doch da wehrte sie sogleich entschieden ab. Wenn sich ihr Zustand nicht bessern würde, erklärte sie, bliebe ihr wohl nichts anderes übrig, als Adolf aus Wien zurückzurufen. Freilich täte es ihr leid, ihn mitten aus seiner anstrengenden Beschäftigung herauszureißen, aber was solle sie tun? Die Kleine müßte täglich zur Schule gehen, Angela habe genug eigene Sorgen (sie erwartete damals ihr zweites Kind), und mit ihrem Schwiegersohn Raubal könne sie schon gar nicht rechnen. Seit sie Adolf vor ihm in Schutz genommen und seinen Entschluß, nach Wien zu gehen, verteidigt habe, wäre Raubal verstimmt und ließe sich nicht mehr sehen. Er halte auch Angela, seine Frau, ab, sich um ihre Pflege zu kümmern. So blieb ihr wohl nichts übrig, als ins Spital zu gehen, wie ihr der Arzt geraten habe. Hausarzt der Familie Hitler war der allseits beliebte Doktor Bloch, den man in der Stadt den „Armeleutedoktor” nannte, ein hervorragender Fachmann und ein herzensguter Mensch, der sich für seine Kranken aufopferte. Wenn Doktor Bloch Frau Hitler riet, ins Spital zu gehen, mußte es doch sehr ernst um sie stehen. Ich fragte mich, ob es nicht doch meine Pflicht wäre, Adolf zu benachrichtigen. Frau Klara sagte mir, wie furchtbar es für sie sei, daß Adolf so weit von ihr fort wäre. Noch niemals hatte ich so deutlich wie bei diesem Besuch empfunden, wie sehr sie an ihrem Sohne hing. Was noch an Kraft und Leben in ihr war, galt der Sorge um ihn. Vielleicht ahnte sie in diesen Leidenswochen, da sie sich nächtelang mit den Gedanken an ihn abquälte, daß ihm auf Grund seiner besonderen Anlagen ein ungewöhnliches Schicksal bevorstand. Schließlich versprach sie mir, Adolf von ihrem Befinden zu verständigen. Als ich mich an diesem Abend von Frau Klara verabschiedete, war ich sehr unzufrieden mit mir selbst. Gab es denn keinen Weg, um dieser armen Frau zu helfen? Ich wußte doch, wie Adolf an seiner Mutter hing. Es mußte doch etwas geschehen. Die kleine Paula war ja zu verzagt, zu ungeschickt, wenn die Mutter wirklich Hilfe brauchte. Daheim angekommen, sprach ich mit meiner Mutter. Sogleich erklärte sie sich bereit, dann und wann bei Frau Hitler Nachschau zu halten, obwohl sie sie gar nicht kannte. Doch diesem Entschluß widersprach mein Vater, der es in seiner genauen, überkorrekten Art ungehörig fand, unaufgefordert seine Dienste anzubieten. Nach einigen Tagen ging ich wieder zu Frau Klara. Ich fand sie außer Bett, in der Küche beschäftigt. Sie fühlte sich etwas wohler, und so tat es ihr sogleich leid, daß sie Adolf über ihre Krankheit unterrichtet hatte. An diesem Abend saß ich lange bei ihr. Frau Klara war heute gesprächiger als sonst und begann mir ganz gegen ihre Art von ihrem eigenen Leben zu erzählen. Manches verstand ich, manches ahnte ich, auch wenn das meiste

unausgesprochen blieb, offenbarte sich doch mir, dem damals Neunzehnjährigen, der dem Leben noch so zuversichtlich und erwartungsvoll entgegenblickte, ein schweres Lebensschicksal. —

Doch in der Werkstätte drängte die Arbeit. Der Termin für die Lieferung der bestellten Betten war nahe und mußte unbedingt eingehalten werden. Der Vater kannte keine Nachsicht. Auch was meine künstlerischen Ambitionen betraf, hieß es nur: erst die Arbeit — dann die Musik. Da außerdem eine große Aufführung bevorstand, gab es eine Orchesterprobe nach der anderen. Ich wußte manches Mal wirklich nicht, wie ich mit meiner Zeit auskommen sollte. Da stand eines Vormittags, eben als ich voll Eifer die Matratzen füllte, Adolf in der Werkstätte. Elend sah er aus. Sein Gesicht war von einer fast durchsichtigen Blässe, die Augen waren trübe, die Stimme klang rauh. Aber ich spürte, welcher Ansturm jähen Schmerzes sich hinter dieser eisigen Haltung verbarg. Er machte den Eindruck, als müßte er gegen ein widriges Schicksal ankämpfen.

Kaum ein Gruß, keine Frage nach Stefanie, kein Wort über das, was er in Wien erlebt hatte.

„Unheilbar, sagt der Arzt”, dies war alles, was Adolf hervorbrachte. Ich erschrak über diese eindeutige Diagnose. Wahrscheinlich war er von Doktor Bloch über den Zustand seiner Mutter informiert worden. Vielleicht hatte er noch einen anderen Arzt zu Rate gezogen. Aber er konnte sich mit diesem harten Urteil nicht abfinden.

Feuer kam in seine Augen. Zorn blitzte auf. „Unheilbar — was heißt das?” stieß er hervor. „Nicht, daß das Leiden unheilbar ist, sondern nur, daß die Ärzte es nicht zu heilen vermögen. Meine Mutter ist doch noch gar nicht alt. Siebenundvierzig Jahre ist doch kein Alter, in dem man unbedingt sterben muß. Aber so oft die Ärzte mit ihrer Weisheit zu Ende sind, heißt es sogleich unheilbar. Vielleicht wenn meine Mutter in einer späteren, fortschrittlicheren Epoche leben würde und an der gleichen Krankheit zu leiden hätte, könnte man sie heilen.”

Ich kannte die Eigenart meines Freundes, alles, was ihm im Leben begegnete, zum Problem zu machen. Doch niemals hatte er noch mit solcher Bitterkeit, solch leidenschaftlicher Beteiligung gesprochen wie jetzt. Es kam mir plötzlich vor, als stünde Adolf, blaß, erregt, bis ins Innerste aufgewühlt, unmittelbar dem Tode gegenüber, der hart und grausam sein Opfer begehrte, und müßte mit ihm diskutieren und Abrechnung halten.

Ich fragte Adolf, ob er meine Hilfe benötige. Er überhörte die Frage, so sehr beschäftigte ihn diese Auseinandersetzung. Dann brach er plötzlich das Gespräch ab und erklärte mit nüchterner, sachlicher Stimme: „Ich bleibe in Linz, um meiner Mutter die Hauswirtschaft zu führen.” — „Kannst du denn das?” fragte ich. „Man kann alles, wenn es sein muß.” Damit war das

Gespräch zu Ende. Ich begleitete Adolf noch vor das Haus. Bestimmt wird er sich jetzt nach Stefanie erkundigen, dachte ich, vielleicht wollte er in der Werkstätte nicht danach fragen. Ich wäre sehr froh darüber gewesen, denn ich hatte meine Beobachtungen gewissenhaft durchgeführt und konnte, auch wenn die erwartete Aussprache unterblieben war, doch manches von ihr erzählen. Außerdem hoffte ich, daß Adolf in seiner furchtbaren seelischen Bedrängnis im Gedanken an Stefanie Trost finden würde. Gewiß war es auch so. Sicherlich bedeutete ihm Stefanie gerade in diesen schweren Wochen mehr als je zuvor. Doch er drängte jedes Wort über sie in sein Herz zurück, so sehr stand die Sorge um die Mutter im Vordergrund seines Denkens und Tuns.

Ich kann den Zeitpunkt, an dem Adolf aus Wien zurückkehrte, in meiner Erinnerung nicht mehr genau bestimmen. Vielleicht war es einer der letzten Tage im November, vielleicht hatte schon der Dezember begonnen. Aber die Wochen, die nun folgten, werden mir unauslöschlich in Erinnerung bleiben. In gewissem Sinne waren es die schönsten, innigsten Wochen unserer Freundschaft. Wie sehr mich diese Tage bewegten, entnehme ich allein schon der Tatsache, daß mir an keinem anderen zeitlichen Abschnitt meines Zusammenseins mit meinem Freund so viele Einzelheiten im Gedächtnis geblieben sind. Er war wie verwandelt. Ich hatte bisher geglaubt, ihn gründlich und von allen Seiten zu kennen. Schließlich hatten wir bereits über drei Jahre in einer engen, jede andere Verbindung ausschließenden Freundschaft gelebt, in der nichts verborgen geblieben war. Doch in diesen Wochen kam es mir vor, als wäre mein Freund mit einem Male ein ganz anderer Mensch geworden.

Nichts mehr von den Fragen und Ideen, die ihn sonst so heftig bewegt hatten. Ausgelöscht alle Gedanken an Politik! Selbst von seinen künstlerischen Interessen war kaum etwas zu spüren. Er war nichts mehr als der getreue, hilfsbereite Sohn seiner Mutter.

Ich hatte die Mitteilung Adolfs, er würde nunmehr den Haushalt in der Blütenstraße übernehmen, nicht sehr ernst genommen. Ich wußte ja, wie geringschätzig Adolf von diesen an sich zwar notwendigen, aber durchaus öden und eintönigen Beschäftigungen dachte. Also war ich auch bezüglich dieses Vorsatzes skeptisch und dachte mir, es würde bei einigen Versuchen bleiben.

Aber ich hatte mich gründlich geirrt. Ich kannte Adolf eben von dieser Seite her zu wenig und hatte nicht in Betracht gezogen, daß ihn die grenzenlose Liebe zu seiner Mutter befähigte, selbst diese ungewohnten und von ihm bisher geringgeschätzten häuslichen Verrichtungen so gut auszuführen, daß ihn die Mutter nicht genug loben konnte. So traf ich eines Tages, als ich in die Blütenstraße kam, Adolf am Boden kniend an. Er hatte eine blaue Arbeitsschürze vorgebunden und rieb den schon lange nicht aufgewaschenen

Küchenboden. Ich war wirklich maßlos erstaunt und muß ein sehr betroffenes Gesicht gemacht haben, denn Frau Klara lächelte inmitten ihrer Schmerzen glücklich und meinte, zu mir gewandt: „Da schaun Sie aber, gell, was der Adolf alles kann!” Ich bemerkte jetzt, daß Adolf auch die Wohnungseinrichtung umgestellt hatte. Das Bett der Mutter stand jetzt in der Küche, weil diese tagsüber geheizt wurde, so daß die Kranke stets warm hatte. Die Küchenkredenz hatte Adolf ins Wohnzimmer geschoben und auf den dadurch freigewordenen Platz die Ottomane hingerückt, auf der er schlief. So konnte er auch nachts immer in der Nähe der Mutter sein. Die Kleine schlief im Wohnzimmer. Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, wie es ihm mit dem Kochen ginge. „Sobald ich mit dem Reiben fertig bin, kannst du es sehen”, meinte Adolf. Aber Frau Klara kam meinem Urteil zuvor. Jeden Morgen bespreche sie mit Adolf, was mittags gekocht werden solle, erklärte sie mir. Er lasse es sich nicht nehmen, immer ihre Lieblingsgerichte auszuwählen. Es schmecke ihr herrlich, behauptete Frau Klara, sie habe schon lange nicht mehr mit solchem Appetit gegessen, wie seit den Tagen, da Adolf bei ihr wäre.

Ich blickte auf Frau Klara hin, die sich im Bette aufgerichtet hatte. Im Eifer des Sprechens hatten sich ihre sonst so bleichen Wangen ein wenig gerötet. Die Freude über die Rückkehr des Sohnes und seine hingebende Sorge um sie verklärten das ernste, abgehärmte Antlitz. Doch hinter dieser mütterlichen Freude standen die untrüglichen Zeichen des Leides. Die tiefen Furchen um den schmalgewordenen Mund, die in tiefen Höhlen liegenden Augen verrieten, wie richtig die Diagnose des Arztes war.

Eigentlich hätte ich wissen können, daß mein Freund auch in dieser für ihn gewiß ungewöhnlichen Aufgabe nicht versagen würde, denn was er machte, machte er ganz. Angesichts des Ernstes, mit dem er die Führung des Haushaltes übernahm, blieb mir jede spöttische Bemerkung im Halse stecken, so komisch auch Adolf, der doch so viel auf peinlich genaue, adrette Kleidung hielt, in seinem groben Arbeitsgewande mit der umgebundenen Schürze aussah. Ich brachte nicht einmal ein anerkennendes Wort über die Lippen, so sehr berührte mich seine veränderte Haltung, denn ich wußte wohl, wieviel Selbstüberwindung ihm die Durchführung dieser Arbeiten kostete.

Der Zustand der Mutter war recht wechselnd. Die Anwesenheit ihres Sohnes war jedenfalls von gutem Einfluß auf ihr Allgemeinbefinden, er erhellte auch ihr verdüstertes Gemüt. In den Nachmittagsstunden war sie sogar manches Mal außerhalb des Bettes und saß im bequemen Lehnstuhl in der Küche. Adolf las ihr jeden Wunsch von den Augen ab und war auf das zärtlichste um sie bemüht. Ich hatte diese sich so liebevoll einfühlende Zärtlichkeit noch niemals an ihm entdeckt. Ich glaubte, meinen Augen und Ohren nicht trauen zu können. Kein schroffes Wort mehr, keine unwillige

Äußerung, kein heftiges Hervorkehren des eigenen Standpunktes. Er hatte sich in diesen Wochen völlig selbst vergessen und lebte nur in der aufopfernden Sorge um die Mutter. Wenngleich Adolf, wie Frau Klara immer wieder behauptete, viele Eigenschaften seines Vaters geerbt hatte, habe ich gerade in diesen entscheidenden Wochen deutlich empfunden, wie ähnlich er im Innersten seines Wesens der Mutter war. Gewiß mochte dazu auch der äußere Umstand beigetragen haben, daß er die letzten vier Jahre allein mit der Mutter verbracht hatte. Doch darüber hinaus offenbarte sich mir eine einzigartige seelische Harmonie zwischen Mutter und Sohn, wie ich eine solche nie mehr in meinem Leben angetroffen habe.

Alles Trennende blieb weit zurück. Niemals sprach Adolf von der Enttäuschung, die ihm in Wien widerfahren war. Überhaupt schienen in dieser Zeit alle Sorgen um das Künftige ausgelöscht zu sein. Eine Atmosphäre gelöster, fast heiterer Zufriedenheit lag um die vom Tode Gezeichnete.

Auch Adolf schien alles, was ihn selbst bedrängte, vergessen zu haben. Nur ein einziges Mal, so erinnere ich mich, begleitete er mich, als ich mich von Frau Klara verabschiedet hatte, an die Türe und fragte mich, ob ich Stefanie gesehen habe. Doch es lag jetzt ein anderer Ton in dieser Frage. Nicht mehr die Ungeduld des stürmisch Liebenden, sondern die heimliche Angst eines jungen Menschen, der fürchtet, daß ihm das Schicksal auch noch das Letzte nehmen könnte, das ihm im Leben teuer war. Ich spürte aus dieser hastig hervorgestoßenen Frage, wieviel dieses Mädchen gerade in diesen für ihn so schweren Tagen ihm bedeutete, vielleicht- mehr, als wäre sie ihm tatsächlich so nahegestanden, wie er es ersehnte. Ich beruhigte ihn. Stefanie sei mir öfters, wenn ich über die Brücke ging, mit ihrer Mutter begegnet. Es habe sich bei ihr anscheinend nichts geändert.

Der Dezember war kalt und unfreundlich. Tagelang lag feuchter, düsterer Nebel über der Donau. Kaum, daß die Sonne wieder durchkam. Und geschah es einmal, waren ihre Strahlen kraftlos und wärmten kaum. Der Zustand der Mutter verschlechterte sich zusehends. Adolf riet mir, nur mehr jeden zweiten Tag zu kommen.

Aber Frau Klara grüßte mich, so oft ich in die Küche trat, indem sie die Hand ein wenig hob und mir entgegenstreckte. Dann huschte mitunter ein heimliches Lächeln über ihre schmerzvoll entstellten Züge. Ein kleiner, sehr bezeichnender Zwischenfall ist mir in Erinnerung geblieben. Adolf hatte bei der Durchsicht der Schreibhefte festgestellt, daß die kleine Paula in der Schule nicht so fleißig lerne, wie es die Mutter von ihr erwarten konnte. Adolf nahm die Kleine bei der Hand und führte sie zum Bette der Mutter hin, dann mußte sie der Mutter die Hand geben und feierlich versprechen, immer fleißig zu sein und eine ordentliche Schülerin zu werden. Vielleicht wollte Adolf mit dieser kleinen Szene der Mutter sagen, daß er inzwischen seine eigenen Fehler

eingesehen habe. Hätte er die Realschule bis zur Matura besucht, wäre es in Wien nicht zur Katastrophe gekommen. Sicher stand dieses für ihn so entscheidende Ereignis, von dem er später sagte, daß es ihn zum ersten Male in seinem Leben uneins mit sich selber gemacht habe, damals im Hintergrund des furchtbaren Geschehens und verdunkelte sein Gemüt noch mehr.

Als ich am übernächsten Tage wieder in die Blütengasse kam und heimlich an der Türe klopfte, öffnete Adolf sogleich, trat zu mir auf den Gang heraus und zog die Türe hinter sich zu. Es gehe der Mutter gar nicht gut, sagte er mir, sie habe furchtbare Schmerzen. Mehr noch als seine Worte überzeugte mich seine Ergriffenheit vom Ernst der Situation. Ich sah ein, daß es besser sei zu gehen. Adolf stimmte mir bei. Wir drückten uns stumm die Hände, dann ging ich.

Schon war Weihnachten nahe. Endlich hatte es geschneit und die Stadt hatte damit ein festliches Gesicht bekommen. Nur mir selbst war gar nicht weihnachtlich zumute. Ich ging über die Donaubrücke nach Urfahr hinüber. Von den Hausleuten erfuhr ich, daß Frau Hitler schon die Letzte Ölung empfangen habe. Ich wollte meinen Besuch so kurz machen wie nur möglich. Auf mein Klopfen öffnete die kleine Paula. Zögernd trat ich ein. Frau Klara saß im Bette, Adolf hatte seinen Arm um ihren Rücken gelegt, um ihr zu helfen, denn sobald sie sich aufrichten konnte, ließen die furchtbaren Schmerzen etwas nach.

Ich grüßte und blieb an der Türe stehen. Adolf gab mir ein Zeichen zu gehen. Schon griff ich nach der Klinke, als mir Frau Klara zuwinkte und mir die Hand entgegenstreckte. Unauslöschlich haben sich mir die Worte eingeprägt, die damals die Sterbende mit leiser, kaum wahrnehmbarer Stimme zu mir sprach. „Gustl”, sagt sie — sie nannte mich sonst immer nur „Herr Kubizek”, in dieser Stunde aber gebrauchte sie den Namen, den Adolf für mich verwendete —, „bleiben Sie meinem Sohne der gute Freund, auch wenn ich nimmer bin. Er hat ja niemand mehr.”

Ich versprach es mit Tränen in den Augen, dann ging ich. Dies war am Abend des zwanzigsten Dezember.

Am nächsten Tag kam Adolf nachmittag zu uns in die Wohnung. Die Werkstätte war wegen der nahen Weihnachtstage bereits geschlossen worden. Adolf sah sehr angegriffen aus. Es genügte, sein verstörtes Antlitz zu sehen, um zu wissen, was geschehen sei.

In den ersten Morgenstunden sei die Mutter gestorben, erklärte er. Ihr letzter Wunsch sei gewesen, neben ihrem Manne in Leonding beigesetzt zu werden. Adolf konnte kaum sprechen, so tief hatte ihn der Verlust der Mutter erschüttert.

Meine Eltern sprachen ihm ihre Teilnahme aus. Doch sah meine Mutter,

daß es das beste wäre, sogleich auf das Praktische einzugehen. Die Beisetzung mußte geordnet werden. Adolf hatte bereits in der Leichenbestattungsanstalt Winkler vorgesprochen. Das Begräbnis war dort für dreiundzwanzigsten Dezember, neun Uhr vormittags, angesetzt worden. Aber noch gab es viel zu tun. Die Überführung der Mutter nach Leonding bedurfte einer eigenen Regelung. Die erforderlichen Dokumente mußten beschafft, die Partezettel gedruckt werden. Damit kam auch Adolf über die seelische Erschütterung hinweg. Gefaßt leitete er an diesem und dem folgenden Tage die notwendigen Vorbereitungen für das Begräbnis.

Am Morgen des 23. Dezember 1907 ging ich mit meiner Mutter vor der angesetzten Stunde zum Trauerhaus hinüber. Das Wetter hatte wieder umgeschlagen. Der Schnee glitt von den Dächern. In den Straßen lag ein nasser, glitschiger Matsch. Der Morgen war feucht und nebelverhangen. Kaum waren die dunklen Wasser des Stromes zu erkennen.

Wir traten in die Wohnung, um uns, der geltenden Sitte gemäß, von der Toten mit einigen Blumen zu verabschieden. Frau Klara war auf ihrem Bette aufgebahrt worden. Über dem wachsbleichen Antlitz lag ein verklärter Schimmer. Ich fühlte mit der Verstorbenen, daß für sie der Tod eine Erlösung gewesen war, die sie von ihren grausamen Schmerzen befreit hatte. Die kleine Paula schluchzte, Adolf bewahrte seine Haltung. Doch ein Blick auf seine Züge genügte, um zu sehen, was er in diesen Stunden durchlitt. Nicht bloß der Umstand, daß Adolf nun Doppelwaise war, hatte ihn so tief getroffen, viel mehr noch erschütterte ihn die Tatsache, daß er mit seiner Mutter das einzige Wesen auf Erden verlor, auf das sich seine Liebe konzentrierte und das ihm diese ebenso vollkommen erwidert hatte.

Ich begab mich mit meiner Mutter auf die Straße hinunter. Der Priester kam. Man hatte die Tote in den Sarg gebettet. Nun wurde dieser im Hausflur abgestellt. Der Priester segnete die Tote ein, dann setzte sich der kleine Trauerzug in Bewegung. Von der Donau her fielen die Nebel ein. Ein graues, düsteres Bild, eine Stimmung voll Wehmut und Trauer, wie sie diesem Ereignis angemessen war. Hinter dem Sarg der Mutter ging Adolf. Er trug seinen langen, schwarzen Winterrock, schwarze Handschuhe und in der Hand, wie es damals üblich war, einen schwarzen Zylinderhut. Die dunkle Gewandung ließ sein Antlitz noch bleicher erscheinen. Er war ernst und gefaßt. Zur Linken ging, gleichfalls dunkel gekleidet, der Schwager Raubal, in der Mitte die elfjährige Paula; Angela, die in diesen Tagen schon hoch in gesegneten Umständen war, saß in einem geschlossenen Einspänner, der den Trauergästen folgte. Vielleicht trug dieser Umstand, daß gleich hinter den nächsten Angehörigen ein Wagen fuhr, dazu bei, daß mir der ganze Trauerzug einen so trostlosen Eindruck machte. Außer meiner Mutter und mir folgten nur

einige Bewohner des Hauses Blütengasse 9 dem Sarge, einige Nachbarsleute und Bekannte aus der früheren Wohnung in der Humboldtstraße. Meine Mutter empfand gleichfalls, wie kümmerlich diese Beisetzung war, nahm aber in ihrer gütigen Art sogleich die Menschen, die nicht zum Begräbnis gekommen waren, in Schutz. Morgen sei doch Weihnachten, erklärte sie mir, da wäre es wirklich vielen Frauen beim besten Willen nicht möglich, sich freizumachen.

Beim Kirchentore wurde der Sarg vom Wagen gehoben und in das Innere der Kirche getragen. Anschließend an die Totenmesse fand die zweite Einsegnung statt. Nachdem die Verstorbene nach Leonding überführt werden sollte, wurde der Sarg im Trauergeleite zur Urfahrer Hauptstraße geführt. Die Kirchenglocken läuteten, als sich der kleine Zug der Hauptstraße näherte. Unwillkürlich blickte ich zu den Fenstern des Hauses empor, in welchem Stefanie wohnte. Hatte mein sehnlichster Wunsch, sie möge in dieser schwersten Stunde doch meines Freundes nicht vergessen, sie herbeigerufen? Noch sehe ich, wie sich oben am bekannten Fenster die Flügel öffnen, wie eine Mädchengestalt an die Brüstung vortritt und Stefanie teilnehmend auf den kleinen Trauerzug hinabsieht. Ich blickte zu Adolf hin. Sein Antlitz blieb unverändert. Doch ich zweifelte nicht daran, daß auch er Stefanie gesehen hatte. Wie er mir später erzählte, war es tatsächlich so, und er gestand mir, wie sehr ihn in dieser schmerzlichen Stunde der Anblick der Geliebten getröstet habe. War es Absicht, war es Zufall, daß Stefanie in jenem Augenblicke an das Fenster trat? Ich vermag es nicht zu sagen. Vielleicht hatte sie nur die Kirchenglocken gehört und wollte sehen, was dieses Läuten zu so früher Stunde zu bedeuten habe. Adolf war natürlich überzeugt, daß sie ihm durch ihr Erscheinen ihre Anteilnahme ausdrücken wolle.

Auf der Hauptstraße wartete ein zweiter geschlossener Einspänner, in dem nun, da sich der Trauerzug auflöste, Adolf mit seiner Schwester Paula Platz nahm. Raubal stieg zu seiner Frau in den Wagen. Dann fuhr der Leichenwagen mit den beiden Einspännern nach Leonding zur Beisetzung hinaus.

Am nächsten Tage, dem vierundzwanzigsten Dezember, kam Adolf schon am Vormittag zu uns in die Wohnung. Er sah so angegriffen aus, daß man Sorge haben mußte, er würde jeden Augenblick zusammenbrechen. Als wäre alles in ihm leer und ohne Trost, so schien es, und kein Funken Leben mehr in ihm. Er spürte, wie besorgt meine Mutter um ihn war, und entschuldigte sich, daß er nächtelang nicht mehr geschlafen habe. Er berichtete, daß die Mutter gestern auf dem Friedhofe von Leonding an der Seite des Vaters beigesetzt worden wäre. Damit sei ihr letzter Wunsch, im Tode mit ihrem Manne vereint zu sein, erfüllt worden.

Meine Mutter fragte ihn, wo er den Weihnachtsabend verbringen wolle.

Adolf sagte, daß er und seine Schwester heute von Raubais eingeladen worden seien. Paula sei schon hingegangen, ob er sich entschließen könne hinzugehen, bleibe noch dahingestellt. Meine Mutter redete ihm zu, doch jetzt, da alle durch den Tod der Mutter der gleiche schwere Verlust getroffen habe, dazu beizutragen, daß der weihnachtliche Friede erhalten bleiben möge. Adolf hörte die Worte meiner Mutter an und schwieg. Doch als wir allein waren, sagte er schroff zu mir: „Zu Raubal gehe ich nicht."

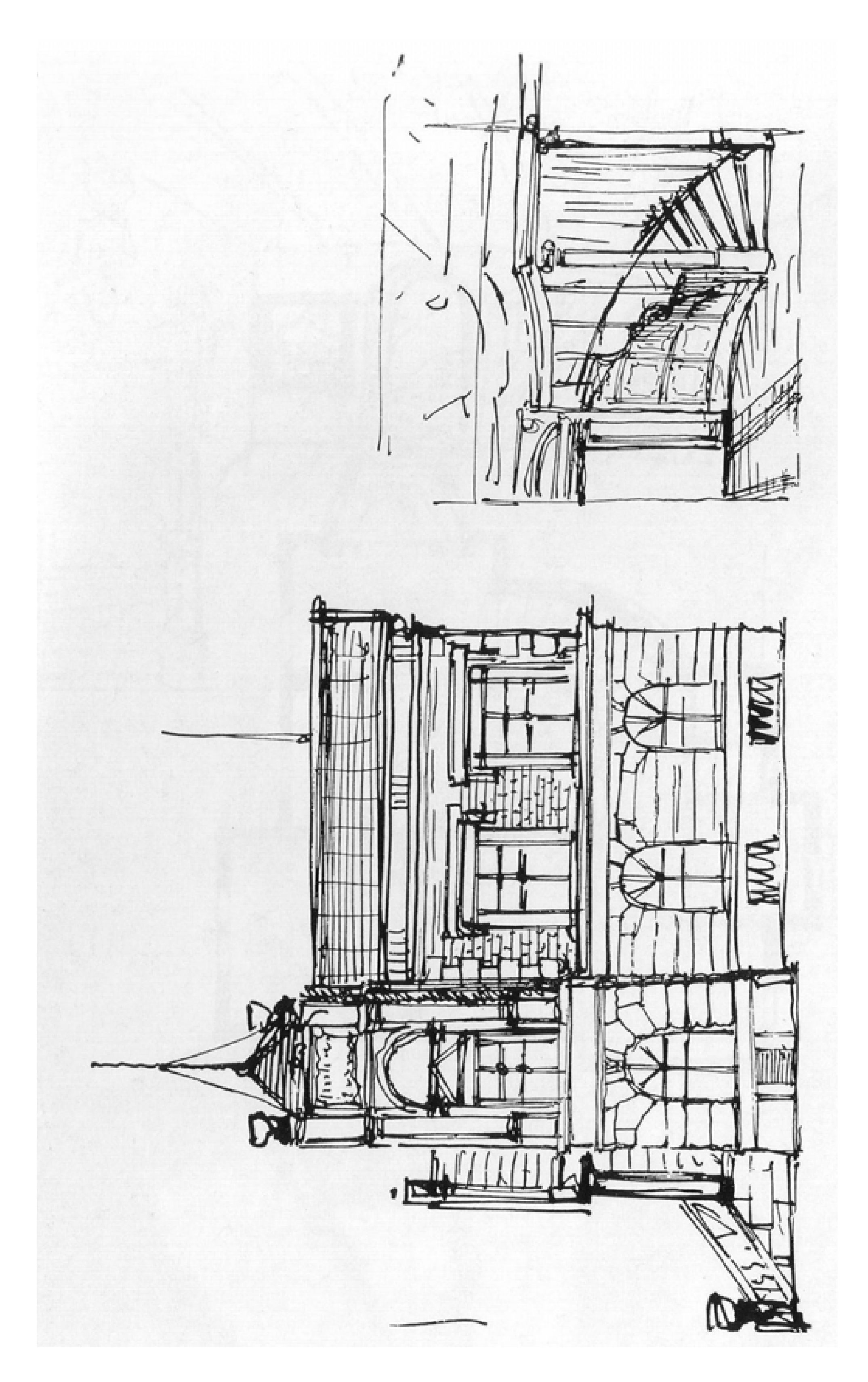
„Wo willst du denn dann hingehen?" fragte ich erregt, „heute ist doch der Heilige Abend."

Ich wollte ihn bitten, zu uns zu kommen und an unserer kleinen Feier teilzunehmen. Aber er ließ mich gar nicht ausreden, winkte trotz der ihn beherrschenden Trauer energisch ab.

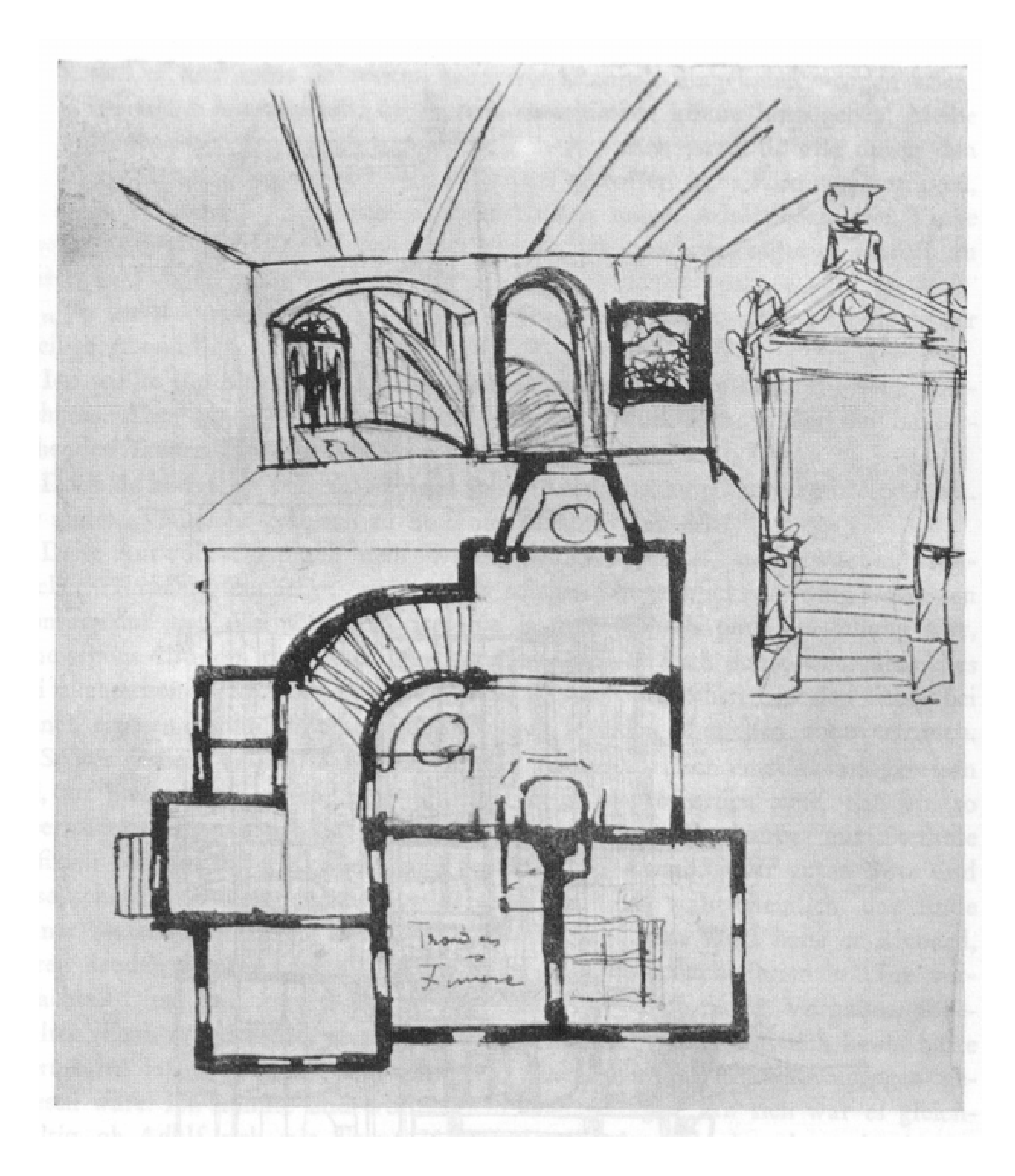
Doch da raffte er sich zusammen. Seine Augen bekamen unvermittelt Glanz. Er sagte: „Vielleicht gehe ich zu Stefanie." Damit ging er.

Diese Antwort entsprach dem Wesen meines Freundes, und zwar in zweifacher Hinsicht. Zunächst, weil er in solchen Augenblicken völlig vergessen konnte, daß sein Verhältnis zu Stefanie ja nur Wunsch und Vorstellung war, eine schöne Illusion, nicht mehr, und weiters, weil er auch dann, wenn ihm dies bei nüchterner Überlegung bewußt wurde, in solch kritischen Stunden lieber bei seinen eigenen Wunschträumen blieb als sich fremden Menschen anzuvertrauen.

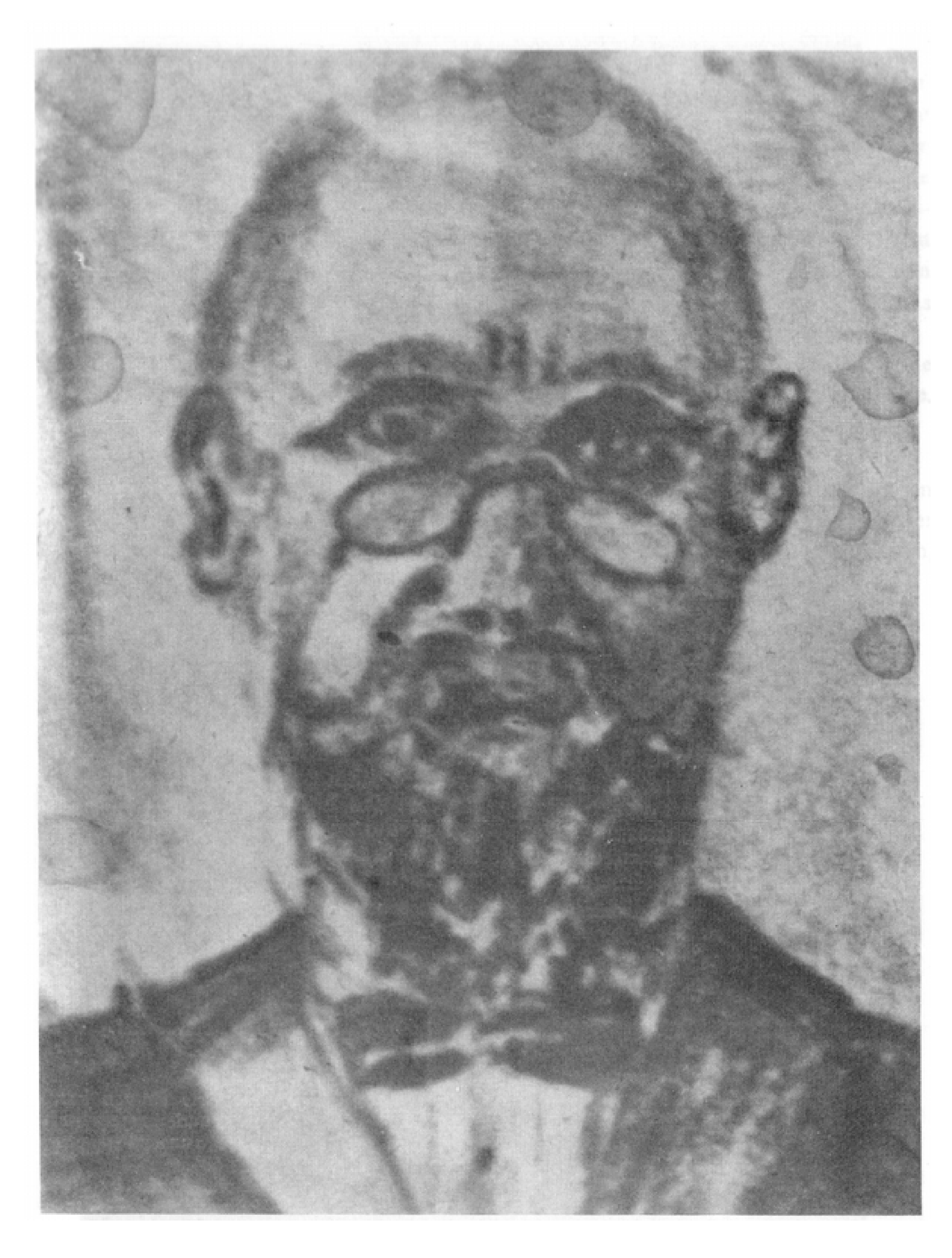
Später gestand er mir, daß er an diesem Abend wirklich entschlossen gewesen sei, zu Stefanie zu gehen, obwohl ihm völlig klargeworden war, daß ein so überstürzter Besuch, völlig unangemeldet, ja ohne überhaupt mit Stefanie offiziell bekannt zu sein, noch dazu am Heiligen Abend, jeder guten Sitte und gesellschaftlichen Gepflogenheit widersprochen und wahrscheinlich das Ende seiner Beziehungen zu ihr bedeutet hätte. Aber auf dem Wege habe er Richard, ihren Bruder, gesehen, der als Hochschüler seine Weihnachtsferien in Linz verbrachte. Diese unerwartete Begegnung habe ihn von seinem Vorhaben abgehalten, denn es wäre ihm peinlich gewesen, wenn Richard, was sich kaum hätte vermeiden lassen, bei der beabsichtigten Aussprache mit Stefanie zugegen gewesen wäre. Ich konnte und wollte nicht weiter fragen. An sich war es gleichgültig, ob Adolf sich mit diesem Vorwand selbst betrog oder ob er damit nur mir gegenüber sein Verhalten verteidigen wollte. Gewiß, auch ich hatte Stefanie am Fenster gesehen. Die Teilnahme, die sich in ihrem Antlitz widergespiegelt hatte, war sicher echt gewesen. Aber ich bezweifle sehr, ob Stefanie überhaupt Adolf in dem ungewöhnlichen Aufzug und in dieser eigentümlichen Verfassung erkannt hatte. Aber ich sprach natürlich diesen Zweifel nicht aus, weil ich wußte, daß ich damit meinem Freunde die letzte Zuversicht und Hoffnung geraubt hätte.



Zeichnungen Adolf Hitlers. Aufriß und Entwurf des Treppenhauses jener Villa, die Hitler seinem Freunde bauen wollte. (Die Originale dieser und der folgenden Zeichnungen befinden sich im Besitze des Verfassers)



Skizze des Grundrisses der Eingangsballe und des Portals der seinem Freunde zugedachten Villa. Besonders typisch die Zeichnung des Portals. Solche Skizzen fertigte Hitler damals in großer Zahl an



Dr. Leopold Pötsch, der von Hitler sehr verehrte Geschichtsprofessor an der Realschule von Steyr. Aus dem Nachlaß des Autors.



Stefanie, die heimliche Jugendliebe Adolf Hitlers.
Dieses Bild zeigt sie im Ballkleid.

Ich kann mir sehr gut vorstellen, wie der trostlose Heilige Abend des Jahres 1907 bei meinem Freunde in Wirklichkeit ausgesehen hat. Zu Raubal wollte er nicht hingehen, ein Entschluß, den ich verstehen konnte. Daß Adolf unsere kleine, stille Familienweihnacht, zu der ich ihn eingeladen hatte, durch seine Anwesenheit nicht stören wollte, konnte ich gleichfalls einsehen. Die ungetrübte Harmonie unseres Hauses hätte ihn sein Alleinsein, seine Einsamkeit noch deutlicher fühlen lassen. Ich kam mir in dieser Hinsicht Adolf gegenüber als ein vom Schicksal Begnadeter vor, denn ich besaß alles, was er verloren hatte: den Vater, der für mich sorgte, die Mutter, die mich liebte, das stille Daheim, das mich in seinen Frieden aufnahm.

Aber er? Wohin sollte er an diesem Heiligen Abend gehen? Er hatte keine Bekannten, keine Freunde, niemanden, der ihn offenen Herzens empfangen hätte. Für ihn blieb alles fremd und leer.

So ging er — zu Stefanie. Das heißt: zu seinen Träumen!

Adolf hat mir von dieser Weihnachtsnacht nur erzählt, daß er viele Stunden unterwegs gewesen sei. Erst gegen Morgen habe er die Wohnung der Mutter aufgesperrt und sei dort eingeschlafen. Was er gedacht, empfunden und gelitten, verschwieg er mir.

„KOMM MIT, GUSTL!"

Wie oft war im Scherz dieses Wort gefallen, wenn Adolf von seiner Absicht sprach, nach Wien zu übersiedeln. Doch als er später wahrnahm, wie sehr mich diese von ihm zuerst gar nicht ernst gemeinte Äußerung beschäftigte, machte er sich in aller Form mit dem Gedanken vertraut, daß wir gemeinsam nach Wien ziehen würden, er, um die Kunstschule zu besuchen, ich, um auf das Konservatorium zu gehen. In seiner großartigen Phantasie malte er mir dieses Leben in allen Farben aus, so anschaulich und konkret, daß ich oftmals selbst nicht wußte, ob dies nun alles nur Wunsch wäre oder schon Wirklichkeit. Für mich hatte solche Phantasie einen sehr realen Hintergrund. Zwar hatte ich mein Handwerk gut gelernt und stellte den Vater und auch die Kunden mit dem, was ich leistete, völlig zufrieden. Aber die Arbeit in der staubigen Werkstätte hatte meine Gesundheit angegriffen, und der Arzt, mein heimlicher Verbündeter, riet eindringlich davon ab, mich weiter als Tapezierer zu beschäftigen. Für mich hieß das, mir in der Musik, der mein ganzes Herz gehörte, eine berufliche Möglichkeit zu suchen. Dieser Wunsch, so viele Hindernisse ihm auch entgegenstehen mochten, nahm immer konkretere Formen an. Was ich in Linz lernen konnte, hatte ich gelernt. Auch meine Lehrer hatten mich in dem Entschlüsse bestärkt, mich ganz der Musik zu widmen. Dies aber bedeutete für mich, nach Wien zu gehen. Damit bekam das ursprünglich so leicht hingeworfene „Komm mit, Gustl!" meines Freundes für mich den Charakter einer eindeutigen Aufforderung und eines klaren Zieles. Trotzdem glaube ich nicht, daß ich bei meiner wenig aktiven Wesensart diesen Berufswechsel und die damit verbundene Übersiedlung nach Wien durchgesetzt haben würde, wenn nicht Adolf mit aller Entschiedenheit eingegriffen hätte. Dabei dachte sein Freund zunächst gewiß an sich selbst. Es graute ihm davor, allein nach Wien zu gehen, denn das war jetzt bei seiner dritten Reise dorthin anders als zuvor. Früher hatte er noch die Mutter besessen. Auch wenn er nach Wien ging, blieb ihm ihr stilles Heim noch immer gewahrt. Es war kein Schritt ins Fremde, Ungewisse, denn zu wissen, daß die Mutter auf ihn wartete und ihn zu jeder Stunde und in jeder Situation, was auch immer geschehen sein mochte, mit offenen Armen aufnahm, gab seinem Ungewissen Leben einen festen Halt, auf den er sich verlassen konnte. Das Heim der Mutter war der ruhige Punkt, um den sich sein stürmisches Dasein bewegte. Nunmehr hatte er diesen Halt verloren. Wenn er jetzt nach

Wien fuhr, war es ein letzter, endgültiger Entschluß, von dem es kein Zurück mehr gab, also ein Sprung ins Dunkle, Uferlose. In den Monaten, die er im vergangenen Herbst in Wien verbracht hatte, war es ihm nicht gelungen, irgendwo Anschluß zu finden. Vielleicht hatte er gar nicht danach gesucht. In Wien lebten Verwandte der Mutter, mit denen er früher in Verbindung gestanden war und bei denen er sogar, wenn ich nicht irre, während seines ersten Aufenthaltes in Wien gewohnt hat. Er hat sie niemals besucht und auch später war nie die Rede davon. Der Grund, weshalb er den Verwandten auswich, ist verständlich. Er fürchtete, von ihnen über seine Arbeit, seinen Unterhalt befragt zu werden. Es wäre ihnen sicherlich bekannt geworden, daß man seine Aufnahme in die Akademie abgelehnt hatte. Lieber ertrug er Hunger und Not, als daß er als Hilfesuchender bei seinen Verwandten aufgetaucht wäre. Was war daher natürlicher, als mich nach Wien mitzunehmen, der ich nicht nur sein bewährter Freund, sondern auch der einzige Mitwisser des Geheimnisses seiner großen Liebe war. Das „Komm mit, Gustl!" hatte im Munde Adolfs seit dem Tode der Mutter den Klang einer freundschaftlichen Bitte angenommen.

Nach Neujahr 1908 ging ich mit Adolf zum Elterngrab nach Leonding. Es war ein schöner, sehr kalter Wintertag, der mir gut im Gedächtnis geblieben ist. Schnee bedeckte die altvertrauten Wege. Adolf kannte hier jede geringste Einzelheit, denn mehrere Jahre hindurch war dies sein Schulweg gewesen. Als wir die Höhe des Pulverturmes erreicht hatten, lagen unter uns, eng um die Kirche geschart, die Häuser von Leonding. Über der weiten, im Winterschnee glänzenden Ebene stand das Gebirge, vom Hohen Priel bis zum Salzburger Untersberg, jeder Gipfel rein gegen den stahlblauen Himmel gezeichnet.

Adolf war sehr gefaßt. Ich staunte über diesen Wandel. Ich wußte ja, wie tief ihn der Tod der Mutter erschüttert hatte, wie er auch körperlich darunter litt, wie er beinahe an Erschöpfung zusammengebrochen war. Für die Weihnachtsfeiertage hatte ihn meine Mutter zum Essen eingeladen, damit er doch wenigstens wieder zu Kräften käme und aus der leeren, ungeheizten Wohnung, in der ihn alles an die Mutter erinnerte, fortkäme. Er war auch zum Essen gekommen. Sehr ernst, schweigsam, verschlossen war er am Tische gesessen. Noch war nicht die Stunde da, um mit ihm über künftige Pläne zu sprechen.

Auch jetzt, da er gemessen neben mir schritt, er sah viel älter aus als ich, viel gereifter, männlicher, — war er noch ganz mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Aber ich staunte, wie klar und überlegen er jetzt darüber sprach. Beinahe so, als handle es sich um fremde Dinge: Angela habe ihm sagen lassen, daß Paula nun bei ihnen bleiben würde. Ihr Mann wäre damit einverstanden, verweigere aber Adolf die Aufnahme in die Familie, da er sich ihm gegenüber unbotmäßig benommen habe. Damit wäre er die größte Sorge

los, denn die Kleine habe nun doch ein sicheres Heim. Er selber habe nie die Absicht gehabt, sich unter Raubals Obhut zu begeben. Er habe Angela danken und erklären lassen, daß das gesamte elterliche Mobiliar Paula gehöre. Die Kosten der Beerdigung würden aus dem Nachlasse der Mutter bezahlt. Im übrigen habe Angela gestern entbunden. Dieses ihr zweites Kind sei ein Mädchen, das sie gleichfalls Angela nennen wolle. Im übrigen habe sein Vormund, der Bürgermeister von Leonding, die Regelung der Erbschaftsangelegenheiten übernommen und wolle ihm auch bei der Zuerkennung der Waisenrente behilflich sein.

Das klang sehr nüchtern und sachlich. Er kam dann auch noch auf Stefanie zu sprechen. Er sei entschlossen, den bisherigen Zustand zu beenden. Bei nächster Gelegenheit würde er sich Stefanie und ihrer Mutter vorstellen, nachdem dies während der Weihnachtstage nicht möglich gewesen sei. Es wäre höchste Zeit, eine Entscheidung herbeizuführen.

Wir gingen durch das winterlich verschneite Dorf. Dort lag das kleine einstöckige Anwesen mit der Hausnummer einundsechzig, das Adolfs Vater seinerzeit gekauft hatte. Noch stand das große Bienenhaus dort, auf das der Vater so stolz gewesen war. Durch den Verkauf des Besitzes war alles in fremde Hand gekommen. Adolf kannte die Leute nicht, die jetzt in seinem Vaterhaus wohnten. Gleich daneben lag der Friedhof. Das Grab des Vaters, in dem man die Mutter beigesetzt hatte, befand sich an der gegen Osten gerichteten Mauer. Schnee bedeckte den frisch aufgeworfenen Hügel, vor dem wir stehenblieben. Adolf stand mit ernster, unbeweglicher Miene davor. Sein Gesicht war hart und streng, keine Träne näßte sein Auge. Seine Gedanken waren bei der geliebten Mutter. Ich stand neben ihm und betete.

Auf dem Heimweg erklärte Adolf, daß er vermutlich noch den Monat Jänner in Linz bleiben müßte, bis der Haushalt endgültig aufgelöst und der Nachlaß geregelt sei. Mit dem Vormund stehe ihm noch eine scharfe Auseinandersetzung bevor. Sicherlich habe dieser sein Bestes im Auge. Aber was könne ihm das helfen, wenn dieses Beste bloß eine Lehrstelle bei einem Leondinger Bäckermeister wäre?

Der alte Josef Mayrhofer, Hitlers Vormund, hochbetagt im Jahre 1956 gestorben, wurde natürlich oft nach Erfahrungen und Eindrücken, die er über den jungen Hitler gewonnen hatte, befragt. In seiner abgeklärten, bäuerlichen Art hat Mayrhofer allen, die zu ihm kamen, Auskunft gegeben, zuerst den Gegnern, dann den Freunden, dann wieder den Gegnern seines Mündels. Aber er sagte jedesmal das gleiche, ohne sich um die Gesinnung des Fragenden zu kümmern. Ob die Zeit nun so oder so stand, deshalb änderte er keinen Satz an seiner Aussage.

Einmal im Jänner des Jahres 1908 sei Hitler Adi, damals schon hoch aufgeschossen und mit einem dunklen Bartanflug auf der Oberlippe und einer tiefen Stimme, beinahe ein Mannsbild, zu ihm gekommen, um die Erbschaftsfragen zu besprechen. Aber sein erster Satz sei gewesen: „Herr Vormund, ich fahr' wieder nach Wien." Der Versuch, ihm das auszureden, sei gescheitert, ein Querkopf wie sein Vater, der alte Hitler.

Josef Mayrhofer verwahrte auch noch die Dokumente, die sich auf jene Verhandlungen beziehen. Das Ansuchen, das Adolf im Auftrage des Vormundes schrieb, um für sich und seine Schwester Paula die Waisenrente zu erhalten, hat folgenden Wortlaut:

Hohe k. k. Finanz-Direktion!

Die ehrfurchtsvoll Gefertigten bitten hiemit um gütige Zuweisung der ihnen gebührenden Waisenpension. Beide Gesuchsteller, welche ihre Mutter als k. k. Zoll-Oberoffizials-Witwe am 21. Dezember 1907 durch Tod verloren, sind hiemit ganz verwaist, minderjährig, und unfähig sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen. Die Vormundschaft über beide Gesuchsteller, von denen Adolf Hitler am 20. April 1889 zu Braunau a/I, Paula Hitler am 21. Jänner 1898 zu Fischlham b. Lambach Ob.Öst., geboren ist, führt Herr Joseph Mayrhofer in Leonding b. Linz. Beide Gesuchsteller sind nach Linz zuständig. Es wiederholen ihre Bitte ehrfurchtsvoll

Urfahr den 10. Februar 1908 Adolf Hitler Paula Hitler

Übrigens hat Adolf dieses Gesuch offensichtlich auch für seine Schwester Paula unterschrieben, denn die Unterschrift weist im Namen „Hitler" beide Male den gleichen, schräg nach unten führenden Duktus auf, der für die spätere Unterschrift Hitlers so charakteristisch wurde. Außerdem hat sich Adolf im Geburtsdatum seiner Schwester geirrt. Paula ist nicht 1898, sondern 1896 geboren, er hat also die Kleine um zwei Jahre jünger gemacht.

Das damals geltende Gehaltsgesetz bestimmte, daß elternlose Waisen, insofern sie unversorgt sind und das vierundzwanzigste Lebensjahr noch nicht vollendet haben, Anspruch auf eine Waisenpension im Gesamtbetrag der Hälfte der Witwenpension haben, die von ihrer Mutter bezogen wurde.

Frau Hitler hatte nach dem Tode ihres Mannes monatlich hundert Kronen Pension erhalten. Somit hatten die beiden nun zu Vollwaisen gewordenen Kinder, Adolf und Paula, einen Anspruch auf insgesamt fünfzig Kronen im Monat. Auf Adolf entfielen demnach monatlich fünfundzwanzig Kronen. Das war natürlich viel zuwenig, um davon leben zu können. Zum Vergleiche will

ich nur anführen, daß Adolf allein schon für das Zimmer bei Frau Zakreys zehn Kronen Monatsmiete bezahlen mußte.

Das Gesuch wurde im Sinne des Antrages erledigt. Die erste Auszahlung erfolgte am 12. Februar 1908, als Adolf bereits in Wien war. Im übrigen hat Adolf drei Jahre später auf diese Rente zugunsten seiner Schwester Paula verzichtet, obwohl er an sich bis zur Erreichung seines vierundzwanzigsten Lebensjahres, also bis zum April 1913, berechtigt gewesen wäre, diese Rente zu beziehen. Diese Verzichtserklärung Adolfs vom 4. Mai 1911 befindet sich heute noch im Besitze des Vormundes Josef Mayrhofer in Leonding.

Das Erbschaftsprotokoll, das Adolf vor seiner Abreise nach Wien beim Vormund unterschrieb, enthielt ferner noch den Anspruch auf das väterliche Erbteil, das etwas mehr als siebenhundert Kronen ausmachte. Vielleicht hatte er einen Teil dieses Betrages bereits während seines vorhergehenden Aufenthaltes in Wien verbraucht. Bei seiner äußerst sparsamen Lebensweise — seine einzigen größeren Ausgaben geschahen für Bücher — hatte er sicherlich noch genug davon übrig, um zumindest einige Zeit damit in Wien auskommen zu können.

Was die Sicherung einer zukünftigen Existenz betraf, war mir Adolf nicht nur dadurch voraus, daß er eine wenngleich bescheidene Barschaft und eine feste monatliche Zuwendung besaß — Dinge, die ich erst mit meinen Eltern klären mußte —, sondern auch dadurch, daß er sich nun, da er den Vormund glücklich „überspielt" hatte, ganz frei und ungehindert entscheiden konnte, während meine Entscheidung von der Zustimmung meiner Eltern abhängig war. Auch war für mich mit einer allfälligen Übersiedlung nach Wien die Preisgabe meines erlernten Berufes verbunden, während Adolf auch in Wien sein bisheriges Leben in mehr oder weniger gleicher Form fortsetzte. Diese Umstände erschwerten meinen Entschluß ganz bedeutend; Adolf sah dies einige Zeit nicht ein, obwohl er in dieser ganzen heiklen Angelegenheit von Anfang an die Führung innehatte. Schon in den ersten Monaten unserer Freundschaft, in einer Zeit also, in der ich mir meine Zukunft noch nicht anders als in der staubigen Tapeziererwerkstätte, an der Krempelmaschine stehend, vorstellen konnte, hatte mir Adolf, obwohl er fast um ein Jahr jünger war als ich, überzeugend klargemacht, daß ich Musiker werden müßte. Nachdem er mir also, wie meine Mutter damals sagte, „diesen Floh ins Ohr gesetzt hatte", ließ er nicht mehr locker. Er ermutigte mich, wenn ich verzagte, er bestärkte mich in meinem Selbstvertrauen, wenn ich mir zuwenig zutraute, er lobte, er tadelte, er wurde mitunter grob und heftig und schimpfte wütend auf mich los, doch verlor er dabei nie das Ziel, das er mir gesteckt hatte, aus den Augen, und hatte es einmal zwischen uns beiden Krach gegeben, so daß

ich glaubte, nun wäre alles zu Ende, erneuerten wir nach einem Konzert oder einer Aufführung, bei der ich mitgewirkt hatte, in strahlender Begeisterung unsere Freundschaft. Bei Gott, niemand auf dieser Erde, nicht einmal meine Mutter, die mich doch so innig liebte und am besten kannte, vermochte meine geheimen Wünsche so unvermittelt in die Wirklichkeit umzusetzen wie mein Freund, obwohl er selbst keinen systematischen musikalischen Unterricht gehabt hatte.

Im Winter des Jahres 1907, als die Arbeit in der Werkstätte nachließ und ich wieder mehr Zeit für mich selbst hatte, erhielt ich mit einem zweiten Schüler durch den Kapellmeister des Linzer Landestheaters Unterricht aus Harmonielehre. Es war ein ebenso intensives wie erfolgreiches Studium, das mich hell begeisterte. Leider konnte ich aber in Linz in den anderen notwendigen musiktheoretischen Fächern, wie Kontrapunkt, Formenlehre, Instrumentation, Musikgeschichte, keinen Unterricht erhalten. Es gab auch kein Seminar für Übungen in der Orchesterführung und Kompositionslehre, ganz zu schweigen von einer Anregung zu freier Komposition. Diese Ausbildung konnte mir nur das Konservatorium in Wien bieten. Außerdem hatte ich dort Gelegenheit, wirklich erstklassige und vollendete Aufführungen von Opern und Konzerten zu erleben. Mein Entschluß, nach Wien zu gehen, stand zwar fest, aber ich hatte nicht wie mein Freund die nötige Härte, um diesen Entschluß gegen alle auftretenden Hindernisse durchzusetzen. Aber Adolf hatte schon vorgebaut. Ohne daß ich eigentlich wußte, wie er das gemacht hatte, war es ihm gelungen, meine Mutter von meiner musikalischen Berufung zu überzeugen. Aber welche Mutter würde es nicht gerne hören, wenn man ihrem einzigen Sohne eine großartige Karriere als Kapellmeister und Dirigent prophezeit, noch dazu, wo meiner Mutter genau wie mir Musik das halbe Leben bedeutete? So stand sie schon bald mit uns im Bunde. Da meine Lunge dem ständigen Staub der Werkstätte nicht gewachsen war, trat noch die berechtigte Sorge um meine Gesundheit hinzu. Die Mutter, die Adolf ähnlich ins Herz geschlossen hatte wie seinerzeit Frau Klara mich selbst, war also gewonnen. So hing denn alles weitere nur mehr von der Zustimmung meines Vaters ab. Nicht, daß er sich offen meinem Wunsche widersetzt hätte! Mein Vater war in allem das Gegenteil von Adolfs Vater, wie ich diesen aus den Schilderungen meines Freundes kannte. Still und scheinbar unbeteiligt, ließ er alles um sich geschehen. Seine ganze Sorge galt dem Geschäft, das er aus dem Nichts geschaffen, durch schwere Krisen glücklich hindurchgebracht und nun zu einem angesehenen, gutflorierenden Unternehmen ausgebaut hatte. Meine musikalischen Neigungen betrachtete er als eine müßige Liebhaberei. Er konnte sich unmöglich vorstellen, wie man auf ein doch mehr oder weniger unnützes Gefiedel und Geklimper eine gesicherte Existenz aufzubauen

vermöchte. Es blieb ihm bis zuletzt unverständlich, wie ich, der ich doch wußte, was Not und Armut war, zugunsten einer vagen Zukunft auf diese zuverlässige Lebensgrundlage verzichten konnte. Die „Tauben auf dem Dache” und die „Sperlinge in der Hand” — wie oft habe ich dieses Beispiel gehört. Wie oft das bittere Wort: „Wofür habe ich mich eigentlich geplagt?” Ich arbeitete fleißiger denn je in der Werkstätte, denn ich wollte mir nicht nachsagen lassen, daß ich meinem Musikstudium zuliebe den erlernten Beruf vernachlässigen würde. Der Vater faßte meinen Eifer als Zeichen dafür auf, daß ich im Handwerk bleiben und einmal den Betrieb übernehmen wolle. Die Mutter wußte, wie sehr der Vater an seinem Unternehmen hing. So schwieg sie lieber, um ihm keine Sorgen zu machen. So stand denn zu gleicher Zeit, da meine musikalische Fortbildung unbedingt eine Übersiedlung an das Konservatorium nach Wien erforderlich gemacht hätte, im häuslichen Bereiche alles auf dem toten Punkt. Ich arbeitete mit Feuereifer in der Werkstätte und schwieg. Die Mutter schwieg. Der Vater dachte, ich hätte meinen Plan endgültig aufgegeben und schwieg gleichfalls.

Da kam Adolf wieder zu Besuch in unser Haus. Auf den ersten Blick erkannte er, wie die Situation stand, und griff sogleich ein. Zuerst brachte er mich wieder „in Form”. Er hatte sich während seines Wiener Aufenthaltes über alle Einzelheiten des Musikstudiums erkundigt, gab mir jetzt genaue Auskunft darüber und schilderte mir zwischendurch, wahrhaftig verlockend, was er auf musikalischem Gebiet in Oper und Konzertsaal erlebt hatte. Diese lebendigen Schilderungen packten auch die Mutter, und so drängte dann alles zur Entscheidung. Aber es blieb nichts anderes übrig, als daß Adolf selbst meinen Vater zu überzeugen suchte.

Ein schwieriges Unterfangen! Was half die glänzendste Beredsamkeit, wenn der alte Tapezierermeister nichts von künstlerischen Dingen hielt? Er hatte Adolf soweit ganz gerne. Aber in seinen Augen war er schließlich doch nur ein in der Schule gescheiterter junger Mensch, der sich selbst zu gut war, um ein Handwerk zu erlernen.

Der Vater hat unsere Freundschaft geduldet, aber in Wirklichkeit hätte er mir einen tüchtigeren Gefährten gewünscht. Die Position für Adolf war also ausgesprochen schlecht. Daß er es trotzdem zustande brachte, den Vater in verhältnismäßig kurzer Zeit für unseren Plan zu gewinnen, ist erstaunlich. Ich hätte es verstehen können, wenn die Entscheidung in einem heftigen Aufeinanderprallen der Meinungen gefallen wäre; denn da wäre Adolf in seinem Element gewesen und hätte die Trümpfe, die er in der Hinterhand hatte, ausspielen können. Aber so war es nicht. Ich kann mich überhaupt nicht an eine Debatte im eigentlichen Sinne erinnern. Adolf sprach in einem Tone, als wäre das Ganze nicht so wichtig, und vor allem ließ er meinen Vater im Glauben, daß nur er, mein Vater allein, die Entscheidung fällen könne. Er fand

sich auch damit ab, daß mein Vater nur eine halbe Zustimmung gab und eine Zwischenlösung vorschlug: Da das laufende Schuljahr am Konservatorium schon im Herbst begonnen hatte, sollte ich zunächst nur probeweise nach Wien fahren und mich dort ein wenig umsehen. Entsprächen die Ausbildungsmöglichkeiten meinen Erwartungen, könnte ich mich dann immer noch entscheiden, im gegenteiligen Falle aber heimkehren und in das väterliche Geschäft eintreten. Adolf, der Kompromisse haßte und gewohnt war, in allem auf das Ganze zu gehen, gab sich überraschenderweise damit zufrieden. Ich war selig wie noch nie in meinem Leben, denn nun hatte ich meinen Plan durchgesetzt, ohne den Vater zu verstimmen, und die Mutter nahm an meiner Freude teil.

Anfang Februar fuhr Adolf nach Wien zurück. Seine Adresse sei gleich geblieben, erklärte er mir beim Abschied, denn er habe Frau Zakreys die Miete weiterbezahlt. Ich sollte ihm rechtzeitig schreiben, wann ich in Wien eintreffen würde. Ich half ihm, sein Gepäck zum Bahnhof bringen. Es waren, wenn ich nicht irre, vier Koffer, jeder ordentlich schwer. Ich fragte ihn, was er denn in diesen Koffern mit sich führe. Er antwortete: „Alle meine Habseligkeiten.” Aber es waren fast nur Bücher.

Auf dem Bahnsteig kam Adolf nochmals auf Stefanie zu sprechen. Leider habe er keine Gelegenheit gefunden, sie anzureden, denn er habe sie niemals ohne Begleitung angetroffen. Was er Stefanie zu sagen habe, sei aber nur für sie allein bestimmt. „Vielleicht werde ich ihr schreiben”, erklärte er abschließend. Doch ich faßte diesen Gedanken, den Adolf damals zum ersten Male aussprach, nur als den Ausdruck seiner Verlegenheit oder allenfalls als billigen Trost auf. Mein Freund stieg ein und reichte mir noch die Hand aus dem herabgelassenen Fenster. Der Zug fuhr los. „Komm bald nach, Gustl!” rief Adolf noch.

Daheim richtete mir meine gute Mutter schon Wäsche und Kleider für die Fahrt ins große, unbekannte Wien. Schließlich wollte auch der Vater etwas dazu beitragen. Er zimmerte mir eine große Kiste zusammen und ließ sie von einem Schlosser mit starken Eisenbändern versehen. Ich packte in diese meine Klavierauszüge und Musikalien, die Mutter füllte den noch freien Raum mit Kleidern und Schuhen aus.

Inzwischen kam von Adolf eine Karte, datiert vom 18. Februar 1908. Sie zeigt eine Ansicht der Waffensammlung des Wiener Kunsthistorischen Museums, geharnischte Ritter zu Fuß und zu Pferde:

„Lieber Freund!” — Diese Anrede war ein Zeichen, wie sehr sich seit dem Tode seiner Mutter unser Verhältnis vertieft hatte. Der unter dem Bilde stehende Text lautete:

„Lieber Freund! Warte schon sehnsuchtsvoll auf Nachricht von Deinem

kommen. Schreib bald und bestimmt, damit ich alles zum feierlichen Empfange bereit mache. Ganz Wien wartet schon. Also komm bald. Hole Dich natürlich ab."

Auf der Adressenseite der Karte steht:

„Jetzt beginnt hier ein wenig schönes Wetter. Hoffentlich ändert es sich bis dorthin. Also wie gesagt erst bleibst Du bei mir. Werden dann schon beide sehen. Klavier bekommt man hier im sogenannten ‚Dorotheum' schon wirklich um 50—60 fl. Also viele Grüße an Dich sowie Deine werten Eltern von Deinem Freund Adolf Hitler"

Dazu die Nachschrift: „Bitte nochmals komme bald!"

Die Karte hatte Adolf wie immer an „Gustav" Kubizek gerichtet, wobei er Gustav einmal mit „v", dann wieder mit „ph" schreibt, denn er konnte meinen Vornamen August absolut nicht leiden und nannte mich immer nur „Gustl", weshalb ihm Gustav näher lag als August.

Am liebsten hätte er wahrscheinlich gesehen, daß ich meinen Vornamen in aller Form geändert hätte. Köstlicherweise hat er sogar die Glückwunschkarte, die er mir später zu meinem Namenstage, Augustin am 28. August, schickte, an „Gustav" adressiert. Unter dem Namen steht die Abkürzung „stud.", ich erinnere mich, daß er mich gerne als „stud. mus." bezeichnet hat.

Im Gegensatz zu den früheren Karten von ihm ist diese viel herzlicher gehalten. Typisch für die seelische Verfassung Adolfs ist der Humor, der aus der Karte spricht. „Ganz Wien wartet auf Dich!" erklärt er mir und einen „feierlichen Empfang" wolle er mir bereiten. Ein Zeichen, wie er sich nach den düsteren, allseits bedrängten Tagen, die er in Linz nach dem Tode der Mutter verbrachte, in Wien erleichtert und befreit fühlte, so ungewiß auch dort die äußeren Verhältnisse blieben. Trotzdem dürfte ihn das Gefühl der Einsamkeit sehr bedrückt haben. Das „sehnsuchtsvoll" des ersten Satzes ist sicherlich ernst gemeint. Daß er das „Komme bald" nochmals wiederholt, sogar in der Form „Bitte nochmals komme bald!", beweist, wie sehr er auf mein Kommen gewartet hat. Auch die Auskunft über ein billig zu erwerbendes Klavier sollte mein Kommen beschleunigen. Vielleicht hatte er insgeheim Sorge, ob mich mein unentschlossener Vater nicht im letzten Augenblick noch umstimmen würde.

Im übrigen hielt er, nach Wien zurückgekehrt, an seinem gefaßten Entschluß fest, sich so oder so zum Baumeister auszubilden. Er sagt darüber:

„Als ich nun nach dem Tode der Mutter zum dritten Male nach Wien und dieses Mal für viele Jahre zog, war bei mir mit der unterdessen verstrichenen Zeit Ruhe und Entschlossenheit zurückgekehrt. Der frühere Trotz war wieder gekommen, und mein Ziel endgültig ins Auge gefaßt. Ich wollte Baumeister werden..." —

Der Tag meiner Abreise, der 22. Februar 1907, war gekommen. Am Vormittag ging ich noch mit meiner Mutter in die Karmeliterkirche. Ich fühlte, wie schwer meinem guten Mütterlein der Abschied fiel, obwohl sie selbst am zähesten an dem gefaßten Entschluß festhielt. Doch erinnere ich mich auch noch an eine typische Bemerkung, die mein Vater an jenem Tage gemacht hat, als er die Mutter weinen sah: „Ich versteh dich nicht, Mutter", sagte er, „daß du gar so niedergeschlagen bist. Wir haben dem Gustl nicht angeschafft, sein Elternhaus zu verlassen. Er selber will es ja."

Meine Mutter verlegte ihren Abschiedsschmerz auf die Sorge um mein leibliches Wohl. Sie gab mir ein schönes Stück Schweinskarree mit, und Bratenfett, das als Brotaufstrich dienen sollte, wurde in einem eigenen Gefäß verwahrt. Ein Rein Buchteln wurde gebacken, ein großes Stück Emmentaler Käse verstaut. Besonders achtgeben sollte ich auf das Glas Marmelade sowie auf die Flasche Kaffee. Mein brauner Segeltuchkoffer wurde trotz der beiden Faltzüge an den Seiten mit Lebensmitteln prall gefüllt.

So ging ich nun, in jeder Hinsicht wohl versorgt, nach dem letzten gemeinsamen Mittagessen zum Bahnhof. Meine Eltern begleiteten mich. Der Vater drückte mir die Hand und sagte: „Bleib immer ein anständiger Mensch!" Die Mutter aber küßte mich mit nassen Augen und machte mir, als der Zug losfuhr, das Kreuzzeichen. Noch lange fühlte ich ihre zarten Finger, wie sie das Kreuz auf meine Stirne schrieben.

STUMPERGASSE 29

Der erste Eindruck, den ich bei meiner Ankunft in Wien erhielt, war der eines aufgeregten, lärmenden Durcheinanders. Da stand ich mit meinem schweren Koffer in der Hand und war so betäubt, daß ich zuerst gar nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte. Diese vielen Menschen und dieser Krawall! Das konnte ja gut werden. Am liebsten wäre ich stante pede wieder umgekehrt und heimgefahren. Aber die Leute drängten mich schimpfend und fluchend weiter und zwängten mich durch die Sperre, die von Bahnangestellten und Polizeiorganen überwacht wurde. Da stand ich schon in der Durchgangshalle und blickte mich nach meinem Freund um. Unvergeßlich ist mir diese erste Begrüßung auf dem Boden Wiens geblieben. Während ich, noch ganz benommen von all dem Geschrei und Wirbel, hilflos dastand, von weitem als einer, der vom Lande hereinkam, zu erkennen — „Linz = Provinz", wie die Wiener spottend reimten —, trug Adolf ein ausgesprochen gewandtes, großstädtisches Benehmen zur Schau. In seinem gediegenen dunklen Wintermantel, dem dunklen Hut, dem Spazierstock mit dem Elfenbeingriff, sah er beinahe vornehm aus. Er freute sich offensichtlich über meine Ankunft, begrüßte mich herzlich und gab mir nach damaliger Gepflogenheit einen leichten Kuß auf die Wange.

Das erste Problem, das sich mir entgegenstellte, war der Transport meines Koffers, der dank der Fürsorge meiner Mutter ein sehr beträchtliches Gewicht hatte. Schon blickte ich mich nach einem Packträger um, aber da faßte Adolf schon einen der beiden Tragriemen und ich den anderen. Wir überquerten die Mariahilfer Straße — wieder Menschen überall, ein beängstigendes Hinundher und ein Lärm, so schrecklich, daß man das eigene Wort nicht verstand, imponierend aber die elektrischen Bogenlampen, die den Bahnhofsvorplatz taghell beleuchteten! Ich weiß noch, wie glücklich ich war, als Adolf bald danach in eine Seitengasse einbog, die Stumpergasse. Hier war es still und dunkel. Vor einem ziemlich neugebauten Hause auf der rechten Seite, es war Nummer 29, hielt Adolf ein. So viel ich sehen konnte, war es ein sehr schönes Haus, geradezu stattlich und vornehm, vielleicht etwas zu vornehm für junge Leute unserer Art, dachte ich. Aber Adolf schritt durch den Hausflur hindurch und überquerte einen schmalen Hof. Das Hinterhaus sah wesentlich bescheidener aus. Über eine dunkle Stiege ging es in den zweiten Stock.

Mehrere Türen führten auf den Flur. Nummer 17 war die richtige. Adolf schloß auf. Ein übler Geruch von Petroleum schlug mir entgegen, der für mich seither in der Erinnerung untrennbar mit dieser Wohnung verbunden ist. Wir befanden uns anscheinend in einer Küche. Die Wohnungsinhaberin war nicht anwesend. Adolf öffnete eine zweite Türe. Im Kabinett, das er bewohnte, brannte eine dürftige Petroleumlampe. Ich blickte mich um. Das erste, was mir auffiel, waren Zeichnungen, die überall herumlagen, auf dem Tisch, auf dem Bett. Alles sah trostlos und ärmlich aus. Adolf räumte den Tisch ab, breitete Zeitungspapier darüber und holte vom Fenster her eine Flasche Milch. Daneben stellte er Hausbrot und Aufschnitt. Aber ich sehe sein blasses, ernstes Gesicht noch vor mir, als ich diese Dinge zur Seite schiebe und vor seinen Augen den Koffer öffne. Kalter Schweinsbraten, Buchteln und andere Herrlichkeiten. Er sagte bloß: „Ja, wenn man halt noch eine Mutter hat!" Dann aßen wir königlich. Es schmeckte so großartig nach „Daheim". Jetzt war ich nach all dem Trubel erst wieder einigermaßen bei mir selbst.

Nach einer kurzen Pause fiel die erwartete Frage nach Stefanie. Als ich ihm bekennen mußte, daß ich längere Zeit hindurch nicht am Bummel gewesen war, meinte Adolf, daß ich ihm zuliebe hätte hingehen müssen. Ehe ich darauf antworten konnte, klopfte es. Ein altes, verschrumpftes Weiblein, etwas komisch im Äußeren, schlüpfte durch die Tür. Adolf erhob sich und stellte mich in aller Form vor: „Mein Freund Gustav Kubizek, Musikstudent aus Linz." — „Sehr erfreut, sehr erfreut", wiederholte die alte Frau mehrmals und nannte nun gleichfalls ihren Namen: Maria Zakreys. An dem singenden Tonfall und der eigentümlichen fremdartigen Aussprache erkannte ich sogleich, daß Frau Zakreys keine Wienerin war. Richtiger gesagt, eine Wienerin wohl, vielleicht sogar eine sehr typische, nur war ihre Wiege nicht in Hernais oder Lerchenfeld, sondern in Stanislau oder Neutitschein gestanden. Ich fragte nicht danach, erfuhr es auch niemals, schließlich blieb es ja auch gleichgültig. Jedenfalls war Frau Zakreys für Adolf und mich der einzige Mensch in dieser Millionenstadt, mit dem wir Umgang pflegten. Ich erinnere mich, daß mich Adolf noch an diesem ersten Abend, so abgespannt ich auch war, durch die Stadt führte. Wie konnte ein Mensch nach Wien kommen und sich schlafen legen, ohne die Hofoper gesehen zu haben? So wurde ich zur Oper geschleppt. Die Vorstellung war noch nicht zu Ende. Ich bewunderte die Eingangshalle, den prunkvollen Stiegenaufgang, die Marmorbalustrade, die Veloursteppiche, die vergoldeten Stukkaturen an der Decke. Auf die ärmliche Wohnung in der Stumpergasse hinauf kam es mir jetzt vor, als wäre ich auf einen anderen Planeten versetzt worden, so überwältigend war dieser Eindruck. Nun wollte ich aber auch den Stephansturm sehen. Wir gingen die Kärntner Straße hinein. Aber der nächtliche Nebel war so dicht, daß

der Turm darin verschwand. Ich sah bloß die gewaltige, dunkle Masse des Hauptschiffes, wie sie, unübersehbar, beinahe unheimlich, gar nicht wie etwas von Menschen Gebautes, in das graue Einerlei des Nebels hineinwuchs. Adolf führte mich, um mir noch etwas Besonderes zu zeigen, zur Kirche Maria am Gestade, die mir, mit der Wucht des Stephansdomes verglichen, wie eine zierliche gotische Kapelle vorkam.

Als wir heimkamen, mußten wir dem mürrischen Hausmeister, den wir aus dem Schlafe geschellt hatten, jeder ein „Sperrsechserl" für das Öffnen der Haustüre zahlen. Frau Zakreys hatte für mich auf dem Fußboden des Kabinetts ein primitives Lager hergerichtet. Obwohl Mitternacht schon längst vorüber war, sprach Adolf noch heftig auf mich ein. Aber ich hörte ihn nicht mehr. Es war einfach zuviel für mich. Der bewegte Abschied daheim, das ergriffene Antlitz der Mutter, die Fahrt, die Ankunft, der Lärm, der Trubel, das Wien im Hinterhaus der Stumpergasse, das Wien der Hofoper — erschöpft schlief ich ein.

Bei Frau Zakreys konnte ich natürlich nicht bleiben. Es war ja auch unmöglich, in dem kleinen Kabinett einen Flügel aufzustellen. Also machten wir uns am anderen Morgen, nachdem Adolf endlich aufgestanden war, auf die Zimmersuche. Da ich möglichst in der Nähe meines Freundes wohnen wollte, stöberten wir die nahegelegenen Gassen und Straßen des sechsten und siebenten Bezirkes ab. Wieder konnte ich dieses so verlockende Wien von der „Kehrseite" sehen. Dunkle Hinterhöfe, enge, lichtlose Mietshäuser und Treppen, immer wieder Treppen. Zehn Kronen zahlte Adolf bei Frau Zakreys, so viel wollte auch ich für ein Kabinett bezahlen. Aber, was uns gezeigt wurde, war meistens so klein und dürftig, daß unmöglich ein Flügel aufgestellt werden konnte, und fanden wir endlich ein Kabinett, das groß genug gewesen wäre, so hieß es, mit einem Mieter, der Klavier spielt, wolle man nichts zu tun haben. Ich war deprimiert und niedergeschlagen. Das Heimweh plagte mich schmerzlich. Was war dieses Wien für eine große Stadt! Nichts als fremde, teilnahmslose Menschen, war es nicht furchtbar, hier zu leben? So ging ich neben Adolf sehr verzagt und kleinlaut die Zollergasse hinab. Da sahen wir an einem Hause wieder ein Schild: „Zimmer zu vermieten." Als wir an der Türe läuteten, öffnete uns ein sehr adrett gekleidetes Stubenmädchen und führte uns in einen sehr elegant eingerichteten Raum, in dem ein prunkvolles Doppelbett stand. „Die Gnädige kommt gleich", erklärte uns das Mädchen, knickste und verschwand. Wir begriffen beide sogleich, daß es hier für uns zu vornehm war. Aber da erschien bereits die „Gnädige" in der Türe, eine vollendete Dame, nicht mehr ganz jung, aber sehr elegant. Sie trug einen seidenen Schlafmantel, die Hausschuhe, sehr zierliche Pantöffelchen, waren mit Pelz verbrämt. Lächelnd begrüßte sie uns, betrachtete Adolf, dann mich und bot uns Platz an. Mein Freund fragte, welches Zimmer hier zu vermieten wäre.

„Dieses hier!” meinte die Dame und wies auf die beiden Betten hin. Adolf schüttelte den Kopf. „Dann müßte ein Bett heraus, denn mein Freund muß einen Flügel aufstellen können”, sagte er kurz. Die Dame war sichtlich betroffen, daß nicht Adolf, sondern ich ein Zimmer zu mieten wünsche, und fragte, ob denn er, Adolf, schon ein Zimmer habe. Als er das bejahte, schlug sie ihm vor, mich mitsamt dem Flügel, den ich brauchte, in sein Kabinett einziehen zu lassen und dafür dieses Zimmer zu mieten. Während sie dies Adolf in sehr lebhaften Worten auseinandersetzte, löste sich durch eine zu hastige Bewegung die Schnur, die den Schlafmantel zusammenhielt. „Oh, pardon, meine Herren!” rief die Dame sogleich und faßte den Mantel wieder zusammen. Doch der Augenblick hatte genügt, um uns zu zeigen, daß sie unter ihrem Seidenmantel nicht mehr als ein kleines Höschen trug. Adolf wurde puterrot, stand auf, faßte mich am Arm und sagte: „Komm, Gustl!” Ich weiß nicht mehr, wie wir aus der Wohnung hinauskamen. Nur an das eine Wort erinnere ich mich noch, das Adolf wütend hervorstieß, als wir endlich auf der Straße waren: „So eine Potiphar!” Aber anscheinend gehörten auch solche Erlebnisse zu Wien. Wieder stand ich vor jener unfaßbaren und doch für das damalige Wien so typischen Gegensätzlichkeit: Vier Stunden lang nichts als kalte, unbeteiligte Ablehnung und dann unvermutet diese allzu deutliche Einladung!

Adolf mochte fühlen, wie schwer es für mich war, mich in dieser verwirrenden Großstadt zurechtzufinden, denn auf dem Heimweg machte er mir den Vorschlag, daß wir gemeinsam ein Zimmer nehmen sollten. Er wollte mit Frau Zakreys sprechen. Vielleicht ließe sich eine Lösung in ihrer eigenen Wohnung finden.

Tatsächlich gelang es ihm, Frau Zakreys zu überreden, in sein Kabinett zu übersiedeln und uns das etwas geräumigere Zimmer, das bisher sie bewohnt hatte, zu überlassen. Wir vereinbarten dafür eine Miete von zwanzig Kronen. Gegen mein Klavierspiel hatte sie nichts einzuwenden. Eine glänzende Lösung also, die mich sehr befriedigte.

Am anderen Morgen — Adolf schlief noch — ging ich zum Konservatorium, um mich anzumelden. Ich legte die Zeugnisse des Linzer Musikvereines vor und wurde sogleich geprüft. Zuerst fand eine allgemeine Gehörprüfung statt, dann mußte ich vom Blatt singen, schließlich bekam ich noch eine Klausurarbeit aus Harmonielehre. Das ging alles sehr glatt. Nur in Musikgeschichte — ich hatte dieses Fach lediglich privat studiert — machte mir das gestellte Prüfungsthema „Das Zeitalter der Barockoper” einige Schwierigkeiten. Die Bülow-Cramer-Etüden auf dem Klavier beendeten die Aufnahmsprüfung. Ich wurde in das Sekretariat gerufen. Direktor Kaiser — für mich war es wirklich der Kaiser — gratulierte mir zu meinem Erfolg und orientierte mich über die zu belegenden Fächer. Er riet mir, als

außerordentlicher Hörer auf der Universität zu inskribieren und dort Musikgeschichte zu hören. Ferner stellte er mich dem Kapellmeister Gustav Gutheil vor, bei dem ich Partiturlesen, Partiturspiel lernen und praktische Übungen im Dirigieren durchführen sollte. Außerdem wurde ich als Bratschist in das Institutsorchester aufgenommen.

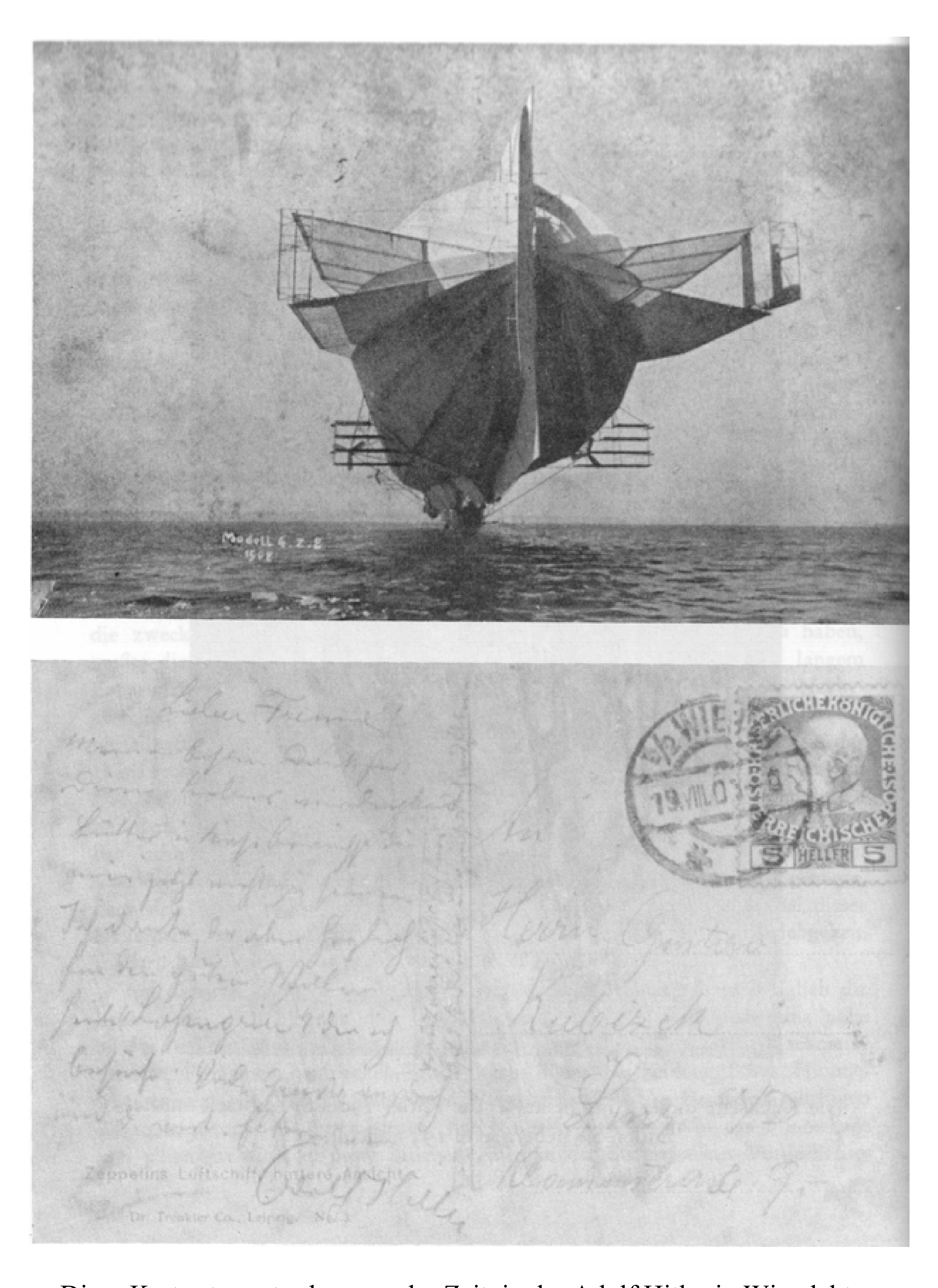
Das hatte alles Hand und Fuß, und so stand ich nun bald trotz der anfänglichen Verwirrungen auf festem Boden. Wie so oft in meinem Dasein, fand ich in der Musik Trost und Hilfe, mehr noch, sie wurde mir jetzt zum Inhalt meines Lebens. Endgültig war ich damit der staubigen Tapeziererwerkstätte entflohen und lebte ganz meiner Kunst.

In der benachbarten Liniengasse entdeckte ich einen Klaviersalon, dessen Inhaber Feigl hieß. Dort sah ich mir die Leihklaviere an. Es waren verständlicherweise keine besonders guten Instrumente. Doch fand ich schließlich einen ganz passablen Flügel, den ich gegen eine monatliche Gebühr von zehn Kronen mietete. Als Adolf, über dessen Tageseinteilung ich mir noch nicht ganz klar geworden war, am Abend zurückkehrte, war er erstaunt, den Flügel zu sehen. Für das nicht sehr große Zimmer wäre ein Pianino zweckmäßiger gewesen. Aber wie sollte ich Kapellmeister werden können ohne einen Flügel! Freilich, so einfach, wie ich gedacht hatte, war die Sache nicht. Adolf griff sogleich ein, um die zweckmäßigste Aufstellung zu erproben. Um genügend Licht zu haben, mußte die Klaviatur nahe dem Fenster stehen. Das sah er ein. Nach langem Experimentieren wurde das Inventar des Zimmers — zwei Betten, ein Nachtkästchen, ein Kleiderkasten, ein Waschkasten, ein Tisch, zwei Stühle — in die vorteilhafteste Stellung gebracht. Trotzdem reichte das Instrument über das ganze rechte Fenster. Der Tisch mußte in die linke Fensternische gerückt werden. Der Durchgang zwischen den Betten und dem Flügel sowie zwischen den Betten und dem Tisch war kaum mehr als dreißig Zentimeter breit. Für Adolf aber war das Aufundabgehen genau so wichtig wie für mich das Klavierspiel. Erste Probe! Von der Türe bis in die Schweifung des Flügels — drei Schritte! Das genügte, denn drei Schritte vor, drei zurück waren sechs, auch wenn Adolf bei dieser Dauerpromenade so oft wenden mußte, daß es kaum mehr ein Aufundabgehen, sondern beinahe eine Bewegung um die eigene Achse war.

Von der übrigen Welt konnten wir von unserer Behausung aus lediglich die kahle, verrußte Rückwand des Vorderhauses sehen. Nur wenn man ganz nahe an das freie Fenster herantrat und steil nach oben blickte, ließ sich ein schmaler Streifen Firmament entdecken, doch auch dieses bescheidene Stück Himmel war meistens von Rauch, Staub oder Nebel verhangen. An besonders günstigen Tagen kam sogar die Sonne durch. Freilich schien sie kaum in das Hinterhaus und schon gar nicht in unser Zimmer. Aber an der Stirnseite des Vorderhauses war dann für ein paar Stunden ein von der Sonne hell



Die Rückseite dieser Ansichtskarte, die Hitler 1906 an Kubizek sandte, finden Sie neben Seite 219 abgebildet.



Diese Karte stammt schon aus der Zeit, in der Adolf Hitler in Wien lebte.

beschienener Streifen zu sehen, der uns den Sonnenschein ersetzen mußte, den wir so sehr entbehrten.

Ich erzählte Adolf, daß ich die Aufnahmeprüfung am Konservatorium gut bestanden hätte und freute mich, daß ich jetzt gleich ihm in einem festen Studium stand. Adolf sagte bloß: „Ich hab' gar nicht gewußt, daß ich so einen gescheiten Freund habe." Das klang nicht sehr schmeichelhaft. Aber ich hatte mich an solche Äußerungen von ihm bereits gewöhnt. Er hatte anscheinend sehr kritische Tage jetzt, war leicht reizbar und winkte barsch ab, wenn ich von meinem Studium zu sprechen begann. Mit meinem Flügel fand er sich schließlich ganz gut ab. Da könne auch er seine Kenntnisse wieder auffrischen, meinte er. Ich machte mich erbötig, ihn zu unterrichten. Da traf ich es aber wieder ganz verkehrt. Grollend knurrte er mich an: „Behalte dir deinen Etüden- und Skalenkram! Ich bringe mich schon selbst weiter." Doch dann beruhigte er sich wieder und sagte, versöhnlich gestimmt: „Wozu sollte ich ein Musiker werden, Gustl! Ich hab' ja dich!" —

Unsere Lebensverhältnisse waren äußerst bescheiden. Große Sprünge konnte ich ja auch mit dem Monatsgeld, das mir mein Vater zusandte, nicht machen. Adolf erhielt regelmäßig zu Beginn jeden Monats von seinem Vormund einen bestimmten Betrag überwiesen. Wie hoch diese Summe war, weiß ich nicht, vielleicht war es nur die Waisenrente, also 25 Kronen, von denen er zehn Kronen sogleich an Frau Zakreys wegzahlen mußte, vielleicht war es etwas mehr, falls der Vormund auch die elterliche Erbschaft angriff und entsprechend einteilte. Ob Verwandte Adolf unterstützten, vielleicht die bucklige Tante Johanna, weiß ich nicht. Ich weiß bloß, daß Adolf schon damals sehr viel hungerte, obwohl er es mir nicht gerne gestand. Wie eine Tagesverpflegung Adolfs normalerweise aussah? Eine Flasche Milch, ein Ankerbrot, etwas Butter. Mittags kaufte er sich häufig ein Stück Mohn- oder Nußstrudel dazu. Damit fand er das Auslangen. Alle vierzehn Tage kam von meiner Mutter ein Eßpaket, dann war Festtag auf unserer Bude. Aber in Geldsachen war Adolf sehr genau. Ich wußte niemals, wieviel oder, besser gesagt, wie wenig er besaß. Sicherlich schämte er sich insgeheim. Nur hin und wieder brach der Zorn aus ihm hervor. Dann polterte er wütend los: „Ist das nicht ein Hundeleben, das wir führen?" Und doch war er glücklich und zufrieden, wenn wir einmal wieder in die Oper kamen, ein Konzert hörten oder ein interessantes Buch ihn beschäftigte.

Lange konnte ich nicht herausbringen, wo er zu Mittag aß. Meine Frage darüber wurde schroff abgewiesen. Das war kein Thema, über das man sich unterhielt. Da ich nachmittags manchmal etwas mehr Zeit hatte, kam ich bald nach meinem Mittagmahle heim. Aber ich traf Adolf um diese Zeit niemals in der Wohnung an. Vielleicht saß er in der Volksküche drüben in der Liniengasse, in der ich manches Mal zu Mittag speiste. Nein, dort war er nicht.

Ich ging ins „Auge Gottes”. Auch dort war er nicht zu finden. Als ich ihn abends fragte, weshalb er nie in die Volksküche käme, hielt er mir einen Vortrag über die erbärmliche Einrichtung dieser Volksspeisehäuser, in denen die Trennung der sozialen Schichten mit Hilfe der Krautschüssel demonstriert wurde. Als Universitätszuhörer hatte ich die Möglichkeit, in der Mensa zu essen — es war noch die alte Mensa, damals bestand die vom Deutschen Schulverein errichtete deutsche Mensa noch nicht! Ich konnte auch Adolf billige Marken für das Essen beschaffen. Er ging auch schließlich mit mir hin. Ich wußte, wie gerne er Mehlspeisen hatte, und nahm zum Braten noch einige Buchtelmarken dazu. Ich dachte, es müsse ihm herrlich schmecken, denn man konnte ihm ja am Gesicht ablesen, wie hungrig er war. Er aber würgte trotzig die Bissen hinunter. „Ich verstehe nicht, wie es dir neben diesen Leuten schmecken kann!” zischte er mir zornig zu. Natürlich verkehrten in der Mensa Angehörige aller Nationen der Monarchie, auch viele jüdische Studenten. Das war für ihn Grund genug, nicht mehr hinzugehen. Genauer gesagt: bei aller Konsequenz, der er fähig war, blieb der Hunger doch mitunter Sieger. Dann drückte er sich in der Mensa neben mir in eine Ecke, kehrte dem übrigen Publikum den Rücken und verschlang heißhungrig den Nußstrudel, den er über alles liebte. Ich habe in meiner politischen Unbekümmertheit dieses Hinundherpendeln zwischen Antisemitismus und Appetit auf Nußstrudel mit heimlichem Vergnügen oft genug miterlebt.

Tagelang konnte Adolf nur von Milch, Brot und etwas Butter leben. Ich war gewiß nicht verwöhnt, aber in diesem Punkte konnte ich ihm nicht folgen.

Bekanntschaften machten wir keine. Adolf hätte es niemals ertragen, daß ich neben ihm noch Zeit für andere hätte. Mehr denn je faßte er unsere Freundschaft als eine Angelegenheit auf, die jede andere Beziehung ausschloß. Durch einen Zufall bekam ich darüber von ihm eine ganz eindeutige Belehrung.

Harmonielehre war mein besonderes Steckenpferd. Schon in Linz hatte ich in diesem Fache geglänzt. Spielend kam ich im Unterricht mit. Da ließ mich Professor Boschetti ins Sekretariat rufen und fragte mich, ob ich bereit wäre, Nachhilfeunterricht zu erteilen. Dann wurde ich mit meinen künftigen Schülerinnen bekannt gemacht. Die beiden Töchter eines Brauereibesitzers in Kolomea, eine siebenbürgische Gutsbesitzerstochter aus Radautz sowie die Tochter eines Großkaufmannes in Spalato. Der krasse Unterschied zwischen den vornehmen Pensionen, in denen die jungen Damen wohnten, und unserer finsteren, ständig nach Petroleum riechenden Bude bedrückte mich sehr. Meistens bekam ich nach der erteilten Stunde eine Jause, so ausgiebig, daß sie mir das Abendessen ersetzen konnte. Als noch die Tochter eines Tuchfabrikanten aus Jägerndorf in Schlesien und die Tochter eines Gerichtsvorstehers in Agram dazugekommen waren, saßen mit meinem halben

Dutzend Schülerinnen Mädchen aus allen Teilen der weitläufigen Donaumonarchie beisammen. Und da geschah das Unvorhergesehene. Eine von ihnen, die Schlesierin, fand sich in einer schriftlichen Arbeit nicht zurecht und lief zu mir in die Stumpergasse, um mich um Auskunft zu fragen. Als unsere gute alte Zimmerfrau das junge hübsche Mädchen sah, zog sie erstaunt die Augenbrauen hoch. Nun, das ging noch an. Mir war ja wirklich nur um das musikalische Beispiel zu tun, das sie nicht begriffen hatte. Ich erklärte ihr die Sache. Rasch schrieb sie sich das Beispiel auf. Da trat Adolf in das Zimmer. Ich stellte ihn meiner Schülerin vor: „Mein Freund aus Linz, Adolf Hitler!" Adolf schwieg. Aber kaum war das Mädel draußen, fiel er, der seit dem mißglückten Erlebnis mit Stefanie frauen- und mädchenfeindlich eingestellt war, wütend über mich her. Ob unsere ohnedies durch den Flügel, dieses Monstrum, verstellte Bude nun auch zum Rendezvous für dieses musikalische Weibsgezücht werden sollte, fragte er mich erbost. Ich hatte Mühe, ihn davon zu überzeugen, daß die Ärmste keineswegs Liebeskummer hege, sondern nur Prüfungsschmerzen. Das Ergebnis war ein ausführlicher Vortrag über die Sinnlosigkeit des weiblichen Studiums. Schlag auf Schlag prasselten die Worte auf mich nieder, als wäre ich der Tuchfabrikant oder Brauereibesitzer, der seine Töchter auf das Konservatorium geschickt hatte. Immer weiter verlor sich Adolf in einer Kritik der sozialen und gesellschaftlichen Zustände. Ich kauerte schweigend auf dem Klavierhocker, während er wütend die drei Schritte vor-, drei Schritte zurücklief und seine Empörung in möglichst scharfen Wendungen hart an der Türe oder am Klavier entlud.

Überhaupt hatte ich in dieser ersten Zeit in Wien den Eindruck, daß Adolf ganz aus dem Gleichgewicht gekommen war. Der geringste Anlaß konnte zu wütenden Zornesausbrüchen führen. Es gab Tage, an denen ich ihm nichts rechtmachen konnte und er mir jedes Zusammensein gründlich verleidete. Aber ich kannte Adolf nun schon seit mehr als drei Jahren. Ich hatte seine schweren Krisen nach dem Scheitern an der Schule und dem Tode der Mutter miterlebt. Ich wußte zwar nicht, worauf diese seelischen Depressionen zurückzuführen waren. Aber einmal würde sich dieser Zustand wohl bessern, dachte ich.

Mit aller Welt war er überworfen. Wohin er blickte, sah er nur Ungerechtigkeit, Haß, Feindschaft. Nichts hatte vor seinem kritischen Urteil Bestand, nichts ließ er gelten. Nur allein die Musik vermochte ihn etwas aufzuheitern, so etwa, wenn wir an Sonntagen zu den kirchenmusikalischen Aufführungen in der Burgkapelle gingen. Hier konnte man kostenlos Solisten der Wiener Hofoper und den Chor der Wiener Sängerknaben hören. Adolf liebte diesen berühmten Knabenchor ganz besonders, und er gestand mir immer wieder, wieviel er jener musikalischen Ausbildung verdanke, die er selbst im Stift Lambach empfangen hätte. Andererseits war für ihn gerade

damals die Erinnerung an seine unbekümmerte, sorglose Kindheit besonders schmerzlich.

Dabei war er rastlos beschäftigt. Ich hatte keine rechte Vorstellung davon, was es für einen Studierenden der Akademie der Bildenden Künste zu tun gäbe. Jedenfalls mußte dieses Studium sehr vielseitig sein, denn einmal saß Adolf stundenlang über Büchern, dann wieder schrieb er bis tief in die Nacht hinein, und wieder einmal war der Flügel, der Tisch, sein Bett und das meine, ja sogar der Fußboden mit Zeichnungen bedeckt. Adolf blickte gespannt auf sein Werk nieder, stelzte auf den Zehenspitzen zwischen den Zeichenblättern herum, verbesserte da, korrigierte dort und sprach halblaut vor sich hin, wobei er die hastig gesprochenen Worte durch heftige Gesten unterstrich. Wehe, wenn ich ihn bei diesen Betrachtungen störte. Ich hatte großen Respekt vor diesem schwierigen und umständlichen Studium und gab mich mit dem, was ich sah, zufrieden. Wenn ich aber dann doch ungeduldig den Flügel aufklappte, schob er hastig die Blätter zusammen, verwahrte sie im Kasten, klemmte ein Buch unter den Arm und lief damit nach Schönbrunn. Er hatte dort eine stille Bank entdeckt, mitten im Grünen, auf der ihn niemand störte. Was sich bei seinem Studium im Freien durchführen ließ, wurde auf dieser einsamen Bank bewältigt. Auch ich liebte diesen stillen Platz, auf dem man vergessen konnte, mitten in einer Millionenstadt zu sein. Ich habe diese vertraute Bank im abgelegensten Teil des Parkes in späteren Jahren, wenn ich nach Schönbrunn kam, noch öfters besucht.

Aber anscheinend konnte ein Bauschüler viel mehr im Freien und selbständiger arbeiten als ein Konservatorist. Als er einmal wieder bis tief in die Nacht hinein geschrieben hatte — die kleine häßliche, rußende Petroleumlampe war fast niedergebrannt, ich konnte nicht schlafen, — trat ich zu ihm und fragte ihn, was denn aus dieser Arbeit werden solle. Statt einer Antwort reichte er mir ein paar mit hastigen Zügen vollgeschriebene Seiten hin. Erstaunt las ich: Heiliger Berg im Hintergrund, davor der mächtige Opferstein, von riesigen Eichen überschattet. Zwei gewaltige Recken halten den schwarzen Stier, der geopfert werden soll, an den Hörnern fest und pressen das wuchtige Haupt des Opferstieres gegen die Höhlung des Steines. Hinter ihnen steht, hochaufgerichtet, der Priester in hellem Gewande. Er hält das Schlachtschwert in seinen Fäusten, mit welchem er den Stier töten wird. Rundum starren ernste, bärtige Männer, auf ihre Schilde gestützt, die Speere aufgerichtet, gespannt auf die feierliche Szene.

Ich konnte keinen Zusammenhang zwischen dieser merkwürdigen Darstellung und einem Architekturstudium entdecken. Also fragte ich, was das werden solle.

„Ein Schauspiel", antwortete Adolf.

Dann schilderte er mir in packenden Worten die Handlung. Leider habe ich

sie längst vergessen. Ich weiß nur noch, daß das Stück in den bayrischen Voralpen spielen sollte, und zwar zur Zeit der Christianisierung. Die Männer, die um den Heiligen Berg wohnten, waren nicht gewillt, sich zum neuen Glauben bekehren zu lassen. Im Gegenteil! Sie hatten sich verschworen, die christlichen Sendboten zu erschlagen. Daraus entwickelte sich der dramatische Konflikt dieses Stückes.

Schon wollte ich Adolf fragen, ob ihm denn sein Studium auf der Akademie der Bildenden Künste so viel freie Zeit ließe, daß er nebenher solche Dramen schreiben könne. Aber ich wußte, wie empfindlich Adolf in allem war, was seinen erwählten Beruf berührte. Ich konnte ihm das nachfühlen, denn er hatte sich sein Studium mühsam genug erkämpft. Das mache ihn in diesem Punkte besonders empfindlich, dachte ich. Aber trotzdem schien etwas daran nicht ganz zu stimmen.

Sein Gemütszustand bereitete mir von Tag zu Tag mehr Sorge. Niemals früher hatte ich diese selbstquälerische Art an ihm entdeckt. Im Gegenteil! Was sein Selbstbewußtsein anging, besaß er meiner Erfahrung nach eher zuviel davon als zuwenig. Doch das schien jetzt ins Gegenteil umzuschlagen. Immer tiefer wühlte er sich in seine Selbstvorwürfe hinein. Doch bedurfte es nur einer einfachen Umschaltung — wie man mit leichter Hand das Licht andreht und alles Dunkle plötzlich strahlend hell wird, — und die gegen sich selbst gerichtete Anklage wurde zu einer Anklage gegen die Zeit, gegen die ganze Welt. In sich überstürzenden Haßtiraden schleuderte er der Gegenwart seinen Zorn entgegen, allein und einsam, gegen die gesamte Menschheit, die ihn nicht verstand, die ihn nicht gelten ließ, von der er sich verfolgt und betrogen fühlte. Noch sehe ich ihn vor mir, wie er in maßloser Erregung mit großen, weitausholenden Schritten den schmalen Raum durchmißt, bis ins Innerste ergriffen. Ich saß, die Finger stumm auf der Klaviatur, am Flügel und hörte ihm zu, aufgewühlt von seinen Haßgesängen und doch im Innersten voll Sorge um ihn, denn was er da an die kahlen Wände schrie, hörte ja niemand außer mir und vielleicht Frau Zakreys, die draußen in der Küche herumhantierte und sich vielleicht Sorge machte, ob dieser rabiate junge Mensch auch in der Lage wäre, künftig seine Miete zu bezahlen. Aber die, gegen die diese glühenden Worte gerichtet waren, alle, die es anging, hörten ihn ja nicht. Wozu also der ganze Aufwand? Plötzlich aber fiel mitten in dieser haßerfüllten Rede, mit der er eine ganze Epoche in die Schranken rief, ein Wort, das mir den düsteren Abgrund aufzeigte, an dessen Rand er sich in seinen Gedanken bewegte:

„Ich werde auf Stefanie verzichten." Dies war das furchtbarste Wort, das ihm über die Lippen kommen konnte, denn Stefanie war der einzige Mensch auf Gottes Erde, der außerhalb dieser verruchten Menschen stand, ein Wesen, das, von strahlender Liebe verklärt, seinem gequälten Dasein Sinn und Inhalt

gegeben hatte. Der Vater tot, die Mutter tot, die einzige Schwester noch ein Kind — was war ihm denn geblieben? Er hatte keine Familie, kein Daheim. Nur seine Liebe, nur Stefanie war ihm inmitten der schweren Krisen und Katastrophen treu an der Seite geblieben — freilich nur in seiner Einbildung. Aber diese Einbildung war bisher stark genug gewesen, um ihm über sein eigenes Schicksal hinwegzuhelfen. In der seelischen Erschütterung, die er in diesen Wochen durchlebte, war aber anscheinend auch diese so hartnäckig geglaubte Vorstellung zusammengebrochen.

„Ich dachte, du wolltest ihr schreiben?" warf ich ein, um ihm mit meinem Vorschlag weiterzuhelfen.

Mit einer herrischen Geste tat er meine Worte ab (erst vierzig Jahre später erfuhr ich, daß er damals tatsächlich an Stefanie geschrieben hatte), dann fielen Worte, wie ich sie noch niemals von ihm gehört hatte:

„Sinnlos, auf Stefanie zu warten. Gewiß hat die Frau Mama den Mann, den Stefanie heiraten muß, schon bereit. Liebe? Danach wird nicht gefragt. Eine gute Partie, zumindest in den Augen der Frau Mama."

Es folgte eine wütende Auseinandersetzung mit der Frau „Mama", mit den Angehörigen jener vornehmen Kreise überhaupt, die durch klug arrangierte Heiraten sich die unverdienten Vorteile, die sie innerhalb der menschlichen Gesellschaft genießen, gegenseitig garantieren.

Ich gab den Versuch, noch am Klavier zu üben, auf und ging zu Bett. Adolf stürzte sich über seine Bücher. Ich weiß noch, wie betroffen ich damals war. Wenn Adolf nicht mehr an Stefanie festhielt, was sollte dann aus ihm werden?

Zwiespältige Gefühle beherrschten mich. Einerseits war ich froh, daß die aussichtslose Liebe zu Stefanie endlich ausklang und ihn seelisch entlastete, andererseits wußte ich, daß Stefanie sein einziges Ideal war, das ihm Auftrieb verlieh und seinem Schaffen ein Ziel setzte.

Anderntags kam es zwischen uns beiden zu einem bösen Krach. Der Anlaß war geringfügig. Ich mußte auf dem Flügel üben, Adolf wollte lesen. Draußen regnete es. Also konnte er nicht nach Schönbrunn hinüberlaufen.

„Dieses ewige Geklimper!" fuhr er auf mich los. „Nie ist man davor sicher."

„Ganz einfach", erwiderte ich, stand auf, zog meinen Stundenplan aus der Musikmappe und heftete ihn mit Reißnägeln an die Wand des Kastens. Daraus konnte Adolf genau ersehen, wann ich abwesend war, wann nicht und wie meine Übungsstunden lagen. „Und nun häng deinen Stundenplan darunter", fügte ich bei. Stundenplan? So etwas brauche er sich nicht aufzuschreiben. Seinen Stundenplan habe er im Kopfe. Das genüge ihm und das müßte auch mir genügen. Schluß.

Ich zog zweifelnd die Schulter hoch. Seine Arbeit war ja alles weniger als geordnet und systematisch. Er arbeitete ja fast nur in der Nacht, am Morgen

schlief er.

Ich hatte mich am Konservatorium sehr rasch und gut eingelebt, meine Kenntnisse wurden anerkannt, ich wurde gelobt, sogar ausgezeichnet, wie dies die Aufforderung, Nachhilfestunden zu erteilen, bewies. Das machte mich begreiflicherweise stolz, sicherlich auch etwas eingebildet. Musik als die am wenigsten Verstandes- und wissensmäßig faßbare Kunst ließ auch am leichtesten eine mangelhafte Schulbildung übersehen. So steuerte ich denn, zufrieden und glücklich, mit mutgeschwellter Brust jeden Morgen dem Konservatorium zu. Aber gerade diese Zielstrebigkeit, diese Sicherheit des Erfolges regte Adolf, ohne daß er davon sprach, zu bitteren Vergleichen an.

So kam es nun angesichts des an die Kastenwand gehefteten Stundenplanes, der auf ihn wie ein amtlich beglaubigter Garantieschein für meine Zukunft wirken mußte, zur Explosion.

„Diese Akademie!" schrie er, „lauter alte, verkrampfte, verzopfte Staatsdiener, verständnislose Bürokraten, stupide Beamtenkreaturen! Die ganze Akademie gehört in die Luft gesprengt!" Leichenblaß war sein Antlitz, der Mund ganz schmal, die Lippen fast weiß. Aber die Augen glühten. Unheimlich, diese Augen! Als läge aller Haß, dessen er fähig war, nur in diesen lodernden Augen.

Ich wollte einwerfen, daß jene Männer an der Akademie, über die er in seinem maßlosen Hasse kurzerhand den Stab brach, doch schließlich seine Lehrer und Professoren wären, von denen er doch sicherlich vieles gewinnen könne. Aber er kam meinen Worten zuvor.

„Abgelehnt haben sie mich, hinausgeworfen, ausgeschlossen bin ich..."

Ich erschrak. So also war es. Adolf besuchte gar nicht die Akademie. Jetzt konnte ich mir vieles, was mich an ihm befremdet hatte, erklären.

In meiner innigen Teilnahme an seinem Schicksale fragte ich ihn, ob er seiner Mutter gesagt habe, daß er an der Akademie nicht aufgenommen worden sei.

„Was fällt dir ein?" erwiderte er, „ich konnte doch der sterbenden Mutter nicht diesen Kummer bereiten."

Das sah ich ein.

Eine Weile herrschte Schweigen zwischen uns. Vielleicht dachte Adolf jetzt an seine Mutter.

Dann versuchte ich, das Gespräch zu einem praktischen Ergebnis zu bringen.

„Und was nun?" fragte ich ihn.

„Was nun? Was nun?" wiederholte er gereizt, „fängst du jetzt auch schon an: was nun?"

Er mußte sich wohl selbst hundertmal und öfter diese Frage vorgelegt haben, denn sonst hatte er ja mit niemandem darüber gesprochen.

„Was nun?” ahmte er meine besorgte Frage nach, setzte sich statt einer Antwort an den Tisch und baute seine Bücher rings um sich auf: „Was nun?”

Dann rückte er sich die Lampe zurecht, nahm eines der Bücher, schlug es auf und begann zu lesen.

Ich wollte den Stundenplan von der Kastenwand herabnehmen. Er hob den Kopf, sah es und sagte ruhig: „Laß nur.”

DIE KAISERSTADT

Wir konnten den alten Kaiser oftmals sehen, wenn er in seiner Uniform mit der schwarzen Offizierskappe in der Hofequipage von Schönbrunn herein durch die Mariahilfer Straße in die Hofburg fuhr. Der Kaiser saß meistens allein im offenen Wagen. Als einziger Begleiter fuhr ein Ordonnanzoffizier mit Degen und Zweispitzhut mit. Wenn uns der Kaiser begegnete, machte Adolf weder ein Aufsehen darum, noch sprach er darüber, denn ihm ging es nicht um die Person des Kaisers, sondern nur um den Staat, den er repräsentierte: die k. u. k. Österreichisch-Ungarische Monarchie.

Wie sich alle Erinnerungen an meinen Aufenthalt in Wien in Gegensätzen bewegen und mir gerade dadurch besonders lebhaft im Gedächtnis blieben, so war es auch mit den allgemeinen politischen Geschehnissen in der Kaiserstadt während des unruhigen Jahres 1908. Zwei sich widersprechende Ereignisse bewegten damals die Menschen. Einerseits das sechzigste Regierungsjubiläum des Kaisers. Im Sturmjahre 1848 hatte der damals achtzehnjährige Franz Josef den Thron der Habsburger bestiegen. Sechs Jahrzehnte lang regierte er nun als Kaiser. Das Volk rechnete es ihm hoch an, daß es in diesen sechzig Jahren langen Frieden gegeben hatte. Seit 1866, also sieh 42 Jahren, hatte es keinen Krieg gegeben. Die junge Generation, zu der wir gehörten, wußte gar nicht mehr, was ein Krieg war, und berauschte sich an den Kämpfen fremder Völker, wie am Burenkrieg, der in unsere Knabenjahre fiel und dem Russisch-Japanischen Krieg, von dem wir als Jünglinge hörten. Doch vom Kriege selbst hatten wir keine klare Vorstellung. Adolfs Vater war nie Soldat gewesen. Nur hin und wieder erzählte noch ein Alter von Königgrätz und Custozza. So sah das Volk im Kaiser den Hüter des Friedens, und überall rüstete man sich, um das Jubiläum des Herrschers festlich zu begehen. Wir erlebten es selbst, mit welch rührendem Eifer man überall am Werke war. Anderseits aber wurde in Verbindung mit diesem Jubiläum 1908 die Annexion Bosniens ausgesprochen, eine Frage, die damals alle Köpfe erhitzte. Dieser bedeutende äußere Machtzuwachs der Monarchie offenbarte aber ihre Schwäche im Inneren, denn bald standen die Zeichen eindeutig auf Krieg. Beinahe hätte sich schon damals vollzogen, was sechs Jahre später, 1914, tatsächlich geschah. Kein Zufall, daß dieser Krieg in Sarajewo ausgelöst wurde. Zwischen Anhänglichkeit an den alten Kaiser und Sorge um den drohenden Krieg

schwankte in jenen Jahren das Volk von Wien, unter dem wir beide als zwei unbekannte junge Menschen lebten. Auf Schritt und Tritt wurde uns ein schroffer sozialer Gegensatz bewußt. Da war die breite Masse der kleinen Leute, die oft nicht genug zu essen hatten und in elenden Wohnungen ohne Licht und Sonne dahinvegetierten. Wir rechneten uns nach unserer damaligen Lebensweise voll und ganz dazu. Es war für uns nicht nötig, dieses soziale Massenelend der Stadt zu studieren. Es kam von selbst zu uns. Wir brauchten nur an die feuchten, abbröckelnden Wände unserer Wohnung, an die verwanzten Möbel, an den üblen Petroleumgeruch zu denken, um uns in das Milieu zu versetzen, in dem Hunderttausende in dieser Stadt lebten. Gingen wir aber mit knurrendem Magen in die Innenstadt hinein, so sahen wir, wie in den prunkvollen Adelspalästen, vor denen protzig livrierte Diener standen, oder in den üppigen Hotels die reiche Gesellschaft Wiens, alter, vielfach vermischter Adel, Industriebarone, Großgrundbesitzer und Magnaten, ihre rauschenden Feste feierten. Hier Armut, Dürftigkeit, Hunger, dort leichtfertiger Lebensgenuß, Sinnentaumel, verschwenderischer Luxus.

Mich plagte das Heimweh zu sehr, als daß ich aus diesem zwiespältigen Erlebnis politische Konsequenzen gezogen hätte. Aber Adolf, völlig heimatlos, aus der Akademie ausgeschlossen, von allen Möglichkeiten, seinen elenden Zustand verändern zu können, radikal abgeschnitten, erlebte diese Zeit im Sinne eines wachsenden inneren Protestes. Die sichtbaren sozialen Ungerechtigkeiten, an denen er beinahe physisch litt, stauten in ihm einen dämonischen Haß gegen jenen unverdienten Reichtum an, der uns überall so anmaßend und arrogant entgegentrat. Nur in wilder Auflehnung konnte er dieses „Hundeleben” noch ertragen. Gewiß war er selbst an manchem schuld, daß bei ihm alles so gekommen war. Aber das sah er niemals ein. Mehr noch als unter Hunger litt er unter der mangelnden Reinlichkeit. Adolf war ja allem Körperlichen gegenüber von einer geradezu krankhaften Empfindlichkeit. Mit allen Mitteln hielt er sich wenigstens in bezug auf Wäsche und Kleidung sauber. Wer diesen stets sorgfältig gekleideten jungen Menschen auf der Straße sah, hätte niemals gedacht, daß er täglich hungern mußte und in einem hoffnungslos verwanzten Hinterhaus des 6. Bezirkes wohnte. Weniger vom Hunger als von der ihm zwangsweise auferlegten Unsauberkeit der Umgebung, in der er leben mußte, kam sein innerster Protest gegen diese sozialen Mißstände. Die alte Kaiserstadt mit ihrer Atmosphäre von falschem Glanz und verlogenem Pathos, mit ihrer kaum mehr zu verhüllenden inneren Verwesung war der Boden, auf dem sich seine sozialen und politischen Ansichten formten. Was er später wurde, hat dieses sterbende kaiserliche Wien aus ihm herausgeformt. Auch wenn er später schrieb: „Fünf Jahre Elend und Jammer sind im Namen dieser Phäakenstadt für mich enthalten”, so gibt

diese Äußerung nur die negative Seite seines Wiener Erlebnisses wieder. Die für ihn positive Seite war, daß sich gerade durch den ständigen Widerspruch gegen die herrschende soziale Mißordnung in ihm ein politisches Weltbild formte, zu dem er später nicht mehr viel dazugab.

Bei aller Anteilnahme am Elend der breiten Masse suchte er aber mit den Bewohnern der Kaiserstadt niemals direkte Verbindung. Der Typ des Wieners war ihm in der Seele zuwider. Schon diese weiche, an sich sehr melodiöse Sprechweise konnte er nicht vertragen. Da war ihm das holprige Deutsch der Frau Zakreys noch lieber. Vor allem aber haßte er die Nachgiebigkeit, die dumpfe Gleichgültigkeit der Wiener, dieses ewige Fortwursteln, dieses bedenkenlose Von-einem-Tag-in-den-anderen-Leben. Sein eigener Charakter war diesem Wesenszug der Wiener völlig konträr. Soweit meine eigene Erinnerung reicht, hat Adolf sich größte Zurückhaltung auferlegt, weil ihm einfach der Kontakt mit Menschen rein physisch schon zuwider war. Aber in ihm gärte es, alles in ihm drängte zu radikalen und totalen Lösungen.

Wie hat er über die „Weinseligkeit” der Wiener gespottet, wie verachtete er diese ganze „Heurigenduselei!” In den Prater kamen wir ein einziges Mal und nur des Interesses halber. Er begriff die Leute nicht, die ihre kostbare Zeit mit solch läppischem Zeug vertrödelten. Wenn vor einer Schaubude mit irgendeiner Attraktion das Volk in brüllendes Lachen ausbrach, schüttelte er nur empört den Kopf über soviel Dummheit und fragte mich zornig, ob ich begreifen könne, weshalb diese Menschen lachen. Seiner Ansicht nach lachen sie bloß über sich selber. Das könne er verstehen. Außerdem widerte ihn das bunte Gemisch von Wienern, Tschechen, Madjaren, Slowaken, Rumänen, Kroaten, Italienern und weiß Gott was noch, das sich durch den Prater drängte, auf das heftigste an. Für ihn war der Prater nur ein wienerisches Babylon. Ein seltsamer Widerspruch, der mir immer an ihm auffiel: Sein ganzes Denken, sein Sinnen und Trachten drehte sich darum, den kleinen Leuten, dem einfachen, anständigen, aber praktisch rechtlosen Volk zu helfen. Er rechnete sich ja selbst dazu. Ständig war ihm dieses Volk der Armen und Entrechteten bei seinen Betrachtungen und Überlegungen gegenwärtig. In Wirklichkeit aber wich er jeder Begegnung mit Menschen aus. Die bunte Masse, die sich durch den Prater wälzte, war ihm rein physisch unerträglich. So sehr er mit den kleinen Leuten fühlte, konnte er sich diese nicht weit genug vom Leibe halten.

Anderseits aber war ihm auch die Überheblichkeit und Arroganz der führenden Schichten völlig fremd. Doch noch viel weniger verstand er die müde Resignation, die in jenen Jahren innerhalb der geistig tragenden Menschen um sich griff. Aus der Erkenntnis, daß der Untergang des Habsburger-Staates nicht mehr aufgehalten werden könne, hatte sich gerade unter den traditionellen Trägern der Monarchie eine Art von Fatalismus

breitgemacht, der alles, was die Zeit brachte, mit einem echt wienerischen „Da kann man nix machen” hinnahm. Auch unter den Dichtern Wiens klang dieser schmerzlich-süße, stumm- resignierende Ton auf, so etwa bei Rilke, Hofmannsthal, Wildgans — Namen, die uns damals kaum erreichten, keineswegs aber deshalb nicht, weil wir für die Worte eines Dichters nicht aufgeschlossen gewesen wären, sondern aus dem einzigen Grunde, weil uns beiden die Stimmung, aus der heraus diese Dichter schufen, ganz fremd war. Gewiß, wir kamen von draußen herein, wir standen dem offenen Lande, der Natur näher als die Menschen dieser Stadt. Darüber hinaus aber bestand zwischen der Schichte dieser in weltmüder Abgeklärtheit verdämmernden Menschen und den mit uns Gleichaltrigen ein wesentlicher Unterschied der Generationen. Während die trostlosen sozialen Zustände, aus denen es anscheinend keinen Ausweg gab, bei der älteren Generation nur dumpfe Apathie und gänzliche Tatenlosigkeit hervorriefen, zwangen sie die jüngere Generation zu radikaler Kritik und heftigster Opposition. Auch in Adolf drängte alles stürmisch zu scharfer Stellungnahme und Gegenwehr. Resignation kannte er gar nicht. Wer resignierte, verlor seiner Ansicht nach das Recht, zu leben. Aber er unterschied sich von der damals in Wien sehr anmaßend und turbulent auftretenden jüngeren Generation dadurch, daß er völlig eigene Wege ging und sich daher mit keiner der damals herrschenden politischen Parteien abfinden konnte. Obwohl in ihm ein Gefühl lebendig war, als wäre er für alles, was geschah, verantwortlich, blieb er in seinem Wesen doch ein Einzelner, ein Einsamer, einer, der auf sich allein gestellt und allein sein Ziel finden wollte.

Eines bedarf hier noch der Erwähnung: die Besuche Adolfs in Meidling, einem ausgesprochenen Arbeiterviertel. Klärte er mich auch nicht genau auf, was er dort suchte, wußte ich doch, daß er die Wohn- und Lebensverhältnisse der Arbeiterfamilien aus eigener Anschauung kennenlernen wollte. Es ging ihm nicht um ein Einzelschicksal, den Weg des Standes wollte er kennenlernen. Er schloß daher keine Bekanntschaften in Meidling, sondern versuchte, einen unpersönlichen Querschnitt zu legen.

So sehr er zu nahe Verbindung mit den Menschen mied, war ihm doch Wien als Stadt an das Herz gewachsen. Er liebte Wien, aber nicht die Wiener — so möchte ich seine Einstellung charakterisieren. Niemals hätte er diese Stadt entbehren wollen, wohl aber auf die Menschen gerne verzichtet. Kein Wunder, daß er den wenigen, die in späteren Jahren mit ihm in Wien in Verbindung kamen, als Einzelgänger und Sonderling erschien und daß sie seine gewählte Sprache, seine betonte Form, sein nobles Auftreten, das im Gegensatz zu seiner offensichtlichen Armut stand, für Arroganz oder Angeberei hielten. Tatsächlich hat der junge Hitler unter den Menschen dieser Stadt niemals Freunde gefunden.

Doch um so mehr berauschte er sich an dem, was Menschen in Wien gebaut hatten. Allein die Ringstraße! Als er sie das erstemal sah, erschien sie ihm mit ihren märchenhaften Prachtbauten als die Verwirklichung seiner kühnsten, künstlerischen Träume. Es bedurfte langer Zeit, bis er diesen überwältigenden Eindruck überhaupt verarbeiten konnte. Erst allmählich fand er sich in dieser grandiosen Ansammlung moderner Monumentalbauten zurecht. Wie oft mußte ich ihn über den Ring begleiten. Dann beschrieb er mir ausführlich dieses oder jenes Gebäude, machte mich auf Einzelheiten aufmerksam, oder schilderte mir die Entstehung des Baues. Er konnte tatsächlich stundenlang vor einem einzelnen Bau stehenbleiben. Dann vergaß er nicht nur die Zeit, sondern alles andere um sich her. Ich begriff dieses langwierige, umständliche Schauen nicht. Er kannte doch schon alles, ja, er wußte mehr von den einzelnen Bauten zu sagen als die meisten Bewohner dieser Stadt. Wenn ich mitunter ungeduldig wurde, fuhr er mich barsch an, ob ich denn wirklich sein Freund sei oder nicht. Wenn ja, müßte ich auch seine Interessen teilen. Dann wurde der Vortrag fortgesetzt. Daheim zeichnete er mir dann die Grundrisse, die Längsschnitte auf oder versuchte irgendein interessantes Detail vorzunehmen. Er lieh sich Werke aus, die ihn über die Entstehungsgeschichte der einzelnen Bauten unterrichteten. Hofoper, Parlament, Burgtheater, Karlskirche, die Hofmuseen, das Rathaus — immer neue Bücher schleppte er heran, auch eine Gesamtdarstellung der Architektur. Er machte mich auf die einzelnen Stilformen aufmerksam. Besonders wies er immer wieder darauf hin, wie man an den Bauten der Ringstraße an der Einzelausführung die gediegenen Leistungen des bodenständigen Handwerkes feststellen könne.

Wenn es ihm darum ging, ein bestimmtes Bauwerk kennenzulernen, gab er sich niemals mit dem äußeren Eindruck zufrieden. Ich staunte immer, wie gut er über Seitenportale, Treppenanlagen, sogar über wenig bekannte Zugänge oder Hinterpforten orientiert war. Von allen Seiten versuchte er, dem Gebäude nahezurücken. Er haßte nichts mehr als aufdringliche, pompöse Fassaden, die irgendeine minderwertige Grundrißlösung verbergen sollten. Schöne Fassaden waren ihm immer verdächtig. Gips erschien ihm als unsolides Material, dessen sich ein Baumeister zu enthalten habe. Er ließ sich da absolut nichts vormachen und hat mir oft nachgewiesen, daß diese oder jene auf bloße Augenwirkung bedachte Lösung reiner Bluff sei. So wurde ihm die Ringstraße zu einem lebendigen Anschauungsobjekt, an dem er seine architektonischen Kenntnisse messen und seine Ansichten demonstrieren konnte.

Damals tauchten auch schon Pläne für die Ausgestaltung großer Plätze auf. Ich kann mich genau an seine Ausführungen erinnern. So erschien ihm beispielsweise der zwischen Hofburg und Volksgarten gelegene Heldenplatz als eine geradezu ideale Lösung für Massenaufmärsche, nicht bloß, weil das

Halbrund der Gebäudekomplexe die versammelten Massen in einzigartiger Form zusammenschloß, sondern auch, weil jeder einzelne, der in der Masse stand, wohin er sich auch wandte, große monumentale Eindrücke empfing. Ich hielt diese Betrachtungen für das müßige Spiel einer übersteigerten Phantasie, mußte aber immer wieder an solchen Experimenten teilnehmen. Auch den Schwarzenbergplatz liebte Adolf sehr. Manches Mal liefen wir in einer Pause von der Hofoper zu diesem Platz hinüber, um den aus dem nächtlichen Dunkel märchenhaft aufsteigenden Leuchtstrahlbrunnen zu bewundern. Das war ein Schauspiel ganz nach seinem Sinne. Unaufhörlich stiegen die schäumenden Massen empor, während verschiedenfarbige Scheinwerfer das Wasser einmal flammend rot, dann leuchtend gelb, dann wieder strahlend blau erscheinen ließen. Farbe und Bewegung erzielten eine unglaubliche Fülle von Nuancen und Lichteffekten, die den Hauch des Unwirklichen, ja des Überirdischen über den ganzen Platz verbreiteten.

Gewiß beschäftigten ihn, von der Architektur der Ringstraße ausgehend, auch während der Wiener Zeit große Projekte: Tonhallen, Theater, Museen, Schlösser, Ausstellungen. Aber seine Art zu planen gewann allmählich eine andere Richtung. Zunächst waren diese Monumentalbauten in gewissem Sinne so vollendet, daß auch sein ungebärdiger Bauwille daran nichts mehr zu ändern oder zu verbessern fand. Das war in Linz noch anders gewesen. Abgesehen vielleicht von der schwerfälligen, wuchtigen Baumasse des alten Schlosses, war er mit dem, was er in Linz an Bauten gesehen hatte, stets unzufrieden gewesen. Kein Wunder also, wenn er etwa dem engbrüstigen, zwischen den Bürgerhäusern des Hauptplatzes eingeklemmten und durchaus nicht repräsentativen Linzer Rathaus eine neue, würdigere Lösung entgegensetzte und schließlich auf unseren Spaziergängen durch die Stadt allmählich ganz Linz umbaute. Mit Wien war das anders. Nicht bloß, weil es ihm rein räumlich schwer fiel, das in ungeheure Dimensionen gewachsene Gebilde der Riesenstadt als Einheit aufzufassen und zu beurteilen, sondern weil er mit wachsender politischer Einsicht immer mehr auch auf die Notwendigkeit eines gesunden, zweckmäßigen Wohnens gerade auch für die breite Masse der Bevölkerung einging. In Linz war es ihm noch mehr oder weniger gleichgültig gewesen, wie sich die Menschen, die von seinen großen Bauprojekten betroffen wurden, zu seinen geplanten Änderungen einstellen würden. In Wien aber begann er allmählich für die Menschen zu bauen. Was er mir da in langen, nächtlichen Gesprächen vortrug, was er zeichnete und plante, war nicht mehr wie in Linz ein Bauen um des Bauens willen, sondern eine bewußte, auf die Notwendigkeiten und Erfordernisse der Bewohner Bedacht nehmende Planung. In Linz noch ein rein architektonisches, in Wien ein soziales Bauen, so könnte man diese Fortentwicklung bezeichnen.

Sie wurde gewiß auch rein äußerlich gesehen dadurch bedingt, daß sich Adolf noch in Linz, besonders in der netten Urfahrer Wohnung, relativ wohl fühlte. Dagegen empfand er im dumpfen, sonnenlosen Hinterhaus der Stumpergasse in Wien jeden Morgen beim Erwachen, wenn er die kahlen Wände, den öden Ausblick sah, von neuem, daß Bauen nicht, wie er bisher gedacht hatte, vornehmlich eine Aufgabe der Repräsentation, sondern vielmehr ein volksgesundheitliches Problem wäre, das die breiten Massen aus ihren elenden Notwohnungen befreien müßte.

„Von den Palästen der Ringstraße lungerten Tausende von Arbeitslosen, und unter dieser *via triumphalis* des alten Österreich hausten im Zwielicht und Schlamm der Kanäle die Obdachlosen.” Mit diesen Worten in „Mein Kampf” kündete Hitler jene für die damaligen Wochen und Monate typische Blickwendung an, die ihn von der ehrfürchtigen Bewunderung einer großen, imperialen Architektur zu einer Betrachtung des sozialen Elends geführt hat. „Mich schaudert noch heute, wenn ich an diese jammervollen Wohnhöhlen denke, an Herberge und Massenquartiere, an diese düsteren Bilder von Unrat, widerlichem Schmutz und Ärgerem.”

Adolf hatte mir erzählt, daß er während des vergangenen Winters, als er noch allein in Wien gewesen war, um Heizmaterial zu sparen, das der schlechte Kanonenofen in großen Mengen verschlang, ohne dauernde Wärme zu geben, oftmals die öffentlichen Wärmestuben besucht habe. Dort habe man kostenlos einen gewärmten Raum zur Verfügung gehabt und Zeitungen wären in genügender Zahl aufgelegen. Ich nehme an, daß Adolf aus den Gesprächen der Leute, die er in diesen Wärmestuben getroffen hat, zum erstenmal erschütternde Einblicke in das Wohnungselend der Riesenstadt bekommen hat.

Bei der Wohnungssuche, mit der sozusagen mein Eintritt in Wien gefeiert worden war, hatte ich einen Vorgeschmack dessen bekommen, was uns in dieser Stadt an Elend, Not und Unsauberkeit erwartete. Durch dunkle, muffige Hinterhöfe, treppauf, treppab, über öde, widerlich schmutzige Hausflure, an Türen vorbei, hinter denen eng zusammengedrängt Erwachsene und Kinder sich den schmalen, sonnenlosen Raum teilten, auch die Menschen so verfallen und elend wie ihre Umgebung — der Eindruck ist mir ebenso unvergeßlich geblieben wie seine Kehrseite, daß wir in dem einzigen Hause, das unseren gesundheitlichen und ästhetischen Wünschen einigermaßen entsprochen hätte, jene potenzierte Lasterhaftigkeit antrafen, die uns in der Gestalt der verführerischen Potiphar noch widerlicher erschien als die Not der kleinen Leute.

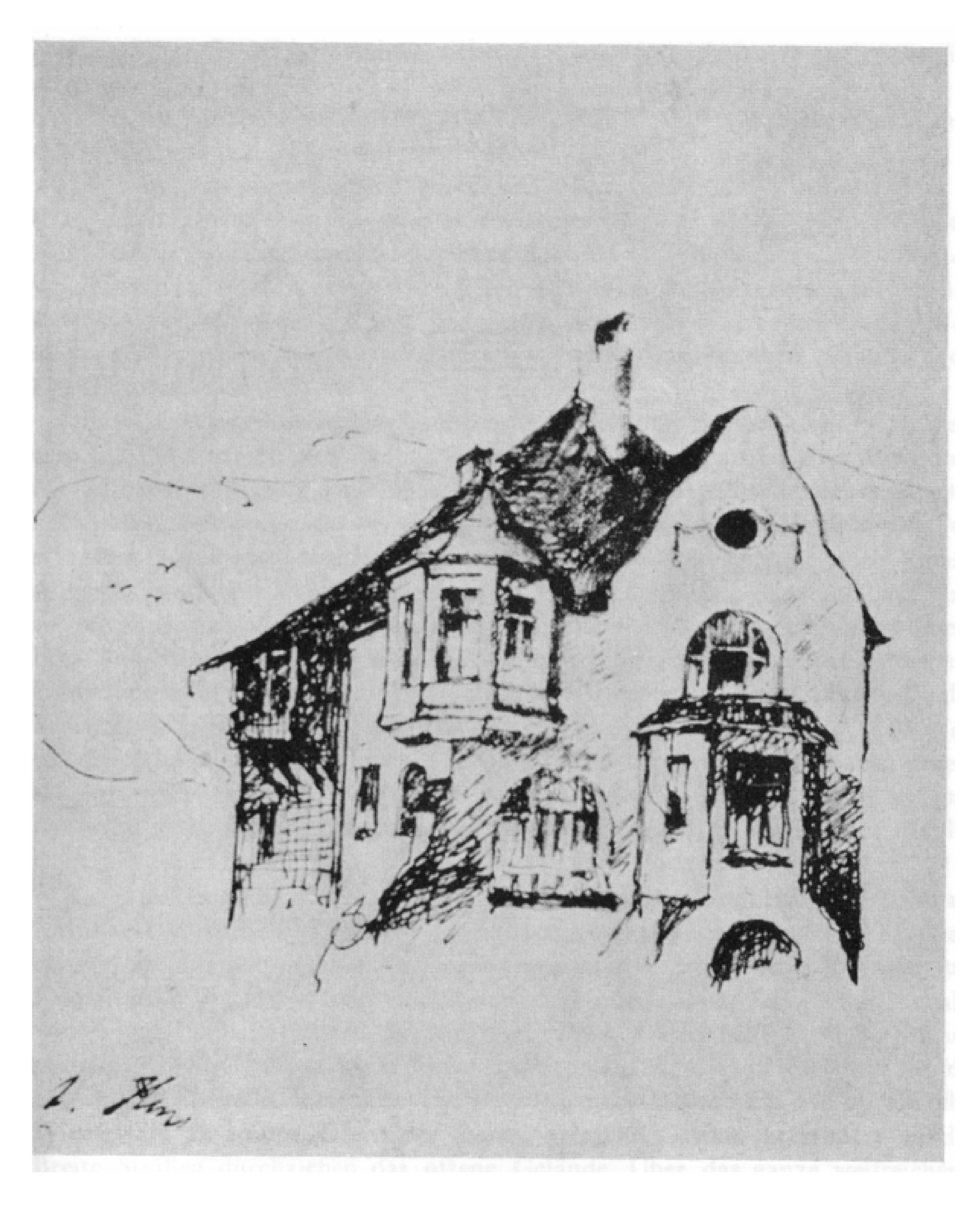
Es folgten nächtliche Stunden, in denen Adolf, zwischen Tür und Klavier auf und ab schreitend, mir die Ursachen dieser desolaten Wohnverhältnisse in drastischen Worten schilderte. Er begann mit unserem eigenen Hause. Auf

einer Fläche, die kaum für einen ordentlichen Garten reichen würde, sind eng zusammengedrängt drei Baukomplexe vorhanden, die sich gegenseitig im Wege stehen und einander Licht, Luft und Bewegungsmöglichkeit nehmen. Warum! Weil der Mann, der dieses Grundstück erworben hat, möglichst viel daran profitieren will. Er muß also so eng wie möglich bauen und so hoch als es nur geht, denn je mehr solcher primitiven Wohnschachteln er übereinander auftürmt, desto mehr nimmt er ein. Der Einzelmieter muß nun seinerseits dazusehen, möglichst viel aus der Wohnung herauszuschlagen. Er vergibt daher — siehe unsere gute Frau Zakreys — einzelne Räume, oft die besten, an Untermieter. Und der Untermieter drängt sich zusammen, um noch einem Schlafgänger Platz zu machen. So will einer am anderen profitieren. Und das Ergebnis! Daß alle, der Hausherr ausgenommen, nicht genug Raum zum Leben haben. Himmelschreiend seien auch die Kellerwohnungen, die weder Licht und Sonne noch Luft erhielten. Ist dies schon für Erwachsene unerträglich, müssen Kinder in ihnen zugrunde gehen. Adolfs Vortrag endete in einem wütenden Angriff gegen Bodenspekulation und ausbeuterisches Hausherrnregime. Mir klingt noch ein Wort von ihm in den Ohren, das ich damals zum ersten Male hörte: diese „Berufshausherren”, die aus dem Wohnungselend der Massen ein Geschäft machen! Der arme Mieter kennt sie meistens gar nicht, denn sie wohnen nicht in ihren Zinskästen, Gott bewahre!, sondern draußen in Hietzing irgendwo oder beim Wein in Grinzing in vornehmen Villen, in denen sie das in reichem Überflüsse haben, was sie den anderen mißgönnen.

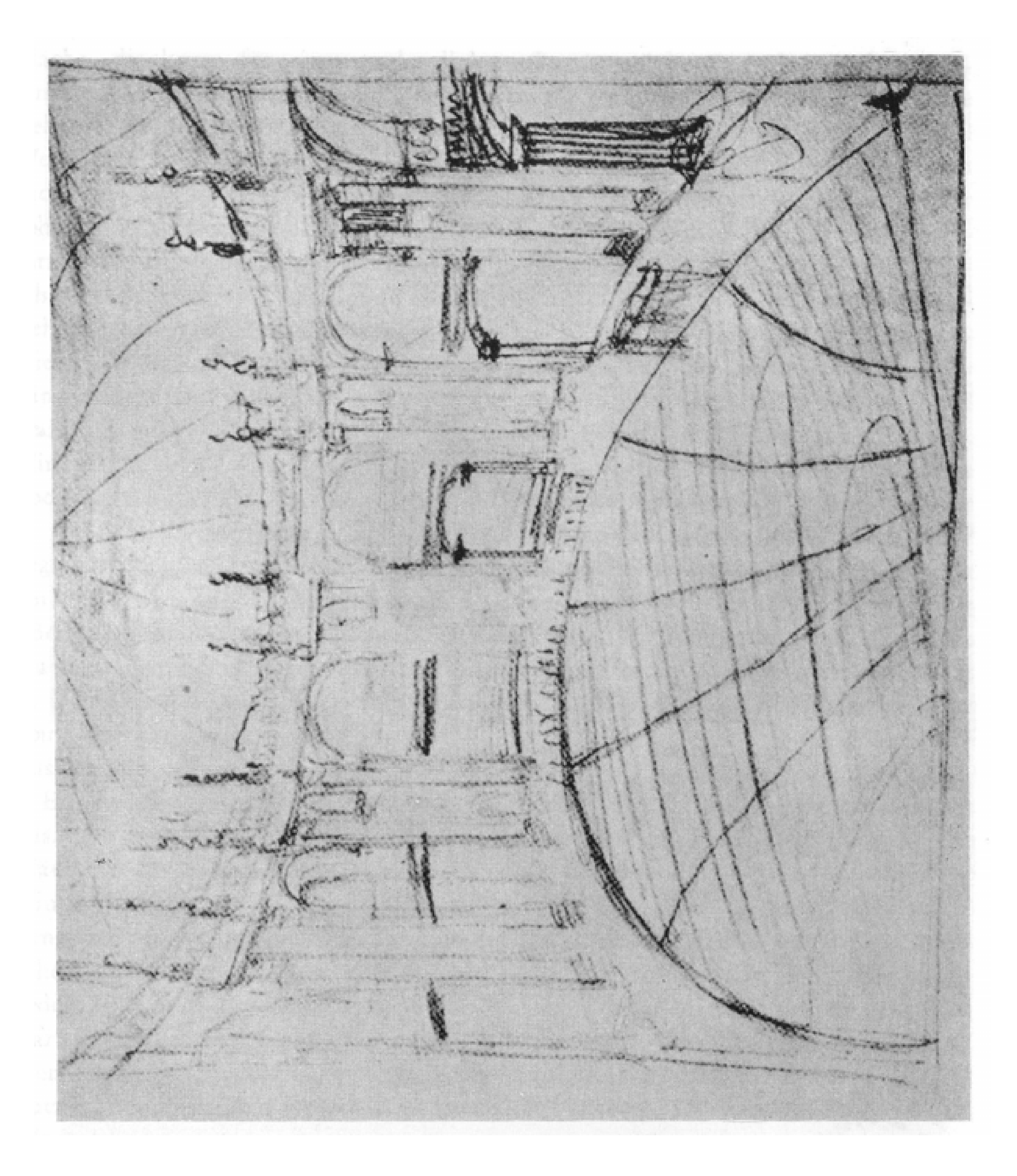
Ein anderes Mal begann Adolf seine Betrachtungen von der Seite des Mieters aus. Was braucht so ein armer Teufel, um vernünftig zu wohnen? Licht — die Häuser müssen frei stehen. Gärten müssen angelegt werden, Spielflächen für Kinder — Luft, es muß der Himmel zu sehen sein, etwas Grünes, ein bescheidenes Stück Natur. Aber sieh dir unser Hinterhaus an, hieß es dann. Die Sonne scheint bloß auf das Dach. Die Luft — davon wollen wir lieber gar nicht reden. Das Wasser — ein einziger Auslaufhahn draußen am Flur, zu dem acht Parteien mit Kübeln und Eimern hinlaufen müssen. Das für das ganze Stockwerk gemeinsame, höchst unhygienische Klosett, für das man, um es zu benützen, beinahe eine turnusmäßige Einteilung braucht. Und dazu überall — die Wanzen!

Wenn ich in den nächsten Wochen Adolf mitunter fragte — ich wußte nun schon, daß er nicht in die Akademie aufgenommen worden war —, wo er sich denn tagsüber aufhalte, bekam ich zur Antwort: „Ich arbeite an der Lösung des Wohnungselendes in Wien und mache zu diesem Zwecke bestimmte Studien. Da muß ich viel unterwegs sein.”

Dies war die Zeit, in der er oft die ganze Nacht hindurch über Plänen und



Tuschzeichnung Adolf Hitlers von einer damals in der Stockbauern-straße in Linz neuerbauten Villa, die Hitler außerordentlich gefiel



Entwurf des achtzehnjährigen Hitler für den Neubau einer großen Tonhalle in Linz. Diese Skizze ist für seine Arbeiten kennzeichnend

Zeichnungen saß. Doch sprach er nichts darüber. Und ich fragte auch weiterhin nicht danach.

Dann aber, ich glaube es war gegen Ende des Monates März, hieß es: „Jetzt werde ich drei Tage fort sein.”

Als Adolf am vierten Tage zurückkam, war er todmüde. Weiß Gott, wo er überall herumgelaufen war, wo er geschlafen und wie er wieder gehungert hatte. Aus seinen spärlichen Angaben entnahm ich, daß er „von außen her”, vielleicht von Stockerau oder vom Marchfeld aus, auf Wien losgewandert war, um sich über die für die Auflockerung der Stadt verfügbaren Landstriche zu informieren. Wieder wurde die Nacht durchgearbeitet. Dann endlich bekam ich das Projekt zu sehen.

Zuerst einfache Grundrißzeichnungen: Arbeiterwohnungen mit einem Mindestmaß an Räumen: Küche, Wohnstube, getrennte Schlafgelegenheiten für Eltern und Kinder, Wasser in der Küche, Klosett und — was damals noch eine unerhörte Neuigkeit bedeutete — ein Bad! Dann zeigte mir Adolf Entwürfe der einzelnen Haustypen, sauber in Tusch gezeichnet. Ich erinnere mich deshalb so genau, weil diese Zeichnungen wochenlang an die Wand geheftet blieben und Adolf immer von neuem darauf zu sprechen kam. Mir wurde angesichts unseres luft- und lichtarmen Untermieterdaseins der Kontrast zwischen unserer eigenen Umgebung und diesen anmutigen, im Freien liegenden Wohnhäusern besonders deutlich, denn sobald der Blick von der hübschen Zeichnung abglitt, fiel er auf die abbröckelnde, schlecht getünchte Wand, an der man noch die Spuren unserer allnächtlichen Jagd auf Wanzen bemerken konnte. Dieser lebhafte Gegensatz hat mir die weitläufigen und großzügigen Pläne meines Freundes unauslöschlich eingeprägt.

Die Zinskasernen werden abgebrochen. Mit diesem lapidaren Satz begann Adolf sein Werk. Ich hätte mich gewundert, wenn es anders gewesen wäre, denn er ging bei allem, was er plante, aufs Ganze und verabscheute Halbheiten und Kompromisse. Dafür sorgte dann schon das Leben selbst. Seine Aufgabe aber war es, das Problem radikal, das heißt, von der Wurzel aus zu lösen. Der Grund und Boden wird der privaten Spekulation entzogen. Die Flächen, die in den niedergelegten Arbeiterbezirken frei werden, müssen noch um weite, vor dem Wienerwald an beiden Ufern der Donau gelegene Gebiete vergrößert werden. Breite Straßen durchziehen das offene Gelände. Über das ganze weitreichende Bauland wird ein weitmaschiges Eisenbahnnetz angelegt. Statt der großen Sammelbahnhöfe liegen, günstig im Gelände verteilt und mit dem Stadtinnern verbunden, einzelne, nur lokal orientierte Bahnhöfe, die ein bestimmtes Gebiet versorgen und zwischen Wohnung und Arbeitsplatz möglichst günstige, zeitsparende Verbindungen herstellen. Dem Kraftwagen maß man damals noch keine umwälzende Bedeutung bei. Noch dominierten

im Stadtbild von Wien die Fiaker. Das Fahrrad, in unserer Kindheit ein riskantes Sportgerät, wurde jetzt allmählich ein billiges und zweckmäßiges Transportmittel. Massentransporte aber konnte in jener Zeit nur die Bahn bewältigen.

Was Adolf entworfen hatte, waren keineswegs Einfamilienhäuser oder Eigenheime, wie man sie heute baut, es kam ihm auch nicht auf „Siedlung” an. Vielmehr ging er von einer mehr oder weniger schematischen Zerschlagung der großen Wohnblöcke aus. So entstand als kleinste Einheit, sauber im Grundriß entworfen und in der Ansicht hingezeichnet, das Vierfamilienhaus, ein einstöckiges, gutgegliedertes Gebäude, das in jedem Stockwerk zwei Wohnungen vereinigte. Diese Grundeinheit bildete den vorherrschenden Haustyp. Wo es Verkehrslage und Arbeitsverhältnisse erforderten, sollte dieses Vierfamilienhaus zusammengerückt und zu Wohnkomplexen für acht beziehungsweise sechzehn Familien vereinigt werden. Doch auch diese Haustypen blieben in „Bodennähe”, das bedeutete, sie waren einstöckig und wurden durch Gartenanlagen, Kinderspielplätze und Baumgruppen belebt. Über das Sechszehnfamilienhaus durfte nicht hinausgegangen werden.

So lagen die für die Auflockerung der Stadt notwendigen Haustypen fest, und mein Freund konnte nun an die Ausführung herangehen. An Hand eines großen Stadtplanes, der auf dem Tisch nicht mehr Platz hatte und deshalb über den Flügel gebreitet werden mußte, legte Adolf das Bahnnetz und die Straßenzüge fest. Industriezentren wurden eingetragen, die Wohnkomplexe darauf abgestimmt. Ich war bei dieser großzügigen Planung überall im Wege. Es gab ja auch im ganzen Zimmer keinen Fußbreit Boden mehr, der nicht in den Dienst dieser Aufgabe gestellt worden wäre. Wenn Adolf seine Sache nicht mit so grimmigem Ernst betrieben hätte, würde ich das Ganze als interessante, aber müßige Spielerei angesehen haben. Tatsächlich aber bedrückte mich unsere eigene Wohnkalamität so arg, daß ich mit beinahe gleicher Verbissenheit wie mein Freund auf diese Arbeit einging, ohne Zweifel der Grund, weshalb mir so viele Einzelheiten daran im Gedächtnis geblieben sind.

In seiner Art dachte Adolf an alles. Ich erinnere mich noch, daß ihn die Frage beschäftigte, ob dieses neuerstandene Wien Wirtshäuser brauche oder nicht. Adolf lehnte Alkohol ebenso ab wie Nikotin. Wenn man nicht rauchte und trank, wozu sollte man dann ins Wirtshaus gehen? Jedenfalls fand er für dieses neue Wien eine ebenso radikale wie großzügige Lösung: ein neues Volksgetränk! In Linz hatte ich einmal im Bürogebäude der Feigenkaffeefabrik Franck einige Räume zu tapezieren. Adolf besuchte mich damals bei dieser Arbeit. Die Firma gab damals an ihre Arbeiter ein sehr gutes, eisgekühltes Kaffeegetränk aus, von dem ein Glas nur einen Heller

kostete. Dieses Getränk hatte Adolf so gut geschmeckt, daß er immer wieder darauf zurückkam. Wenn man jeden Haushalt mit diesem billigen und bekömmlichen Getränk oder mit ähnlichen alkoholfreien Erzeugnissen versorge, könnte man sich die Wirtshäuser sparen. Als ich ihm entgegenhielt, daß die Wiener, soweit ich sie kenne, kaum auf ihren Wein verzichten würden, antwortete er schroff: „Da wirst du nicht gefragt werden!” Das hieß mit anderen Worten: „Und auch die Wiener nicht.”

Besonders scharf äußerte sich Adolf auch über jene Staaten, die den Tabakverkauf monopolisiert hatten, wozu auch Österreich zählte. Dadurch richte der eigene Staat seine Bürger gesundheitlich zugrunde. Daher müßten alle Tabakfabriken geschlossen und die Einfuhr von Rauchwaren verboten werden. Ersatz für den Tabak im Sinne des „Volksgetränkes” fand er allerdings nicht.

Überhaupt, je mehr sich Adolf in seinen Gedanken der Realisierung seines Projektes näherte, desto utopischer wurde die ganze Angelegenheit. Soweit es um das Planen ging, hatte noch alles Hand und Fuß. Aber bei der Ausführung operierte Adolf mit Begriffen, unter denen ich mir nichts Rechtes vorstellen konnte. Als Untermieter, der monatlich für den halben Anteil an eine verwanzte Bude zehn gute, von meinem Vater bestimmt sauer verdiente Kronen abliefern mußte, hatte ich volles Verständnis dafür, daß es in diesem Neu-Wien keine Hausherren und keine Mieter gab. Der Boden gehörte dem Staate und auch die Häuser waren nicht Privateigentum, sondern wurden von einer Art Wohngenossenschaft verwaltet. Statt der Miete zahlte man also einen Beitrag zur Errichtung des Hauses beziehungsweise eine Art Wohnsteuer. So weit kam ich noch mit. Doch dann stieß ich mit meiner kläglichen Frage: „Ja, aber damit läßt sich doch ein so kostspieliges Bauvorhaben nicht finanzieren. Wer soll denn das überhaupt bezahlen?” auf heftigsten Widerstand. Zornig schleuderte mir Adolf seine Antwort entgegen, von der ich nicht sehr viel verstand. Ich kann mich auch an diese Auseinandersetzung, die sich ja ganz in abstrakten Begriffen erging, nicht mehr im einzelnen erinnern. Wohl aber sind mir bestimmte, regelmäßig wiederkehrende Ausdrücke, die mir, je weniger sie tatsächlich besagten, um so mehr imponierten, im Gedächtnis geblieben.

Die grundsätzlichen Fragen des ganzen Projektes wurden, wie Adolf es formulierte, „im Sturm der Revolution” gelöst. Es war das erstemal, daß in unserer ärmlichen Behausung dieses gewichtige Wort fiel. Ich weiß nicht, ob Adolf die Anregung dazu aus seiner umfangreichen Lektüre geschöpft hat. Jedenfalls stand immer an der Stelle, wo er in seinen Gedankengängen festgefahren war, das kühne Wort vom „Sturm der Revolution”, das denn auch seinen Gedanken und Ideen immer neuen Schwung verlieh, ohne daß er sich einmal darüber ausgesprochen hätte. Man konnte sich darunter, fand ich, alles

vorstellen oder nichts. Adolf blieb beim „alles”, ich lange beim „nichts”, bis er mit seiner suggestiven Beredsamkeit auch mich überzeugt hatte, daß bloß ein gewaltiger revolutionärer Sturm über die müde alte Erde hinwegzubrausen brauche, um alles hervorzurufen, was er in seinen Gedanken und Plänen schon lange bereit hielt, ähnlich wie ein milder Spätsommerregen an allen Ecken und Enden Pilze hervorsprießen läßt.

Ein anderer ständig wiederkehrender Ausdruck war das Wort „deutscher Idealstaat”, der neben dem Begriff des „Reiches” in seinem Denken eine besondere Rolle spielte. Dieser „Idealstaat” war nun ebenso national wie sozial bestimmt. Sozial vor allem in Hinsicht auf das Elend der Arbeitermassen. Immer intensiver befaßte sich Adolf mit dem Gedanken an einen Staat, der den sozialen Erfordernissen der Zeit gerecht würde. Noch blieb das Bild im einzelnen unklar und wurde stark von seiner Lektüre bestimmt. So wählte er das Wort vom „Idealstaate” — vielleicht hatte er es in einem seiner zahlreichen Bücher gelesen — und überließ es der Zeit, diesen erst ganz allgemein fixierten Idealstaat im einzelnen auszubauen, natürlich mit der endgültigen Ausrichtung auf das „Reich”.

Ein drittes Wort, das in jener Epoche allerdings schon zur landläufigen Formel geworden war, griff Adolf gleichfalls in Verbindung mit diesen kühnen Bauplänen zum ersten Male auf: die Sozialreform! Auch in diesem Worte hatte vieles Platz gefunden, was ihm noch sehr unfertig durch den Kopf ging. Aber das eifrige Studium politischer Schriften und der Besuch der Parlamentssitzungen, wozu er auch mich nötigte, erfüllten das Wort von der Sozialreform allmählich mit konkretem Inhalt.

Wenn eines Tages der „Sturm der Revolution” hereinbrach und der „Idealstaat” auferstand, wurde auch die längst fällige „Sozialreform” Wirklichkeit. Dann war der Augenblick gekommen, um die Zinsburgen der „Berufshausherren” niederzureißen und in dem schönen, anmutigen Wiesengelände hinter Nußdorf mit dem Aufbau seiner Wohntypen zu beginnen.

Ich habe deshalb so ausführlich von diesen Plänen meines Freundes erzählt, weil ich sie für die Fortentwicklung seines Charakters und seiner Auffassungen während des Wiener Aufenthaltes als äußerst typisch empfinde. Es war mir allerdings vom Anfang an klar gewesen, daß meinem Freunde das Massenelend der Großstadt nicht gleichgültig bleiben würde. Dazu kannte ich ihn zu gut und wußte, daß er vor nichts die Augen schloß und überhaupt seiner ganzen Anlage nach unfähig war, an irgendwelchen allgemeinen Erscheinungen unbeteiligt und gleichgültig vorbeizuleben. Aber daß diese Erfahrungen in der Wiener Vorstadt seinem gesamten Wesen so unerhörten Auftrieb gaben, hätte ich niemals geglaubt. Ich hatte meinen Freund doch im Innersten seines Wesens für einen Künstler gehalten und hätte es verstanden,

wenn er sich angesichts dieser scheinbar rettungslos im Elend untergehenden Massen zwar empört hätte, aber innerlich doch eindeutig von diesem Geschehen abgerückt wäre, um nicht von dem unrettbaren Verhängnis, das über dieser Stadt lag, in den Abgrund gerissen zu werden. Ich rechnete mit seinem Feingefühl, seinem ästhetischen Empfinden, seiner ständigen Angst, mit fremden Menschen körperlich in Berührung zu kommen — er reichte nur selten und nur wenigen Menschen die Hand!, und dachte mir, das würde genügen, um sich von den Massen in aller Deutlichkeit zu distanzieren. Das tat er ja auch. Doch nur, was den persönlichen Umgang betraf. Mit seinem ganzen, übervollen Herzen aber stand er damals in den Reihen der vom Schicksal Enterbten. Nicht Mitleid im üblichen Sinne empfand er mit den rechtlos gewordenen Massen. Das wäre ihm zuwenig gewesen. Er litt nicht nur mit ihnen, er lebte auch für sie, er stellte sein ganzes Sinnen und Denken nur darauf ein, diese Menschen aus ihrer Not und Bedrängnis zu erlösen. Sicherlich war dieser glühende Wille zu einer totalen Neuordnung, des ganzen Lebens, persönlich betrachtet, die Antwort, die er dem Schicksal gab, als es ihn selbst, Schlag auf Schlag, in das Elend geführt hatte. Erst durch diese weitgreifende, großzügige Arbeit, die „für alle” gedacht war und sich an „alle” wandte, fand er das innere Gleichgewicht wieder. Die Wochen trüber Ahnungen und schwerer Gemütsdepressionen waren vorbei. Zuversicht und Mut erfüllten ihn wieder.

Aber vorläufig war die gute, alte Maria Zakreys die einzige, die sich mit diesen Plänen befaßte. Richtiger gesagt, sie befaßte sich damit nicht, denn sie hatte es aufgegeben, in diesen Wust von Plänen, Zeichnungen, Entwürfen Ordnung zu bringen. Es genügte ja auch, wenn die beiden Linzer Studenten pünktlich ihre Miete bezahlten.

Aus Linz wollte Adolf nur eine schöne, anmutige Stadt machen, die durch repräsentative Bauten aus ihrer provinziellen Kümmerlichkeit herausgehoben werden sollte. Wien aber baute er zu einer modernen Wohnstadt um, bei der es ihm nicht auf Repräsentation ankam — diese überließ er völlig dem kaiserlichen Wien —, sondern darauf, daß die heimatlos gewordenen, dem Boden und damit auch dem Volke entfremdeten Massen wieder festen Fuß fassen konnten.

Die alte Kaiserstadt wurde auf dem Zeichentisch eines neunzehnjährigen Jünglings, der in einem düsteren Hinterhaus der Vorstadt Mariahilf wohnte, zu einer weit in das offene Gelände wachsenden, lichtdurchfluteten, lebenerfüllten Stadt, die sich aus Vier-, Acht- und Sechzehnfamilienhäusern zusammensetzte.

SELBSTSTUDIUM UND LEKTÜRE

Der Entschluß, Baumeister zu werden, stand damals für Adolf unverrückbar fest. Wie er nach diesem intensiven Selbststudium den Weg zur Praxis finden wollte, wenn er seine Zeugnisse und Diplome nie vorweisen konnte, verursachte ihm keinerlei Kopfzerbrechen. Darüber wurde zwischen uns beiden kaum gesprochen, so sehr war mein Freund davon überzeugt, daß bis zum Abschluß seines Studiums sich die Zeit, sei es aus sich selbst heraus, sei es gewaltsam durch den „Sturm der Revolution", so weit geändert haben würde, daß dann nicht mehr die formelle Berechtigung, sondern das tatsächliche Können den Ausschlag gab. Er selbst schreibt über dieses Studium:

„Daß ich dabei mit Feuereifer meiner Liebe zur Baukunst diente, war natürlich. Sie erschien mir neben der Musik als die Königin der Künste: meine Beschäftigung mit ihr war unter solchen Umständen auch keine ‚Arbeit', sondern höchstes Glück. Ich konnte bis in die späte Nacht hinein lesen oder zeichnen, müde wurde ich da nie. So verstärkte sich mein Glaube, daß mir mein schöner Zukunftstraum, wenn auch nach langen Jahren, doch Wirklichkeit werden würde. Ich war fest überzeugt, als Baumeister mir dereinst einen Namen zu machen."

Soweit war für Adolf alles, was seine Zukunft betraf, klar. Schon in Linz war er der seiner Ansicht nach einseitigen, ungerechten und verständnislosen Behandlung durch die Schule dadurch zuvorgekommen, daß er sich mit Feuereifer in ein selbstgewähltes Studium gestürzt hatte. Der Entschluß, auch in Wien, wo er vor einer ganz ähnlichen Situation stand, den gleichen Weg zu gehen, fiel ihm wahrhaftig nicht schwer. Er schimpfte über den verzopften, verknöcherten Beamtenapparat der Akademie. Er sprach von Fallstricken, die raffiniert ausgelegt worden seien — ich erinnere mich noch genau an diesen Satz! —, nur zu dem einzigen Zwecke, um ihn an seinem Aufstieg zu hindern. Aber er werde diesen unfähigen, senilen Tröpfen noch beweisen, daß er ohne sie weiter käme als mit ihnen. Ich gewann aus den wütenden Schimpfkanonaden, die mein Freund auf die Akademie losließ, den Eindruck, daß diese Professoren ungewollt mit jener brüsken Ablehnung in diesem jungen Menschen größeren Lerneifer und bedeutendere Arbeitsenergien mobilisiert hatten, als sie dies jemals durch ihren Unterricht hätten erreichen können.

Aber eine andere Frage stand vor meinem Freunde: Wovon sollte er in der Zeit seines Studiums leben? Es konnten Jahre vergehen, bis er sich wirklich als Baumeister eine Existenz zu schaffen vermochte. Mir kam überhaupt vor, als würde beim Selbststudium meines Freundes niemals ein Ende herauskommen. Gewiß, er studierte mit unglaublichem Fleiß und einer Willenskraft, die man seinem durch ständige Unterernährung geschwächten Körper gar nicht zugetraut hätte. Aber dieses Studium war durchaus nicht auf praktische Ziele gerichtet. Ganz im Gegenteil! Er verlor sich immer von neuem in weitläufigen Planungen und Spekulationen. Wenn ich mein Musikstudium, das vom Anfange an überaus planmäßig abgelaufen war, zum Vergleich heranzog, mußte ich feststellen, daß Adolf bei seinem Studium viel zu weit ausholte. Er zog alles, was nur irgendwie Bezug auf die Baukunst hatte, mit herein. Dabei nahm er alles unerhört genau und gründlich. Wie sollte das jemals zu einem Abschluß führen? Ganz abgesehen davon, daß ihn immer wieder neue Ideen bedrängten, die ihn von seinem Berufsstudium weit entfernten.

Der Vergleich seines uferlosen, unsystematischen Studierens mit meinem genau geregelten Studium auf dem Konservatorium kam unserer Freundschaft nicht gerade zugute, schon allein deshalb nicht, weil wir dadurch bei unseren häuslichen Beschäftigungen naturgemäß übers Kreuz kommen mußten. Als ich dann außerdem noch von Professor Boschetti Schülerinnen für den Nachhilfeunterricht zugewiesen bekam, spitzte sich der Gegensatz immer mehr zu. Nun könne man sehen, wie sehr ihn seine Pechsträhne verfolge, alles habe sich gegen ihn verschworen, für ihn gäbe es keine Möglichkeit, sich etwas zu verdienen.

So nahm ich dann eines Abends, es muß unmittelbar nach dem Besuch einer meiner Schülerinnen bei mir gewesen sein, die Gelegenheit wahr, um ihm zuzureden, sich um irgendeine Verdienstmöglichkeit umzusehen. Natürlich, wenn man Glück hat, kann man jungen Damen Nachhilfeunterricht erteilen, begann er. Ich erklärte ihm, daß dies ganz ohne mein Zutun geschehen wäre. Professor Boschetti hätte mir einfach diese Schülerinnen zugewiesen, erwiderte ich, schade, daß sie in Harmonielehre unterrichtet werden müßten, nicht in Architektur. Im übrigen, fuhr ich entschieden fort, wenn ich seine Begabung hätte, würde ich mich längst um einen Nebenverdienst umgesehen haben.

Er hörte mir interessiert zu, beinahe so, als ginge es gar nicht um ihn selbst. Ich schoß sogleich los.

Zeichnen, beispielsweise, das könne er doch wirklich. Das hätten ihm auch seine Lehrer bestätigt. Wie wäre es, wenn er sich bei einer Zeitung und in einem Verlag als Zeichner umsehen würde. Da konnte er vielleicht Bücher illustrieren. Oder es müßten bestimmte Tagesereignisse in rasch

hingeworfenen Skizzen festgehalten werden. Er erwiderte ausweichend, er freue sich darüber, daß ich ihm solche Aufgaben zumute. Im übrigen wäre es besser, diese Art von Berichterstattung den Photographen zu überlassen. So schnell wie diese könne auch der beste Zeichner nicht sein.

Wie wäre es mit einer Stellung als Theaterkritiker, fuhr ich fort. Das sei ein Beruf, den er ja tatsächlich bereits ausübe, denn nach jeder Aufführung bringe er eine zwar sehr scharfe und radikale, aber doch interessante und aufschlußreiche Kritik. Warum sollte ich der einzige Bewohner Wiens sein, der sein Urteil zu hören bekäme? Man müßte sehen, mit einem maßgebenden Blatt in Verbindung zu kommen. Allerdings müßte er sich vor zu schroffer Einseitigkeit hüten. Er wollte wissen, was ich damit meine. Auch die italienische, die russische, die französische Oper hätten ihre Daseinsberechtigung, fuhr ich fort. Man müsse auch ausländische Komponisten gelten lassen, denn die Kunst, auch wenn sie aus einem bestimmten Volkstum entspringe, ließe sich nicht durch nationale Schranken einengen. Wir gerieten heftig aneinander, denn sobald es um Fragen der Musik ging, stellte ich meinen Mann. Ich sprach ja nicht für mich allein, sondern fühlte mich als Vertreter des Institutes, an dem ich Schüler war. Obwohl ich Adolfs Begeisterung für Richard Wagner restlos teilte, wollte ich mich deshalb nicht einseitig festlegen lassen. Er aber hielt unbelehrbar an seinem Standpunkt fest. Ich weiß noch gut, wie ich Adolf damals in meiner Erregung die Worte des Schlußchors aus Beethovens Neunter Symphonie entgegenschleuderte: „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!” Der ganzen Welt müsse das Werk des Künstlers gehören. Also schon Krach, bevor er noch die Stellung eines Opernkritikers angetreten habe, meinte Adolf. Damit wurde auch dieser Plan begraben.

Adolf schrieb damals sehr viel. Ich hatte entdeckt, daß es sich vorwiegend um Theaterstücke handle, und zwar um Dramen. Den Stoff nahm er aus der germanischen Sagenwelt oder der deutschen Geschichte. Es wurde ja kaum eines dieser Schauspiele wirklich zu Ende geführt. Aber vielleicht ließ sich doch damit Geld verdienen. Adolf ließ mich auch einige seiner Entwürfe lesen. Mir fiel dabei auf, welche Bedeutung er einer möglichst großartigen Inszenierung beimaß. Ich kann mich außer an jenes, das Problem der Christianisierung behandelnde Drama an keines dieser Stücke mehr erinnern, wohl aber daran, daß sie einen ungeheuren Aufwand erforderten. Wir waren durch Richard Wagner gewohnt, daß an eine Bühne große Anforderungen gestellt wurden. Aber was Adolf da entworfen hatte, stellte den Meister völlig in den Schatten. Ich verstand einiges von der Inszenierung einer Oper und hielt mit meinen Bedenken nicht zurück. Mit diesem Himmel und Hölle herausfordernden Szenarium könnte kein Intendant seine Stücke annehmen, erklärte ich ihm. Er müsse sich in Fragen der Ausstattung unbedingt

bescheiden. Überhaupt wäre es das beste, nicht Opern zu schreiben, sondern einfache, womöglich heitere Stücke, die das Publikum gerne sähe. Am vorteilhaftesten wäre es, er schriebe irgendein anspruchsloses Lustspiel. Anspruchslos? Mehr brauchte es nicht, um ihn in Wut zu bringen. Auch dieser Versuch endete negativ.

Allmählich sah ich ein, daß meine Bemühungen zwecklos waren. Auch wenn ich Adolf so lange zugeredet hätte, bis er seine zeichnerischen oder literarischen Arbeiten irgendeiner Redaktion oder einem Verlag vorlegte, hätte es in kürzester Zeit zwischen ihm und seinen Auftraggebern zu einem Zerwürfnis geführt, denn er ließ sich in diesen Dingen absolut nichts dreinreden, gewiß auch dann nicht, wenn man seine Leistung anständig bezahlt hätte. Er ertrug es einfach nicht, von fremden Menschen Aufträge zu erhalten, denn Aufträge stellte er sich selbst genug.

So schlug ich einen anderen Weg ein. Da ich dank der Fürsorge meiner Eltern und auch durch die erhaltenen Nachhilfestunden finanziell in besserer Lage war als er, half ich ihm aus, wo es nur ging, am liebsten so, daß er gar nichts davon merkte, denn er war in diesen Fragen äußerst feinfühlend und empfindsam. Lediglich bei Wanderungen und Ausflügen ließ er zu, daß ich ihn als meinen Gast betrachtete.

Später, als sich unsere Wege bereits getrennt hatten, fand Adolf in Wien eine für ihn sehr bezeichnende Lösung dieses Problems, durch die er sich immerhin einen bescheidenen Lebensunterhalt verdiente, aber keineswegs gezwungen war, fremde Aufträge entgegenzunehmen, im Gegenteil, eine Lösung, bei der er sozusagen sein eigener Auftraggeber blieb. Da er zeichnerisch weniger im Figürlichen als im Architektonischen begabt war, zeichnete er berühmte Wiener Bauwerke, mit Vorliebe die Karlskirche, das Parlament, die Kirche Maria am Gestade und ähnliche Motive, und verkaufte diese sehr sauber und exakt ausgeführten, mit der Hand kolorierten Zeichnungen, wo sich hierzu eine Gelegenheit fand. Er schreibt darüber:

„Ich arbeitete damals (gemeint sind die Jahre 1909 und 1910) schon selbständig als kleiner Zeichner und Aquarellist. So bitter dies in bezug auf den Verdienst war — es langte wirklich kaum zum Leben, so gut war es aber für meinen erwählten Beruf." Mit anderen Worten: er hungerte sich lieber durch, als daß er seine Unabhängigkeit preisgegeben hätte.

Über das Fachstudium, das Adolf damals betrieben hat, kann ich im einzelnen kein Urteil abgeben, weil mir dazu die sachlichen Voraussetzungen fehlen. Auch war ich zu sehr mit meinem eigenen Studium beschäftigt, als daß ich Zeit und Muße gehabt hätte, mir einen Überblick über seine Arbeiten zu machen. Ich sah nur, daß er sich in zunehmendem Maße mit Fachliteratur umgab. Eine umfangreiche Geschichte der Baukunst ist mir in Erinnerung geblieben, weil es ihm schon damals Spaß machte, wahllos ein Bild darin

aufzuschlagen, mit der Hand die darunter stehende Erklärung zu verdecken und mir auswendig zu sagen, was dieses Bild darstelle, etwa die Kathedrale von Chartres oder den Palazzo Pitti in Florenz. Sein Gedächtnis war geradezu bewundernswert. Ich kann mich nicht erinnern, jemals eine Grenze seines Merkvermögens festgestellt zu haben. Sein außergewöhnliches Gedächtnis kam natürlich seinem Selbststudium sehr zugute.

Unermüdlich zeichnete er. Ich hatte den Eindruck, daß er sich schon in Linz die für diese zeichnerischen Arbeiten notwendigen beruflichen Vorkenntnisse angeeignet hatte, allerdings nur aus Büchern. Ich erinnere mich nicht, daß Adolf jemals eine Gelegenheit gesucht hätte, seine Kenntnisse praktisch zu erproben oder doch an seminarmäßigen Übungen im Bauzeichnen teilnehmen zu können. Es war ihm gar nicht darum zu tun, mit Menschen gleicher beruflicher Interessen zusammenzukommen und sich über gemeinsam interessierende Probleme auszusprechen. Viel lieber als mit Fachkundigen zusammenzutreffen, saß er allein auf seiner Bank in der Nähe der Gloriette und führte an Hand seiner Bücher im Gedanken Zwiegespräche mit sich selbst. Diese ungewöhnliche Art, sich mit leidenschaftlicher Hingabe ein bestimmtes Wissensgebiet zu eigen zu machen, intensiv in das Wesen desselben einzudringen und doch ängstlich jede Berührung mit der Praxis zu vermeiden, erinnert mich in ihrer merkwürdigen Selbstbezogenheit an Adolfs Verhältnis zu Stefanie. Auch seine grenzenlose Liebe zur Architektur, seine Leidenschaft für das Bauen, blieb trotz lebendigster Anteilnahme im Grunde genommen nur ein Spiel des Geistes. Wie er, wenn er sich seiner Gefühle für Stefanie in realistischer Form versichern wollte, zur Landstraße lief, um sie zu sehen, eilte er aus der übersteigerten Atmosphäre seines Selbststudiums zur Ringstraße hinein, um sich am unmittelbaren Eindruck der verschiedenen Monumentalbauten wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Ich begriff auch allmählich, weshalb mein Freund mit so einseitiger Vorliebe an diesen Ringstraßenbauten hing, obwohl meiner Ansicht nach der Eindruck älterer, in ihrem Stil ursprünglicher Bauten, wie etwa des Stephansdomes oder des Belvederes, viel echter, stärker, überzeugender war. Aber die Bauten der Barockzeit liebte Adolf überhaupt nicht, sie waren ihm zu überladen. Die Prunkbauten der Ringstraße waren erst nach Niederlegung der die Innenstadt umgebenden Befestigungen errichtet worden, stammten also erst aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und besaßen keineswegs einen einheitlichen Stil. Im Gegenteil! Nahezu alle in früherer Zeit entwickelten Stile wurden in diesen Bauten wiederholt. Das Parlament war in klassischem, besser gesagt in pseudo-hellenischem Stile erbaut worden, das Rathaus war neugotisch, das Burgtheater, das Adolf besonders bewunderte, war Spätrenaissance. Freilich war ihnen allen ein Zug ins Große,

Repräsentative eigen, der meinen Freund besonders anzog. Was ihn aber dazu führte, sich immer wieder mit diesen Bauten zu beschäftigen, ja die Ringstraße sozusagen zu seinem beruflichen Praktikum zu proklamieren, war der Umstand, daß er an diesen von der vorhergehenden Generation geschaffenen Bauten noch ohne Schwierigkeit die Entstehungsgeschichte studieren, die Pläne rekonstruieren, sozusagen jedes einzelne Bauwerk nochmals für sich erbauen konnte und sich Schicksal und Leistung der großen Baumeister jener Zeit, eines Theophil Hansen, Semper, Hasenauer, eines Siccardsburg, eines van der Null, vergegenwärtigen konnte.

Mit Besorgnis entdeckte ich, wie neue Gedanken, Erfahrungen, Pläne das berufliche Studium meines Freundes durchkreuzten, überdeckten. Soweit diese Interessengebiete Bezug auf die Architektur hatten, wurden sie von ihm in das Gesamtstudium mit einbezogen. Aber es gab vieles, das seinen beruflichen Plänen diametral gegenüberstand. Außerdem bekam das Politische, verglichen mit der Linzer Zeit, immer stärkeres Übergewicht über ihn. Wenn ich Adolf mitunter fragte, wie denn diese weitabliegenden Probleme, die uns beispielsweise bei unseren Besuchen im Parlament begegneten, mit seinem Berufsstudium zusammenhingen, bekam ich zur Antwort: „Man kann erst bauen, wenn die politischen Voraussetzungen dafür geschaffen sind.” Manches Mal wurde ich auch ziemlich barsch abgefertigt. So erinnere ich mich, daß Adolf einmal auf meine Frage, wie er sich denn die Lösung eines bestimmten Problems vorstelle, antwortete: „Auch wenn ich dieses Problem schon zu Ende gedacht hätte, würde ich es dir nicht sagen, weil du es doch nicht begreifen könntest.” Aber wenn er auch oft genug abweisend, launenhaft, fahrig und keineswegs konziliant war, konnte ich ihm doch niemals gram sein, weil diese unerfreulichen Seiten seines Wesens überstrahlt wurden vom Feuer einer begeisterungsfähigen Seele.

Ich unterließ es künftig, ihn nach beruflichen Dingen zu fragen. Es war viel besser, wenn ich schweigend meinen eigenen Weg ging. Da konnte er ja sehen, wie ich mir die Erreichung eines festen Berufszieles vorstellte. Schließlich hatte ich nicht einmal wie er die unteren Klassen der Realschule, sondern bloß die Bürgerschule besucht und war nun doch ein den Maturanten gleichgestellter Konservatoriumsschüler. Aber bei meinem Freunde verlief das berufliche Studium genau entgegengesetzt wie bei mir. Während in der Regel das Berufsstudium im Laufe der Jahre immer konkreter, einseitiger, spezieller wird und einen eindeutigen Bezug auf das Praktische erhält, wurde es bei Adolf immer allgemeiner, vielseitiger, abstrakter und entfernte sich immer weiter von der Praxis. Je hartnäckiger er vor sich selbst die Parole wiederholte: „Ich will Baumeister werden”, desto mehr verflüchtigte sich dieses Ziel in der Wirklichkeit. Immer weiter griff er in seinen Studien aus, immer neue Bereiche zog er mit herein. Es war die typische Haltung eines

jungen Menschen, dem der konkrete Beruf im Weg steht, um die Berufung, die er in sich spürt, zu erfüllen.

Von diesem Studium sagt er selbst:

„Ich habe mich seit früher Jugend bemüht, auf richtige Art zu lesen, und wurde dabei in glücklichster Weise von Gedächtnis und Verstand unterstützt. Und in solchem Sinne betrachtet, war für mich besonders die Wiener Zeit fruchtbar und wertvoll..."

„Ich las damals unendlich viel, und zwar gründlich. Was mir so an freier Zeit von meiner Arbeit übrig blieb, ging restlos für mein Studium auf...

Ich glaube heute fest daran, daß im allgemeinen sämtliche schöpferischen Gedanken schon in der Jugend grundsätzlich erscheinen, sofern solche überhaupt vorhanden sind. Ich unterscheide zwischen der Weisheit des Alters, die nur in einer größeren Gründlichkeit und Vorsicht als Ergebnis der Erfahrungen eines langen Lebens gelten kann, und der Genialität der Jugend, die in unerschöpflicher Fruchtbarkeit Gedanken und Ideen ausschüttet, ohne sie zunächst auch nur verarbeiten zu können, infolge der Fülle ihrer Zahl. Sie liefert die Baustoffe und Zukunftspläne, aus denen das weisere Alter die Steine nimmt, behaut und den Bau aufführt, soweit nicht die sogenannte Weisheit des Alters die Genialität der Jugend erstickt hat."

So war es bei meinem Freunde: Bücher, immer wieder Bücher! Ich kann mir Adolf gar nicht ohne Bücher vorstellen. Daheim stapelte er sie um sich auf. Er mußte ein Buch, das ihn beschäftigte, immer um sich haben. Auch wenn er nicht gerade darin las, mußte es doch für ihn gegenwärtig sein. Wenn er von daheim fortging, hatte er mindestens ein Buch unter dem Arm. Manchmal wurde ihm das Mitnehmen der Bücher zum Problem. Dann verzichtete er lieber auf Natur und freien Himmel als auf das Buch.

Bücher waren seine Welt. In Linz hatte er sich, um jedes gewünschte Buch erreichen zu können, gleichzeitig in drei Büchereien einschreiben lassen. In Wien benützte er die Hofbibliothek, und zwar so eifrig, daß ich ihn einmal allen Ernstes fragte, ob er sich denn vorgenommen habe, die ganze Bibliothek auszulesen, wofür ich natürlich nur grob angefahren wurde. Einmal nahm er mich in die Hofbibliothek mit und führte mich in den großen Saal. Ich war von diesen ungeheuren, zu ganzen Wänden aufgestapelten Büchern fast erschlagen und fragte ihn, wie er denn angesichts dieser Überfülle von Büchern gerade die bekäme, die er brauchte. Da wollte er mich in die Handhabung des Kataloges einführen. Aber ich wurde nur noch mehr verwirrt.

Wenn er las, konnte ihn kaum etwas stören. Aber er störte sich mitunter selbst; denn sobald ihn ein Buch ergriff, begann er darüber zu sprechen. Dann mußte ich geduldig zuhören, einerlei, ob mich das Thema interessierte oder nicht. Hin und wieder, in Linz noch häufiger als in Wien, schob er mir ein

Buch zu und verlangte, daß ich dies als sein Freund lese. Es ging ihm dabei weniger darum, daß ich damit meine eigenen Kenntnisse erweitere, als daß er einen Partner bekam, mit idem er über den Inhalt des Buches sprechen konnte, auch wenn dieser gewünschte Partner oft nur ein Zuhörer war.

Über die Art, ein Buch richtig zu lesen, hat er sich in seinem Buch auf einer mehr als drei Seiten langen Darstellung eingehend geäußert.

„Ich kenne Menschen, die unendlich viel lesen, und zwar Buch für Buch, Buchstaben um Buchstaben, und die ich doch nicht als ‚belesen' bezeichnen möchte. Sie besitzen freilich eine Unmenge von Wissen, allein ihr Gehirn versteht nicht, eine Einteilung und Registratur dieses in sich aufgenommenen Materials durchzuführen."

In dieser Hinsicht war mein Freund ohne Zweifel dem Durchschnittsleser weit überlegen. Die Lektüre begann für ihn schon bei der Auswahl der Bücher. Adolf besaß eine ganz besondere Witterung für Dichter und Autoren, die ihm etwas zu sagen hatten. Er las niemals Bücher zur Zerstreuung, zum Zeitvertreib. Bücherlesen war ihm eine todernste Arbeit. Das bekam ich oft genug zu spüren. Wehe, wenn ich seine Lektüre nicht entsprechend ernst nahm und etwa versuchte, inzwischen am Flügel Etüden zu spielen. Interessant war die Art, wie Adolf ein Buch vornahm. Das Wichtigste war ihm die Übersicht, das Inhaltsverzeichnis. Dann erst ging er ans Werk, wobei er sich keineswegs an die gegebene Reihenfolge hielt, sondern sich das Wesentliche förmlich herausstach. Was er sich aber einmal auf diese Weise angeeignet hatte, das saß sorgfältig eingeordnet und registriert in seinem Gedächtnis. Ein Griff — und es stand wieder bereit, und zwar so getreu, als hätte er es eben erst gelesen. Ich dachte manches Mal, jetzt kann doch nichts mehr in seinem Kopf Platz haben. Und siehe da — alles, was er vom Josefsplatz herübergeschleppt hatte, fand noch seinen Platz. Fast schien es, daß mit der Menge des aufgenommenen Materials das Gedächtnis immer besser wurde. Für mich, der ich mich mit meinem Pensum ehrlich plagen mußte, war dieses einfach ein Wunder. Wirklich, in seinem Gehirn war Platz für eine ganze Bibliothek.

Wenn ich nun aus der ungeheuren Fülle dessen, was Adolf in Linz und später in Wien gelesen hat, aufzählen soll, welche Bücher ihm besonderen Eindruck machten, gerate ich in Verlegenheit. Leider besitze ich nicht das einzigartige Gedächtnis meines Freundes für den Inhalt der Bücher. Mir bleibt Erlebtes viel stärker im Gedächtnis als „Erlesenes". So sind mir aus der Lektüre Adolfs eigentlich nur sehr nebensächliche Dinge in Erinnerung geblieben.

Den ersten Rang unter allen Büchern nahmen, wie ich schon erwähnte, die deutschen Heldensagen ein. Unberührt von der jeweiligen Stimmung und der

äußeren Situation, in der er sich befand, wurden sie immer wieder vorgenommen und gelesen. Längst kannte er sie alle auswendig. Trotzdem las er sie immer wieder von neuem. Das Buch, das er in Wien besaß, hieß, wenn ich nicht irre: „Götter- und Heldensagen, germanisch-deutscher Sagenschatz”.

Schon in Linz hatte Adolf begonnen, die Klassiker zu lesen. Vom „Faust” sagte er einmal, daß in diesem Schauspiel mehr enthalten sei, als die Menschen der Gegenwart erfassen könnten. Im Burgtheater sahen wir sogar einmal den zweiten Teil, wenn ich nicht irre, mit Josef Kainz als Faust. Adolf war sehr bewegt und sprach noch lange davon. Daß ihn von Schiller besonders „Wilhelm Teil” ergriff, ist verständlich. „Die Räuber” hingegen gefielen ihm seltsamerweise nicht sehr. Einen tiefen Eindruck auf ihn machte Dantes „Göttliche Komödie”, obwohl er dieses Werk, meinem Empfinden nach, viel zu früh in die Hand bekam. Daß er sich mit Herder beschäftigte, weiß ich, von Lessing sahen wir „Minna von Barnhelm”. Stifter hat er gerne gelesen, wohl auch, weil er darin das Bild der heimatlichen Landschaft wiederfand, während ihm Rosegger, wie er sich ausdrückte, zu „populär” war.

Daneben nahm er hin und wieder auch Bücher zur Hand, die damals in Mode waren, mehr um sich ein Urteil über die Menschen zu machen, die diese Bücher lasen, als über diese Werke selbst. An Ganghofer fand Adolf absolut nichts, dagegen trat er sehr für Otto Ernst ein, dessen Werke er genau kannte. An modernen Dramen sahen wir Frank Wedekinds „Frühlingserwachen” und „Der Meister von Palmyra” von Wilbrandt. Die Dramen Ibsens hat Adolf in Wien gelesen, ohne daß er davon einen besonderen Eindruck empfangen hätte. Ich kann mich jedenfalls nicht daran erinnern.

Von philosophischen Büchern war Schopenhauer stets um ihn, später auch Nietzsche. Doch bekam ich davon wenig zu spüren, denn diese Philosophen faßte er sozusagen als seine intimste Angelegenheit auf, als einen Privatbesitz, den er mit niemandem teilen wollte. Vielleicht lag diese Zurückhaltung auch darin begründet, daß wir in der Liebe zur Musik etwas Gemeinsames hatten, das uns eine viel reichere und köstlichere Begegnung ermöglichte als die mir doch etwas abliegende Philosophie.

Abschließend möchte ich auch über die Lektüre meines Freundes das gleiche sagen, was ich bereits bei der Darstellung seines Berufsstudiums betonte: Er las unerhört viel und hielt mit Hilfe seines außergewöhnlichen Gedächtnisses ein Wissen fest, das weit über das Niveau eines noch nicht einmal Zwanzigjährigen hinausragte, aber er vermied jede tatsächliche Auseinandersetzung darüber. Wenn er mich auch mitunter drängte, ein bestimmtes Buch zu lesen, wußte er im vorhinein, daß ich kein ebenbürtiger Partner war. Vielleicht hat er die Bücher, die er mir zu lesen empfahl, schon nach diesem Gesichtspunkte ausgesucht. Es ging ihm nicht um „die andere

Meinung", nicht um eine Diskussion über den Inhalt. Auch sein Verhältnis zu den Büchern war so wie sein Verhältnis zur Außenwelt überhaupt: Mit glühendem Herzen nahm er alles Erreichbare auf, doch bewußt hielt er sich alles, was ihn direkt bedrängen wollte, vom Leibe.

Er war ein Suchender, gewiß. Aber er fand in den Büchern nur das, was zu ihm paßte. Als ich ihn einmal fragte, ob er denn sein Studium wirklich nur allein mit seinen Büchern bewältigen wollte, sah er mich erstaunt an und sagte schroff: „Du brauchst natürlich Lehrer, das sehe ich ein. Für mich sind sie überflüssig." Im weiteren Verlauf der Debatte nannte er mich manchmal einen „geistigen Kostgänger" und „Schmarotzer, der an fremden Tischen sitze".

Ich hatte von Adolf, insbesondere während unseres Zusammenlebens in Wien, nicht den Eindruck, daß er in der ungeheuren Fülle von Büchern, die er um sich aufhäufte, etwas Bestimmtes suche, etwa Grundlagen oder Auffassungen für sein Verhalten, sondern daß er umgekehrt für das, was an Grundlagen und Auffassungen in ihm schon vorhanden war, in diesen Büchern vielleicht mehr unbewußt als bewußt lediglich die Bestätigung suchte. Deshalb war für ihn das Lesen — vielleicht von den „Deutschen Heldensagen" abgesehen — weniger Erbauung als vielmehr eine Art Selbstkontrolle.

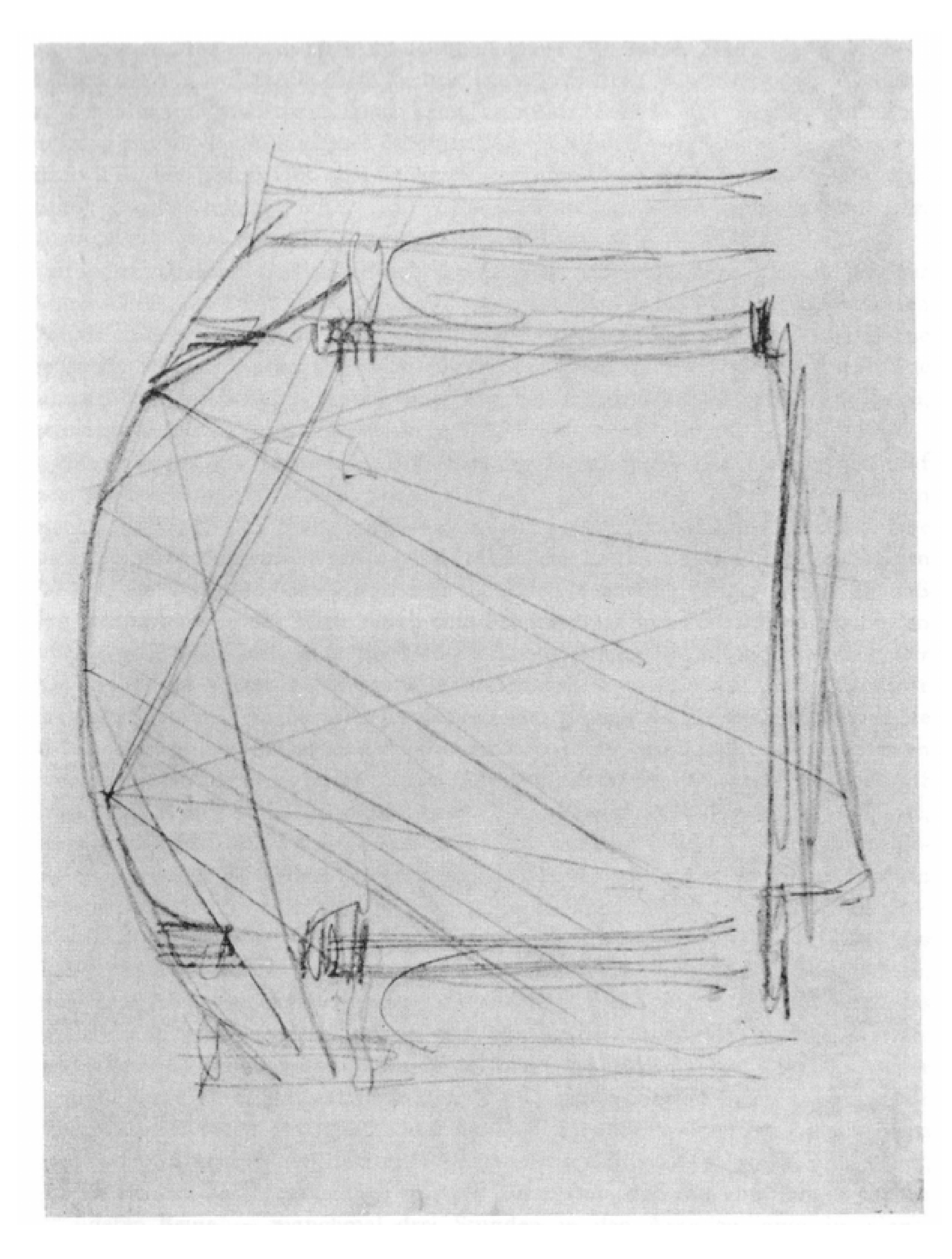
Wenn ich an die zahlreichen Probleme denke, die ihn in Wien beschäftigten und an denen ich teilhaben konnte, so steht am Ende der Betrachtung meistens irgendein Buch, von dem Adolf mir dann triumphierend sagte: „Siehst du, auch der Mann, der dies geschrieben hat, ist genau meiner Ansicht."

IN DER HOFOPER

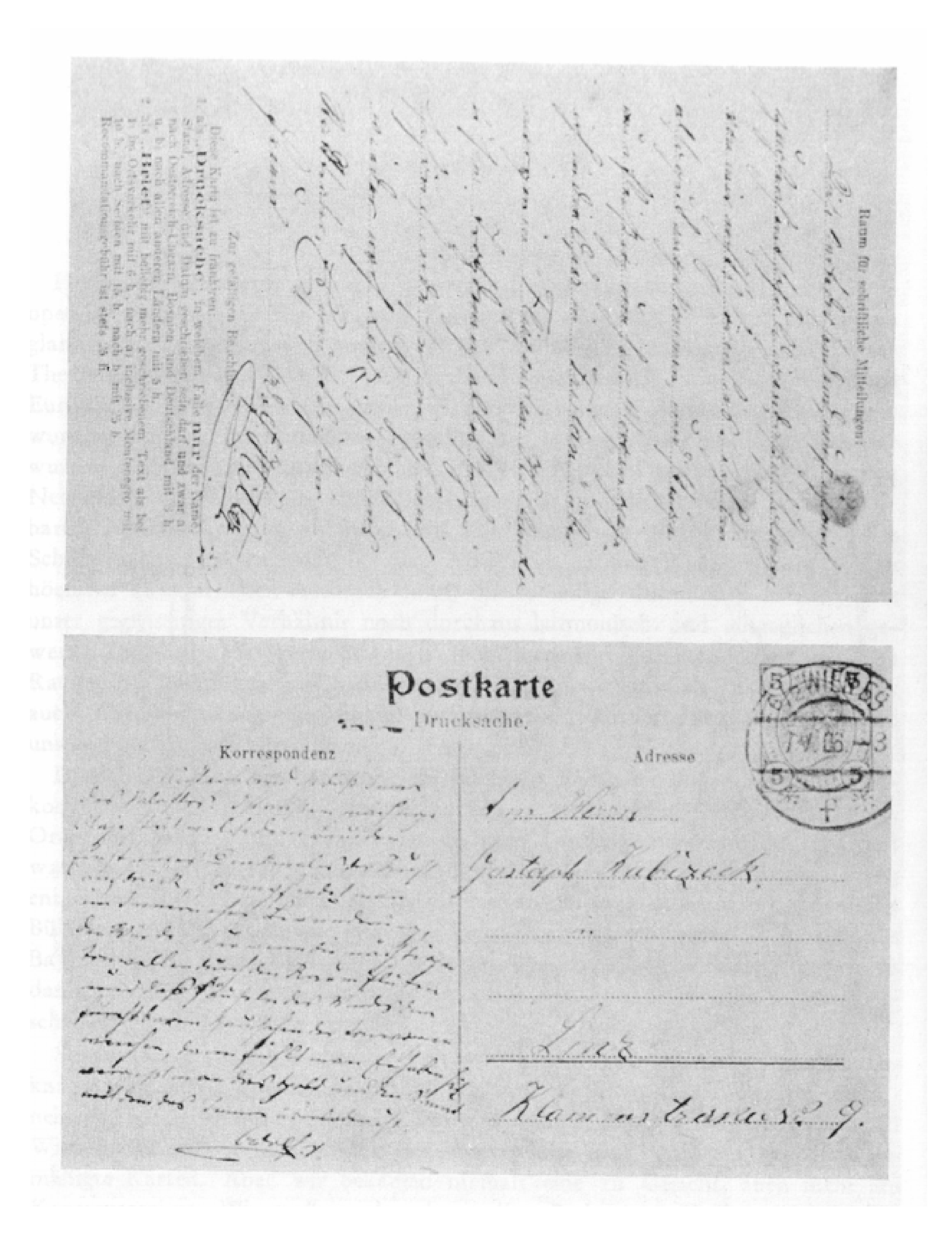
Höhepunkt unserer Freundschaft waren die gemeinsamen Besuche der Hofoper. Untrennbar ist für mich die Erinnerung an meinen Freund mit diesen glanzvollen Erlebnissen verbunden. In der weihevollen Atmosphäre des Linzer Theaters hatten wir unseren Jünglingsbund geschlossen, im ersten Opernhaus Europas bekräftigten wir ihn immer wieder von neuem. Wenn auch, je älter wir wurden, die Gegensätzlichkeiten zwischen uns beiden immer deutlicher sichtbar wurden und uns die Verschiedenheit der Familienverhältnisse, die beruflichen Neigungen, die Einstellung zum öffentlichen und politischen Leben immer fühlbarer auseinanderdrängten, band uns die flammende Begeisterung für alles Schöne und Erhabene, das in den Aufführungen der Wiener Hofoper den höchsten künstlerischen Ausdruck fand, um so inniger zusammen. In Linz war unser gegenseitiges Verhältnis noch durchaus harmonisch und ausgeglichen gewesen. In Wien aber wuchsen, gewiß auch durch das Zusammenleben in einem Räume, die Konflikte und Spannungen. Ein Glück, daß sich zu gleicher Zeit auch der Einfluß der gemeinsam empfangenen künstlerischen Erlebnisse auf unsere Freundschaft verstärkte.

Die Wiener Hofoper bot wohl die höchsten Voraussetzungen für eine vollkommene künstlerische Darbietung, die sich in der damaligen Zeit denken ließ. Orchester, Solisten und Chor waren in ihrer Leistung unübertroffen. Dirigent war damals der unerreichte Gustav Mahler, dem auch Adolf größte Bewunderung entgegenbrachte. Ganz besonders begeisterten uns die Inszenierungen des genialen Bühnenbildners Professor Roller. In Wagner-Opern hörten wir meist Solisten aus Bayreuth. Zusammengefaßt bedeutete dies ein künstlerisches Erlebnis, wie es damals sonst nirgends auf dieser Erde möglich war. Daran läßt sich unsere überschwengliche Begeisterung ermessen.

So wie dies zu allen Zeiten der Fall war, haben auch wir beide, arme, unbekannte Studenten, uns damals die Möglichkeit, an diesen Aufführungen teilzunehmen, hart erkämpfen müssen. Zwar gab es auch für das Stehparterre, das in Wien genau so wie in Linz für uns das ersehnte Ziel bedeutete, angeblich ermäßigte Karten. Aber wir bekamen niemals eine zu Gesicht, auch nicht am Konservatorium. Wir mußten also den vollen Preis — zwei Kronen



Rückseite der vorstehenden Skizze. Hitler hat hier mit wenigen Strichen seinem musikalisch interessierten Freunde die akustischen Verhältnisse der von ihm geplanten Linzer Tonhalle dargestellt



Raum für schriftliche Mitteilungen

Postkarte

Drucksache.

Korrespondenz

Adresse

An Herrn

Gustav Kubizek

Linz

Klammstrasse Nr. 9.

Kartengrüße Adolf Hitlers aus Wien an seinen Freund anläßlich seines ersten, noch vorübergehenden Aufenthaltes in der Kaiserstadt. (Diese und die folgenden Originale aus dem Besitze des Autors)

— dafür bezahlen, viel Geld, wenn man bedenkt, daß Adolf nach Abzug der Miete für den ganzen Monat nur mehr fünfzehn Kronen von seiner Rente übrig blieben. Trotzdem wir vollzahlende Besucher waren, mußten wir, weil der Andrang zu stark war, um diese Karten kämpfen. Eine Stunde vor Beginn der Vorstellung wurde die Abendkasse geöffnet. Zwei Stunden vor Kasseneröffnung war Einlaß in den Gang. Um aber rechtzeitig in den Gang zu kommen, mußte man sich oft schon mittags unter den Arkaden anstellen. Wenn man noch so früh dorthin kam, war man doch gewiß nicht der erste.

Im Gang befand sich die durch Bronzegitter abgeschlossene Queue, die zur Abendkasse führte und zugleich mit dieser geöffnet wurde. Ständig patroullierten Polizisten auf und ab, um die Wartenden im Zaume zu halten. Wurde die Queue geöffnet, so rannte alles wie nach einem Startschuß darauf los. Dabei war eine scharfe Ecke zu nehmen, manch einer flog bei diesem Wettlauf auf dem glatten, gepflasterten Boden aus der Kurve.

Mit dem endlich erkämpften Billett in der Hand begann der zweite Wettlauf zum Stehparterre. Glücklicherweise war der Weg von der Abendkasse dorthin nicht sehr weit. Das Stehparterre lag unterhalb der Kaiserloge und besaß eine ausgezeichnete Akustik. Frauen und Mädchen hatten im Stehparterre keinen Zutritt, ein Umstand, den Adolf sehr schätzte. Nachteilig hingegen war es, daß das Stehparterre in der Mitte durch eine Bronzestange in zwei Hälften geschieden wurde, eine für Zivil, eine für Militär. Diese jungen Leutnants, die nach der Ansicht meines Freundes weniger der Musik zuliebe als um das gesellschaftliche Ereignis zu genießen in die Hofoper gingen, brauchten für ihre Eintrittskarte in das Stehparterre nur zehn Heller zu entrichten, während man uns armen Studenten das Zwanzigfache dieses Betrages abknöpfte. Darüber geriet Adolf immer in Wut. Wenn er dann diese elegant gekleideten Leutnants sah, die, ständig gähnend, die Pause kaum erwarten konnten, um im Foyer zu promenieren, so stolz, als kämen sie eben aus der Loge, erklärte er ergrimmt, daß in diesem Stehparterre künstlerisches Verständnis und Eintrittspreis verkehrt proportional zueinander wären. Außerdem war die „militärische" Hälfte des Stehparterres kaum jemals voll besetzt, während sich im zivilen Teil Studenten, junge Angestellte und Arbeiter auf die Zehen traten. Wie im Stehparterre des Linzer Landestheaters der Platz an einer der beiden Säulen, war im Stehparterre der Wiener Hofoper das sogenannte „Kipfel" das Ziel unserer Wünsche. Dieser in der Form eines Butterkipfels gestaltete, etwa zehn Besucher aufnehmende Raum wurde durch den gerundeten Verlauf der Bogen einerseits, andererseits durch den Abschluß der letzten Parkettreihe gebildet. Wer im Kipfel stand, konnte sich an der Metallstange so stark aufstützen, daß die vom langen Stehen ermüdeten Beine — manchmal drei Stunden in den Arkaden, zwei im Gang, vier bis fünf Stunden bei der Aufführung — etwas entlastet wurden.

Innerhalb der Besucher des Stehparterres galt es als ungeschriebenes Gesetz, daß der einmal erkämpfte Platz dem Besitzer von niemandem mehr bestritten werden durfte. Diese mit bewundernswerter Disziplin durchgehaltene Ordnung ermöglichte es dem Besucher, während der Pausen das Stehparterre zu verlassen. Ich erinnere mich mit Vergnügen daran, wie sich im gleichen Moment, da irgendein Frechling einen ihm nicht zustehenden Platz besetzen wollte, das zivile Stehparterre wie ein Mann erhob und den Eindringling hinausbeförderte.

Unerfreulich aber war, daß sich im Stehparterre meistens die Claqueure versammelten. Das hat uns manche Aufführung verdorben. Der damals übliche Vorgang war sehr einfach: Irgendein Sänger oder eine Sängerin, die an bestimmten Stellen ihres Partes Beifall haben wollten, mieteten sich für den Abend eine Claque. Der Anführer derselben besorgte seinen Leuten die Eintrittskarten und bezahlte ihnen außerdem einen fixen Preis. Es gab damals an der Hofoper Berufsclaqueure, die nach genau festgesetzten Tarifen „arbeiteten”. So brach mitunter, oft an ganz unpassender Stelle, mitten unter uns rasender Beifall los. Das konnte uns in helle Wut versetzen. Ich erinnere mich, wie wir einmal bei „Tannhäuser” am Schluß der Romerzählung eine Gruppe von Claqueuren niedergezischt haben. Als einer von ihnen, obwohl das Orchester weiterspielte, laut „Bravo” brüllte, stieß Adolf dem Kerl die Faust in die Rippen. Als wir das Theater verließen, stand der Chef der Claque bereits mit einem Polizisten am Eingang. Adolf wurde an Ort und Stelle verhört und verteidigte sich so glänzend, daß ihn der Polizist laufen ließ. Er hatte sogar noch Zeit genug, dem betreffenden Claqueur auf offener Straße nachzulaufen, um ihm eine schallende Ohrfeige zu versetzen.

In den Zwischenakten tauchte meistens ein altes Faktotum im Stehparterre auf und bot auf einem Tablett Gläser mit frischem Wasser an. Ein Glas kostete fünf Heller. Aber das halblaute, in fremdem Tonfall gesungene „Wasser angenehm” des Alten erklang manches Mal, wenn wir von der stundenlangen Anspannung erschöpft waren, wie eine Erlösung.

Da auch im Stehparterre die Überkleider abgegeben werden mußten, gingen wir, um uns die Garderobegebühr zu ersparen, grundsätzlich ohne Überrock, Mantel oder Hut in die Oper. Freilich war es dann, wenn wir aus dem überhitzten Stehparterre in die Nacht hinauskamen, oft bitter kalt. Aber was hatte das nach einem „Lohengrin” oder einem „Tristan” zu sagen?

Äußerst unangenehm aber war es für uns beide, daß wir, um das „Sperr-sechserl” zu vermeiden, spätestens um zehn Uhr vor unserem Hause sein mußten. Da nach Adolfs exakten Berechnungen der Weg von der Hofoper am Ring bis zum Hause Stumpergasse 29 bei schärfstem Tempo und Beachtung aller Abkürzungen fünfzehn Minuten betrug, mußten wir eine Viertelstunde vor zehn Uhr die Oper verlassen. Daher stellten wir uns nach der

Zwischenpause schon vor dem rückwärtigen Eingang auf und überließen anderen kunstbegeisterten Jünglingen unsere Plätze im „Kipfel". Die Folge davon war, daß Adolf von Opern, die eine längere Aufführungszeit hatten, den Schluß niemals kennenlernte. Ich mußte ihm diesen dann auf dem Klavier vorspielen.

Nach wie vor galt unsere ungeteilte Liebe und Begeisterung den Musikdramen Richard Wagners. Vor dieser einzigartigen mystischen Welt, die der große Meister uns vorzauberte, sank für Adolf alles andere weit zurück. So konnte es beispielsweise geschehen, daß er, obwohl in der Hofoper eine großartige Verdi-Aufführung angesetzt war, die ich besuchen wollte, mich so lange bedrängte, bis ich endlich auf meinen Verdi verzichtete und mit ihm nach Währing hinauslief, um in der Volksoper Wagner zu hören. Ihm war ein mittelmäßiger Wagner noch hundertmal lieber als ein erstklassiger Verdi. Ich war freilich anderer Meinung darüber. Aber, was half es? Ich mußte, wie so oft, nachgeben. Wenn es um eine Wagner-Aufführung ging, gab es für Adolf keinen Widerspruch. Gewiß hatte er die Oper, um die es sich damals handelte — ich weiß nicht mehr, ob es „Lohengrin" oder „Tristan" war — schon in der Hofoper, also in viel besserer Darstellung gehört. Aber das war gar nicht entscheidend. Wagner zu hören, war für ihn nicht das, was man einen Theaterbesuch nannte, sondern eine Möglichkeit, sich in jenen außergewöhnlichen Zustand zu versetzen, in den er beim Anhören der Musik Richard Wagners geriet, in jenes Sichselbstvergessen, jenes in ein mystisches Traumland Entschweben, dessen er bedurfte, um die ungeheuren Spannungen seines eruptiven Wesens zu ertragen.

Ensemble und Orchester der Volksoper standen auf beachtlicher Höhe und überragten naturgemäß noch immer bei weitem das Niveau, das wir etwa von Linz her gewohnt waren. Der damalige Direktor Rainer Simons gastierte sogar gelegentlich mit seinem Ensemble in der Hofoper. Ein weiterer Vorteil war, daß man in der Volksoper am Währinger Gürtel für billiges Geld und ohne lange an der Kasse zu stehen, einen Sitzplatz erhalten konnte. Was uns dort befremdete, war der nüchterne „neusachliche" Stil des Gebäudes, die phantasielose öde Ausstattung des Hauses, der eine ebenso leere, wie nüchterne Inszenierung entsprach. Adolf nannte dieses Theater immer die „Volksküche".

Wir brachten von unseren gemeinsamen Theaterbesuchen in Linz die notwendigen Voraussetzungen mit, um in Wien das Werk des unsterblichen Meisters mit gesteigerter Anteilnahme genießen zu können. Wir kannten seine Werke gründlich, waren aber anderseits hinsichtlich der Aufführung keineswegs verwöhnt, so daß wir in der Hofoper, aber sogar auch im bescheideneren Währinger Theater den Eindruck hatten, die Welt Richard Wagners würde uns neu geschenkt.

Es lohnte sich jetzt, daß wir uns so eingehend mit dem Schaffen des Bayreuther Meisters befaßt hatten. Einige seiner Opern hatten wir bereits in Linz gesehen, den „Lohengrin" — nach wie vor Adolfs Lieblingsoper, ich glaube, er hat ihn in Wien während unseres Zusammenseins gewiß zehnmal gesehen! — kannten wir natürlich auswendig, ebenso die „Meistersinger". Wie andere aus ihrem Goethe oder Schiller zitieren, so beriefen wir uns auf Wagner. Mit Vorliebe zitierten wir aus den „Meistersingern". Wir wußten ja, daß Wagner mit der Gestalt des Hans Sachs seinem genialen Freunde Franz Liszt ein Denkmal setzen wollte, während er mit dem Beckmesser seinem erbitterten Gegner Hanslick an den Leib rückte. Wie oft hat Adolf den Vers aus der dritten Szene des zweiten Aufzuges zitiert:

„Und doch ‘s will halt nicht gehen.
Ich fühl’s und kann’s nicht verstehen.
Kann’s nicht behalten, doch auch nicht vergessen,
Und faß ich es ganz, kann ich’s nicht ermessen."

Für meinen Freund war dies die einmalige, ewig gültige Formel, mit der Richard Wagner die Verständnislosigkeit seiner Mitwelt gegeißelt hatte und die jetzt gewissermaßen als Motto über seinem eigenen Schicksale stand, denn der Vater, die Verwandten, die Lehrer, die Professoren hatten wohl „gefühlt", daß mit ihm etwas Besonderes los sei, aber sie konnten es bei Gott „nicht verstehen". Und erfaßten die Menschen endlich, worum es ihm ging, blieben sie doch unfähig, sein Wollen „messen" zu können. Wie eine tägliche Mahnung, ein nie Versagender Trost, standen diese Zeilen vor ihm, allgegenwärtig wie das Bild des großen Meisters selbst, an dem er sich in dunklen Stunden aufrichtete.

Aber auch jene Opernwerke Wagners, die in Linz nicht aufgeführt worden waren, hatten wir nach Textbuch und Partitur eingehend studiert. So fand uns das Wagnerische Wien wohl vorbereitet, und es verstand sich von selbst, daß wir uns sogleich unter seine Anhänger einreihten und, wo es nur ging, mit glühendem Eifer für das Werk des Bayreuther Meisters eintraten.

Die Eindrücke im Linzer Landestheater, die für uns damals Gipfelpunkte künstlerischen Erlebens waren, rückten angesichts der vollendeten Interpretation der Musikdramen Wagners durch die von Gustav Mahler geleitete Wiener Hofoper in die Bescheidenheit provinzieller Aufführungen zurück, bei denen guter Wille mangelhaftes Können ersetzen mußte. Aber Adolf wäre nicht Adolf gewesen, wenn er sich in diesem Falle mit einem bedauernden Rückerinnern begnügt hätte. Er liebte Linz, das er nach wie vor als seine Heimat bezeichnete, auch wenn er seine Eltern verloren hatte und in

dieser Stadt nur noch ein einziger Mensch lebte, an dem er mit leidenschaftlicher Hingabe hing — Stefanie, die noch immer nicht wußte, was sie für jenen blassen Jüngling bedeutete, der Tag für Tag am Schmiedtoreck gestanden war und auf sie gewartet hatte. Das Kunstleben der Stadt Linz mußte auf ein Niveau gebracht werden, das dem Niveau von Wien einigermaßen entsprach. Mit wilder Entschlossenheit ging Adolf ans Werk.

Beim Abschied von Linz seinerzeit hatte er große Hoffnungen auf den Theaterbauverein gesetzt, dessen begeistertes Mitglied er geworden war. Aber diese wackeren Männer, die zusammengetreten waren, um Linz ein neues, würdiges Theater zu geben, brachten anscheinend wenig weiter. Man sah, man hörte nichts. Adolfs Ungeduld wuchs und wuchs. So machte er sich denn selbst an die Arbeit. Es bereitete ihm Freude, jenes repräsentative Bauen, das er im kaiserlichen Wien gelernt hatte, auf seine Heimatstadt anzuwenden.

Den Bahnhof mit seinen häßlichen Werkstätten, den verrußten Heizhäusern, den platzraubenden Gleisanlagen hatte er längst schon aus dem Stadtbilde entfernt und in die Welser Heide oder in den Raum vor der Bahnstation Kleinmünchen verlegt. Dadurch war es möglich, den Volksgarten zu erweitern, der einen Tiergarten, ein Palmenhaus und natürlich auch einen Leuchtstrahlbrunnen erhalten sollte. Inmitten dieses gepflegten Parkes sollte sich das neue Linzer Opernhaus erheben, in den Ausmaßen kleiner als die Wiener Hofoper, in der technischen Ausrüstung aber ebenbürtig. Das alte landschaftliche Theater sollte zur Sprechbühne werden. Oper und Theater mußten eine gemeinsame Leitung erhalten. Von den Entwürfen, die Adolf damals vom neuen Linzer Opernhaus anfertigte, hat sich zu meiner Freude jene schon früher erwähnte Skizze erhalten, die auf der Vorderseite die Ausgestaltung des Zuschauerraumes zeigt und auf der Rückseite die akustischen Verhältnisse andeutet, eine Skizze, die in ihrer treffsicheren Art zugleich beweist, wie sehr sich die zeichnerische Gestaltungsfähigkeit Adolfs durch seinen Wiener Aufenthalt bereits gesteigert hatte.

Doch damit nicht genug. Linz sollte auch ein würdiges Konzertgebäude erhalten. Adolf entwarf eine Tonhalle, von der sich leider keine Zeichnung erhalten hat. Ich weiß nur mehr, daß diese als gewaltiger Rundbau gedachte Tonhalle ursprünglich auf dem Platz vor dem Jägermayerwald erstehen sollte, genau dort, wo man später ein Restaurant errichtete. Aber er kam dann von diesem Vorhaben ab und entschloß sich, die Tonhalle gleichfalls in den vergrößerten Stadtpark zu setzen, um eine enge Verbindung mit der Stadt herzustellen.

Damit kam mein Freund über die trostlosen Zustände in seiner Heimatstadt hinweg.

Mit um so größerem Genuß konnte er sich den künstlerischen Eindrücken Wiens hingeben.

Wir sahen damals fast alle Werke Richard Wagners. Unvergeßlich sind mir „Der fliegende Holländer”, „Lohengrin”, „Tannhäuser”, „Tristan und Isolde”, „Die Meistersinger von Nürnberg” geblieben, ebenso die Aufführung des „Ring” und sogar des „Parsival”.

Natürlich besuchte Adolf auch gelegentlich andere Opern. Aber sie gaben ihm bei weitem nicht so viel wie die Werke Wagners. In Linz hatten wir bereits einen staunenswert guten „Figaro” erlebt, den damals Auderieth dirigiert hatte — Auderieth kam später an die Volksoper nach Wien — und durch den Adolf m helles Entzücken versetzt worden war. Ich erinnere mich noch, wie er am Heimweg sagte, das Linzer Theater solle sich künftig nur noch auf Opern konzentrieren, die es, wie diesen „Figaro”, leicht bewältigen könne. Hingegen war die „Zauberflöte” in bezug auf die Inszenierung leider mißlungen und Webers „Freischütz” so schlecht, daß Adolf diese Oper nie mehr sehen wollte. Das war in Wien naturgemäß anders. Nicht nur die Opern Mozarts, auch Beethovens „Fidelio” sahen wir in vollendeter Form. Trotzdem auch die italienischen Meister wie Donizetti, Rossini, Bellini und vor allem Verdi sowie der damals durchaus modern wirkende Pucoini in Wien überaus geschätzt wurden und ausverkaufte Häuser erlebten, konnte sich Adolf für die italienische Oper nicht erwärmen. Von Giuseppe Verdi sahen wir gemeinsam „Maskenball”, „Troubadour”, „Rigoletto” und „Traviata” aber am ehesten sprach ihn noch „Aida” an. Die Handlung der italienischen Opern war ihm zu sehr auf das Effektvolle, auf den großen Auftritt ausgerichtet. Das Tückische, Verschlagene, Heuchlerische lehnte er als Motiv eines Dramas ab. Einmal sagte er zu mir: „Was würden diese Italiener tun, wenn sie keinen Dolch hätten?” Die Musik Verdis war ihm in gewissem Sinne zu anspruchslos, zu einseitig auf Melodie ausgerichtet. Wie reich und vielfältig war hingegen die Tonwelt Richard Wagners! Als wir einmal auf der Wienzeile einen Werkelmann hörten, der an seinem Leierkasten das „La donna e mobile” herunterorgelte, sagte Adolf: „Da hast du jetzt deinen Verdi!” Als ich einwarf, daß kein Komponist vor dieser Profanierung seines Werkes sicher wäre, fuhr er mich wütend an: „Kannst du dir etwa die Gralserzählung im Leierkasten denken?” Weder Gounod, dessen „Margarete” er als kitschig bezeichnete, noch Tschaikowsky oder Smetana konnten ihm Eindruck machen. Hierbei stand ihm ohne Zweifel seine einseitige Haltung zur deutschen Sagenwelt im Wege. Meine These, daß sich die Musik an alle Völker und Nationen wenden müsse, lehnte er ab. Für ihn galt nur deutsche Art, deutsches Wesen, deutscher Sinn. Nur die deutschen Meister ließ er gelten. Wie oft sagte er zu mir, er sei stolz, einem Volke anzugehören, das solche Meister hervorgebracht habe. Was

kümmerten ihn die anderen. Weil er sie nicht gelten lassen wollte, redete er sich auch ein, daß ihm ihre Musik nicht gefiele. Wir gerieten in diesem Punkte oftmals hart aneinander.

Doch immer wieder fanden wir uns bei Richard Wagner. Im Laufe meiner musikalischen Berufsausbildung hatte ich neue, wesentliche Einblicke in das kompositorische Schaffen des Meisters gewonnen. Damit wuchs mein Verständnis, mein Eingehen auf seine Musik. Adolf nahm an dieser Entwicklung meiner musikalischen Auffassungsgabe lebhaften Anteil. Seine Hingabe und Verehrung für Wagner gewann geradezu die Form einer religiösen Verzückung.

Wenn Adolf die Musik Wagners hörte, war er wie verwandelt. Dann fiel alle Heftigkeit von ihm ab, er wurde still, fügsam, lenkbar. Die Unruhe schwand aus seinem Blick. Was ihn tagsüber bewegte, versank in Nichts. Das eigene Schicksal, so schwer es auf ihm lastete, wurde ausgelöscht. Er fühlte sich nicht mehr als ein von der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener, ein Verkannter, Einsamer. Wie ein Rausch, eine Ekstase kam es über ihn. Willig ließ er sich in jene mythische Welt emportragen, die für ihn viel wirklicher war als die reale Welt des Tages. Aus dem dumpfen, muffigen Kerker des Hinterhauses entrückte er in die seligen Gefilde der germanischen Vorzeit, in jene für ihn ideale Welt, die ihm bei seinen Bemühungen als höchstes Ziel vorschwebte.

Als er dreißig Jahre später mich, seinen Freund, den er als Schüler des Wiener Konservatoriums verlassen hatte, in Linz wiedersah, war er überzeugt, in ihm einen tüchtigen Kapellmeister anzutreffen. Als ich dann als bescheidener Gemeindebeamter vor ihm stand, der nun Kanzler des Reiches geworden war, zielte er auf die Übernahme eines Orchesters durch mich.

Ich lehnte dankend ab. Ich fühlte mich dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen. Als er einsah, daß seinem Freunde mit diesem großzügigen Angebot nicht zu helfen war, erinnerte er sich der gemeinsamen Jugenderlebnisse im Linzer Landestheater und in der Wiener Hofoper, die unsere Freundschaft aus dem Alltäglichen in die weihevollen Sphären seiner Welt emporgehoben hatten, und lud mich ein, nach Bayreuth zu kommen.

Ich hätte nicht gedacht, daß jene außergewöhnlichen künstlerischen Erlebnisse während meiner Wiener Studienzeit noch einer Steigerung fähig wären. Und doch war es so, denn was ich in Bayreuth als Gast meines ehemaligen Jugendfreundes erleben konnte, stellt die Krönung dessen dar, was Richard Wagner in meinem Leben bedeutet.

ADOLF VERFASST EINE OPER

Unser Zusammenleben in Wien zeigte bald seine Kehrseite durch die verschiedenen Studien, die Adolf und ich betrieben. Vormittags, wenn ich in der Akademie weilte, schlief mein Freund noch, nachmittags, wenn Adolf arbeiten wollte, störte ich ihn durch meine musikalischen Übungen. Dadurch entstanden öfters Reibungen.

Konservatorium hin, Konservatorium her! Wozu hatte er seine Bücher. Er wollte mir beweisen, daß er, auch ohne das Konservatorium zu besuchen, musikalisch dasselbe, ja noch mehr zu schaffen vermöchte als ich, denn nicht auf die Weisheit des Professors käme es an, sondern auf den genialen Einfall.

Dieses Bestreben führte bei ihm zu einem höchst eigenartigen Experiment, über dessen Wert oder Unwert ich mir heute ebensowenig schlüssig bin wie damals. Adolf griff auf die elementarsten Möglichkeiten des musikalischen Ausdruckes zurück. Schon das Wort erschien ihm dafür als ein zu kompliziertes Gebilde. Er überlegte, in welcher Form sich einzelne Laute mit bestimmten Tönen, das heißt, musikalischen Äußerungen, verbinden ließen. Zu dieser in geradezu ekstatischer Form gestammelten Tonsprache nahm er — bestimmte Farben. Der klingende Ton und die leuchtende Farbe sollten zur Einheit werden und die Grundlage dessen abgeben, was in vollendeter Form als das Bühnenbild der Oper erschien. Ich selbst, erfüllt von der dogmatischen Zuverlässigkeit all dessen, was ich auf dem Konservatorium lernte, lehnte diese Versuche etwas hochmütig ab, was ihn sehr ärgerte. Er befaßte sich längere Zeit mit diesen durchaus abstrakten Experimenten, vielleicht deshalb, weil er gehofft hatte, damit meine überhebliche Seminarweisheiten aus den Angeln zu heben. Ich erinnerte mich der kompositorischen Versuche meines Freundes wieder, als wenige Jahre später ein russischer Komponist in Wien mit ähnlichen Farbtonexperimenten einiges Aufsehen erregte.

In jenen Wochen schrieb Adolf sehr viel, vor allem Schauspiele, aber auch Novellen. Bis in den Morgen hinein saß er am Tische und arbeitete, ohne daß er mir allzuviel von dem, was ihn beschäftigte, verraten hätte. Nur hin und wieder warf er einige von oben bis unten eng beschriebene Bogen auf mein Bett oder las mir einige Seiten der in einer seltsam übersteigerten Sprache gehaltenen Dichtung vor.

Ich wußte, daß nahezu alles, was er schrieb, bei Richard Wagner beheimatet war, also in der Welt des Germanentums. Da machte ich einmal, ohne mir dabei etwas Besonderes zu denken, eine Bemerkung darüber, daß man, wie

ich in den Vorlesungen über Musikgeschichte erfahren hatte, unter den nachgelassenen Schriften Wagners auch einen Entwurf zu einem Musikdrama über „Wieland, der Schmied" gefunden habe. Doch handle es sich nur um einen flüchtig skizzierten kurzen Text. Es bestünden keinerlei Entwürfe für eine bühnenmäßige Gestaltung. Auch über die Vertonung des Stoffes wäre nichts bekannt geworden.

Adolf schlug in seinem Buche „Götter und Helden" sogleich die Wieland-Sage auf und las sie durch. Eigenartigerweise stieß sich mein Freund an den Motiven der Handlung in der Wieland-Sage keineswegs, obwohl doch König Nidur bei seinem Überfall nur von Besitz und Habgier geleitet wurde. Auch der Hang zum Gold, in der germanischen Götter- und Heldensage sehr bedeutsam, hat ihn weder zu einer negativen noch zu einer positiven Stellungnahme verleitet. Daß Wieland aus Rache seine Söhne tötet, seine Tochter vergewaltigt, aus Bechern trinkt, die aus den Köpfen der Söhne hergestellt worden waren, beeindruckte ihn desgleichen nicht. Noch in der gleichen Nacht begann er zu schreiben. Ich war überzeugt, daß er mich am Morgen mit dem Entwurf eines neuen Schauspieles „Wieland, der Schmied" überraschen würde.

Doch es kam anders. Am Morgen erfuhr ich gar nichts. Aber als ich zu Mittag heimkam, saß Adolf, ganz entgegen der zwischen uns gepflogenen Vereinbarung, am Flügel. Die folgende Szene ist mir genau in Erinnerung geblieben.

Ohne jede weitere Erklärung empfing er mich mit den Worten: „Du, Gustl, aus dem ‚Wieland' mache ich eine Oper!"

Ich war so überrascht, daß ich darauf gar keine Antwort geben konnte.

Adolf weidete sich an meinem Erschrecken und spielte auf dem Flügel weiter, was bei ihm eben „spielen" hieß. Nun, einiges hatte er ja seinerzeit beim guten Prewratzky gelernt. Aber das reichte nicht aus, um „Klavier zu spielen", wie ich es verstand.

Als ich mich wieder erholt hatte, fragte ich Adolf, wie er sich denn das vorstelle.

„Ganz einfach, ich komponiere und du schreibst es auf."

Adolf bewegte sich mit seinen Plänen, Projekten und Gedanken schließlich immer schon mehr oder minder außerhalb der üblichen Vorstellungen. Daran hatte ich mich schon längst gewöhnt. Aber da es jetzt um mein eigenstes Fachgebiet, die Musik, ging, kam ich doch nicht mehr ganz mit. Er war bei aller Anerkennung seiner musikalischen Begabung doch kein Musiker, nicht einmal ein Instrumentalist. Von Musiktheorie hatte er überhaupt keine Ahnung. Wie wollte er da eine Oper komponieren?

Ich weiß nur, daß ich mich in meinem Empfinden als Schüler des Konservatoriums einigermaßen getroffen fühlte und ohne viele Worte wieder

fortging. In einem kleinen benachbarten Cafe schrieb ich dann meine Hausarbeit nieder.

Anscheinend aber hatte mein Verhalten das Selbstbewußtsein meines Freundes keineswegs verletzt, denn als ich nach dem abendlichen Partiturspiel heimkam, erklärte Adolf etwas ruhiger gestimmt:

„Du, das Vorspiel ist fertig, hör es dir an!

Dann spielte er, ohne Noten, auswendig am Flügel, was er sich als Vorspiel zu seiner Oper gedacht hatte.

Ich weiß selbstverständlich keinen Ton mehr von dieser Musik. Eines aber blieb mir in der Erinnerung haften. Es handelte sich um eine Art Untermalung des gesprochenen Wortes mit natürlichen musikalischen Elementen, für die er auch alte Instrumente zu verwenden gedachte. Weil dies völlig unharmonisch klingen würde, entschloß sich mein Freund, ein modernes Symphonieorchester, verstärkt durch Wagner-Tuben, dafür heranzuholen. Jedenfalls war es eine Musik, die Hand und Fuß hatte. Die einzelnen musikalischen Gedanken hatten Gehalt und Sinn. Vielleicht wirkte das Ganze nur deshalb so primitiv, weil Adolf nicht besser spielen, das heißt, seine Gedanken nicht klarer ausdrücken konnte. Die Komposition war, wie sollte es auch anders sein, völlig von der Tonwelt Wagners beeinflußt. Das ganze Vorspiel bestand aus einer Aneinanderreihung einzelner Themen. Mit den Themen selbst, so gut sie auch an sich getroffen waren, hatte Adolf aber nichts Rechtes anzufangen gewußt. Woher sollte er diese Kenntnisse auch nehmen? Es fehlte ihm jegliches Rüstzeug dazu.

Als Adolf zu Ende gespielt hatte, fragte er mich gespannt um mein Urteil. Ich hatte oft genug erfahren, wie viel er darauf hielt und was in musikalischen Fragen ein Lob von mir bedeutete. Aber so einfach war diese Sache nicht abzutun.

Die musikalischen Grundthemen klängen sehr gut, erwiderte ich, aber er müsse sich klar sein, daß man mit diesen Themen allein unmöglich eine Oper schreiben könne. Ich erklärte mich bereit, ihm das notwendige theoretische Rüstzeug beizubringen.

Da wurde er zornig.

„Ich bin doch nicht verrückt", schrie er mich an, „wozu habe ich denn dich? Vorerst wirst du das, was ich auf dem Flügel vorspiele, genau zu Papier bringen."

Ich kannte diese Tonart meines Freundes sehr gut und wußte, daß ich mir jetzt keinen Widerspruch erlauben könne. So schrieb ich denn, so gut ich es vermochte, nieder, was Adolf am Klavier gespielt hatte. Aber es war schon spät am Abend. Frau Zakreys klopfte bereits ungeduldig an der Wand. Adolf mußte das Klavierspielen einstellen.

Am nächsten Morgen ging ich sehr früh fort. Ich hatte ein Seminar für

Kontrapunkt und Formenlehre zu besuchen. Als ich mittags heimkam, machte mir Adolf Vorwürfe, daß ich „mitten in der Arbeit an seiner Oper” davongelaufen wäre. Er hatte das Notenpapier für mich schon bereit und begann sogleich wieder zu spielen. Da sich Adolf weder an einen bestimmten Takt noch an eine einheitliche Tonart hielt, war es schwer, das, was ich hörte, niederzuschreiben. Ich versuchte ihm zunächst klarzumachen, daß er sich an einen bestimmten Takt halten müsse. Da schrie er mich an:

„Bin ich der Komponist oder du?”

Meine Aufgabe bestünde lediglich darin, seine musikalischen Gedanken und Einfälle zu Papier zu bringen.

Ich bat ihn, wieder von vorne zu beginnen. Er tat es, und ich schrieb die Noten auf. So kamen wir immerhin ein gutes Stück voran. Aber Adolf ging es viel zu langsam. Ich sagte ihm, daß ich vorerst einmal das bisher Niedergeschriebene selbst durchspielen wolle. Damit war er einverstanden. Jetzt kam ich an den Flügel, und er mußte zuhören.

Merkwürdigerweise gefiel das, was ich spielte, mir besser als ihm, vermutlich deshalb, weil er eine ganz bestimmte musikalische Vorstellung von dieser Komposition im Kopfe trug, die weder mit seinem unzulänglichen Spiel noch mit meiner Niederschrift und meinem Spiel übereinstimmte.

Trotzdem arbeiteten wir mehrere Tage, besser gesagt, Nächte, nur an diesem Vorspiel. Ich mußte das Ganze in eine brauchbare metrische Form bringen. Aber wie immer ich es durchführte, zeigte sich Adolf unzufrieden. Im Ablaufe seiner Kompositionen kamen Perioden vor, bei denen einfach von Taktstrich zu Taktstrich das Maß wechselte. Es gelang mir, Adolf zu überzeugen, daß dies untragbar wäre. Sobald ich aber versuchte, die betreffende Abfolge in ein einheitliches Taktmaß zu bringen, war es ihm wieder nicht recht.

Heute begreife ich, was ihn in jenen durchgearbeiteten Nächten an den Rand der Verzweiflung brachte und unsere Freundschaft stark belastete. Er trug dieses Vorspiel als geschlossene Komposition bereits fertig in sich, genauso wie er den Entwurf für eine Brücke oder eine Tonhalle fertig in sich trug, noch ehe er zum Zeichenstift griff. Während ihm aber der Stift willig gehorchte, so daß er der Idee unmittelbar Gestalt geben konnte, bis schließlich die Zeichnung fertig vor ihm lag, versagte auf musikalischem Gebiete diese Vermittlung. Der Versuch, mich dabei einzuschalten, machte die ganze Angelegenheit noch komplizierter, denn mein schulmäßiges Wissen stand seiner Intuition im Wege. Eine Idee im Kopfe zu haben, eine musikalische Idee, die ihm ebenso kühn wie bedeutsam erschien, und sie trotzdem nicht festhalten zu können, konnte ihn zu heller Verzweiflung bringen. Dies waren die Augenblicke, in denen er trotz seines so deutlich ausgeprägten Selbstbewußtseins an seiner Berufung unsicher wurde.

Doch nicht lange, dann hatte er einen Weg gefunden, um aus dem unheilvollen Kontrast zwischen leidenschaftlichem Wollen und unzureichendem Können herauszukommen. Dieser Weg war ebenso genial wie originell: Er wolle seine Oper so komponieren, erklärte er mir entschieden, daß sie den musikalischen Ausdrucksmöglichkeiten jener Zeit entspräche, in der die Handlung spielte, also der Frühzeit germanischer Geschichte. Ich wollte einwenden, daß bei dieser Art von Vertonung auch die Zuhörer, um seine Oper richtig „genießen” zu können, Germanen der Frühzeit sein müßten, nicht Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts. Aber ich brachte meinen Einwand gar nicht über die Lippen, war er schon mit Feuereifer hinter dieser neuen Lösung her. Ich kam gar nicht dazu, ihm diesen meines Erachtens musikalisch unmöglichen Versuch auszureden. Außerdem hätte er mich wahrscheinlich trotzdem von der Durchführbarkeit dieser Lösung überzeugt, indem er mir bewiesen hätte, daß die Menschen unseres Jahrhunderts erst wieder richtig hören lernen müßten...

Er wollte wissen, was von der Musik der Germanen erhalten geblieben sei.

„Nichts”, antwortete ich kurz, „ausgenommen die Instrumente.”

„Und die sind?”

Ich erzählte ihm, daß man Trommeln und Rasseln gefunden habe. An einzelnen Fundstätten in Schweden und Dänemark habe man auch flötenartige Instrumente gefunden, die aus Knochen hergestellt worden waren. Es sei den Forschern gelungen, diese merkwürdigen Flöten wiederherzustellen und auf ihnen sogar einzelne, allerdings nicht sehr musikalisch klingende Töne zu erzeugen. Die größte Bedeutung käme aber den Luren zu. Dies seien etwa zwei Meter lange, hornartig gekrümmte Blasinstrumente aus Bronze. Die Luren hätten vermutlich bloß als Signalhörner zur Verständigung von Hof zu Hof gedient. Ihr rauher, posaunenartiger Ton sei kaum noch als Musik zu bezeichnen.

Ich dachte, meine Ausführungen, denen er mit ernster Aufmerksamkeit gefolgt war, würden genügen, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, denn mit Rasseln, Trommeln, Knochenflöten und Luren ließ sich keine Oper instrumentieren. Aber ich hatte mich getäuscht. Er kam auf die Skalden zu sprechen, die ihre Gesänge begleitet hatten. Womit? Mit harfenartigen Instrumenten, mußte ich zugeben. Ich hatte wirklich darauf vergessen.

Es müßte doch möglich sein, setzte er fort, aus den von den germanischen Stämmen verwendeten Instrumenten auf die Art ihrer Musik zu schließen. Jetzt kam mein Schulwissen wieder zur vollen Geltung.

„Das hat man getan”, berichtete ich, „und nachgewiesen, daß die Musik der Germanen im Gegensatz zur rein linearen Musik der Mittelmeervölker vertikal, das heißt akkordlich gegliedert war. Es hat in diesem vertikalen Aufbau vermutlich schon eine Art Harmonie gegeben, vielleicht sogar schon

ahnende Vorbegriffe für Dur und Moll. Freilich sind das nur wissenschaftliche Annahmen, sogenannte Hypothesen..."

Mehr bedurfte es nicht, um meinen Freund zu nächtelangem Komponieren zu bewegen. Er überraschte mich mit immer neuen Einfällen und Ideen. Es war kaum möglich, diese urtümlich empfundene Musik, die in kein Schema paßte, aufzuschreiben. Nachdem die Sage von Wieland dem Schmied, die er außerdem sehr willkürlich auslegte und erweiterte, reich an dramatischen Begebenheiten war, bedurfte es einer reichhaltigen Skala von Gefühlsregungen, die ins Musikalische übersetzt werden mußten. Um einen einigermaßen „hörbaren" Eindruck zu erzielen, hatte ich Adolf endlich überredet, auf die Verwendung der aus Germanengräbern stammenden Originalinstrumente im Orchester zu verzichten und dafür moderne Instrumente ähnlicher Art zu verwenden. Ich war zufrieden, als auf diese Weise nach nächtelanger Arbeit schließlich die einzelnen für die Vertonung der Oper notwendigen Leitmotive feststanden.

Dann legten wir die handelnden Personen fest, von denen bisher nur Wölund oder, wie er in der deutschen Heldensage heißt, Wieland, der Held unserer Oper, klarere Umrisse gewonnen hatte. Die gesamte Handlung wurde daraufhin von Adolf aktenmäßig aufgeteilt und nach Auftritten -und Szenen gegliedert. Zwischendurch entwarf er das Szenarium, zeichnete die Kostüme und skizzierte mit Kohlestift den Helden mit seinen am Rücken befestigten Flugschwingen.

Nachdem mein Freund mit dem Text, den er in gebundener Sprache abfassen wollte, nicht vorwärtskam, schlug ich ihm vor, zuerst das Vorspiel fertigzumachen. Nach mehrfachen, ziemlich heftigen Auseinandersetzungen ging er darauf ein. Ich griff ihm kräftig unter die Arme, so daß sich das Vorspiel wirklich sehen lassen konnte. Er bat mich, die mit Bleistift niedergeschriebene Fassung in Tinte zu schreiben. Dies tat ich. Aber meinen Vorschlag, die Komposition zu instrumentieren und bei passender Gelegenheit von einem Orchester spielen zu lassen, schlug er energisch ab. Er wehrte sich, das Vorspiel in die Unterhaltungsmusik einreihen zu lassen, und wolle auch von einem mehr als fragwürdigen „Publikum" nichts wissen. Und doch arbeitete er so fieberhaft daran, als hätte ihm ein ungeduldiger Operndirektor einen viel Ziu nahen Termin gestellt und würde ihm bereits das Manuskript aus den Händen reißen.

Er schrieb und schrieb, ich arbeitete an der Vertonung. Wenn ich, von Müdigkeit übermannt, einschlief, wurde ich von Adolf unsanft aus dem Schlafe gerüttelt. Kaum hatte ich die Augen offen, trat er, das Manuskript in der Hand, vor mich hin und las mir mit hastigen, in der Erregung sich überstürzenden Worten vor, was er geschrieben hatte. Er mußte leise sprechen, denn Mitternacht war schon vorüber. Die Notwendigkeit, seine heftigen Worte

zu dämpfen, obwohl sich das Geschehen, das er in seinen Versen schilderte, mit vulkanischer Wucht vollzog, gab seiner von Leidenschaft getragenen Stimme einen unwirklich fremden Klang. Ich kannte diesen Zustand, da ihn ein selbstgestellter Auftrag völlig erfüllte und zu rastloser Tätigkeit zwang, schon seit langem an ihm. Wie etwas Dämonisches brach es über ihn herein. Alles um sich konnte er dann vergessen. Er wurde niemals müde, in solchen Nächten gab es keinen Schlaf für ihn. Er aß nichts, er trank kaum etwas. Höchstens, daß er einmal zwischendurch nach der am Fenster stehenden Milchflasche griff und einen hastigen Schluck machte, sicherlich ohne es zu wissen, so sehr wurde er von dem, was ihn ergriffen hatte, in Anspruch genommen. Aber noch nie war mir dieses ekstatische Schaffen so unmittelbar deutlich geworden. Wohin sollte das führen? Er verschwendete seine Kräfte, seine Anlagen an Aufgaben, die doch keinerlei praktischen Nutzen ergaben und ihm wenigstens, sozusagen als Gegenleistung, das Leben erträglicher machen konnten. Wie lange vermochte sein ohnedies geschwächter, gegen Krankheiten sehr anfälliger Körper diese Überbeanspruchung zu ertragen?

Doch ich zwang mich mit Gewalt, wach zu bleiben und zuzuhören. Keine der Fragen, die mich mit Sorge um ihm erfüllten, kam über meine Lippen. Es wäre für mich leicht gewesen, eine der häufigen Auseinandersetzungen zu benützen, um auszuziehen. Man hätte mir am Konservatorium bereitwillig geholfen, ein anderes Zimmer zu finden. Warum tat ich es nicht? Ich hatte mir doch des öfteren schon selbst eingestanden, daß diese seltsame Freundschaft meinem Studium nicht gut bekam. Wieviel Zeit, wieviel Kraft kosteten mich allein diese unnötigen nächtlichen Unternehmungen meines Freundes? Warum also ging ich nicht fort? Weil ich Heimweh hatte, gewiß, das gab ich mir selbst gern zu, und weil Adolf für mich eben ein Stück Heimat darstellte. Aber schließlich ist Heimweh eine Angelegenheit, über die ein junger Mann von zwanzig Jahren hinwegkommen kann. Was war es dann? Was hielt mich fest?

Offen gesagt, es waren gerade Stunden wie die, die ich jetzt erlebte, die mich noch fester an meinen Freund banden. Ich wußte ja, was in der Regel die mir etwa gleichaltrigen, jungen Menschen bewegte: Liebeleien, seichte Vergnügungen, müßiges Getändel und dazu eine Fülle belangloser, nichtssagender Gedanken. Adolf war genau das Gegenteil davon. Ein unerhörter Ernst lag in ihm, eine Gründlichkeit, eine wahre, leidenschaftliche Anteilnahme an allem Geschehen und dazu, was mich bei ihm vor allem anzog und ihn nach Stunden, in denen er sich völlig ausgegeben hatte, wieder ins Gleichgewicht brachte, seine unbedingte Hingabe an das Schöne, Erhabene, das Große der Kunst. Dafür nahm ich gerne ein paar schlaflose Nächte in Kauf, ebenso jene mehr oder weniger heftigen Auseinandersetzungen, an die ich mich in meiner geruhsamen, einsichtigen Art schon einigermaßen gewöhnt hatte.

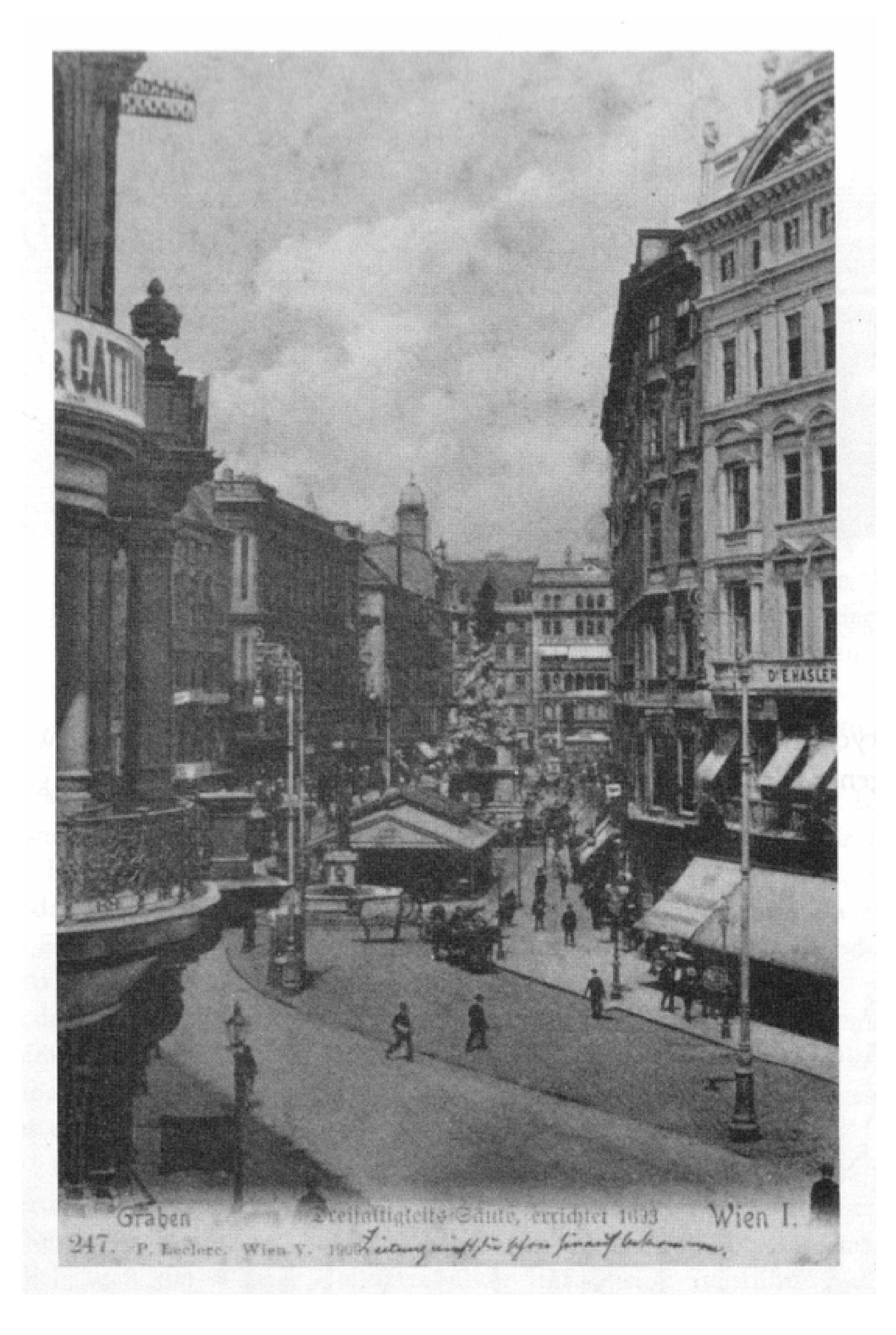
Ich erinnere mich noch, daß mich einzelne drastische Szenen der Oper wochenlang bis in die Träume verfolgten. Im Gedächtnis geblieben sind mir lediglich einzelne Bilder, die Adolf entworfen hatte. Weil ihm die Arbeit mit Feder und Stift zu langsam ging, zeichnete er mit Kohle. Mit raschen, kühn hingeworfenen Strichen wurde das Szenarium festgehalten. Dann überdachten wir die Handlung, die sich darauf abzuspielen hatte: erst Wieland von rechts, dann, von links kommend, sein Bruder Egil, aus dem Hintergrund vortretend der zweite Bruder, Slaghid.

Noch sehe ich den Wolfssee vor mir, an dem sich die erste Szene der Oper abspielte. Aus der Edda, einem Buche, das ihm heilig war, kannte er Island, die rauhe Nordlandinsel, auf der sich die Elemente, aus denen die Welt erschaffen wurde, so unmittelbar wie in den Tagen der Schöpfung begegnen. Der grimmige Sturm, der kahle, dunkle Fels, das helle Eis der Gletscher, das lodernde Feuer der Vulkane. Dorthin verlegte er den Schauplatz seiner Oper, denn dort befand sich auch die Natur selbst noch in jener leidenschaftlichen Bewegung, die das Geschehene unter den Göttern und Menschen durchpulste. Dort also lag der Wolfssee, an dessen Ufern Wieland mit seinen Brüdern fischte, als sich eines Morgens drei lichte Wolken vor dem Winde erhoben und den Männern entgegenschwebten. Es waren drei Walküren in blinkender Brünne und strahlendem Helm. Sie trugen weiße, flatternde Gewänder, Zauberhemden, die es ihnen möglich machten, durch die Luft zu schweben. Ich erinnerte mich, welches Kopfzerbrechen uns diese fliegenden Walküren bereiteten, auf die Adolf keineswegs verzichten wollte. Es wurde überhaupt in unserer Oper, wie ich feststellte, viel „geflogen”. Auch Wieland selbst hatte sich im letzten Akte Flügel zu schmieden, mit denen er sich dann in die Lüfte erheben sollte, ein Flug mit metallenen Flügeln, der sich zudem sehr leicht, fast spielerisch vollziehen mußte, um keine Zweifel an der Güte seiner Arbeit aufkommen zu lassen. Für uns als die Schöpfer dieser Oper ein technisches Problem mehr, das Adolf besonders reizte, vielleicht deshalb, weil sich gerade damals die ersten Menschen, Lilienthal, die Brüder Wright, Farman, BleViot, mit Apparaten „schwerer als die Luft” von der Erde emporgehoben hatten. Die „fliegenden Walküren” vermählten sich mit Wieland, Egil und Slaghid. Mächtige Luren riefen die Nachbarn herbei, und am Wolfssee wurde Hochzeit gehalten.

Es würde zu weit führen, wenn ich an Hand der alten Sage die einzelnen Begebenheiten schildern würde, obwohl mir verschiedene Bilder des Szenariums noch mit großer Deutlichkeit vor Augen stehen. Aber ich wage heute im einzelnen nicht mehr zu sagen, ob wir uns bei dieser oder jener Szene an den Wortlaut der Sage gehalten haben oder ob wir davon abgewichen sind. Aber der Gesamteindruck eines von wilden, entfesselten Leidenschaften vorwärtsgepeitschten Geschehens, ausgedrückt durch Verse, die sich

unerbittlich in das Herz hämmerten, getragen von einer ebenso unerbittlich strengen, urtümlichen Musik, ist mir lebendig geblieben.

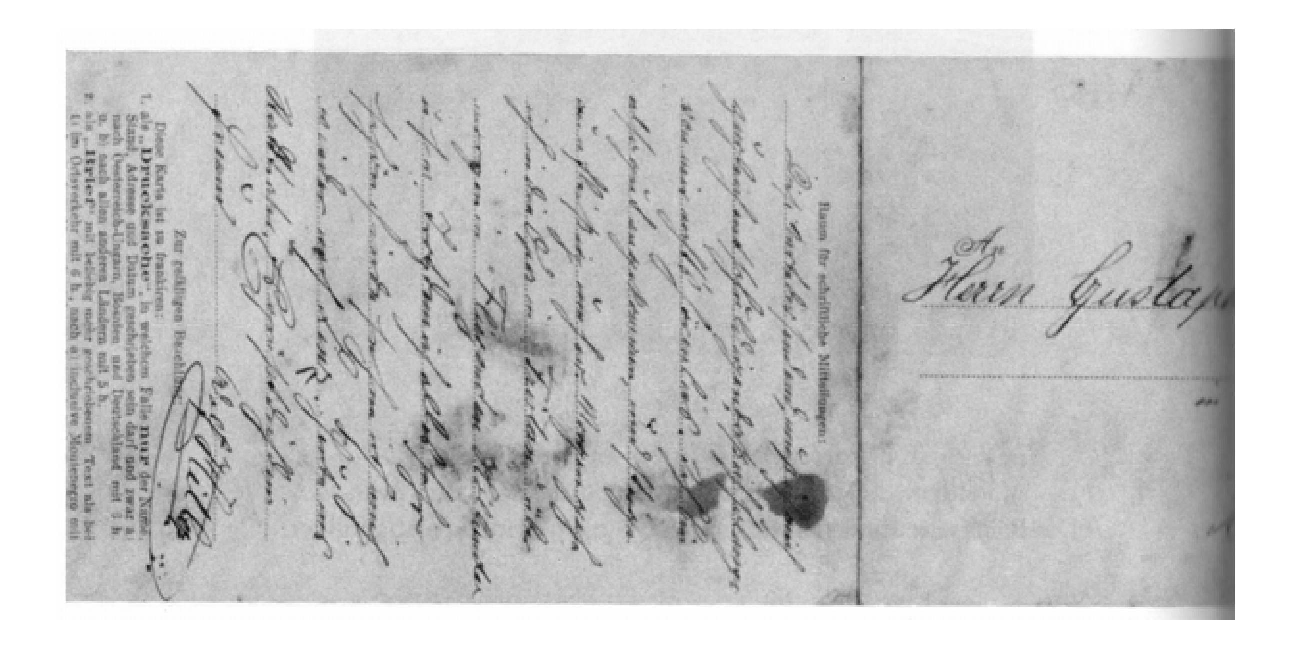
Ich weiß nicht, was mit unserer Oper weiterhin geschehen ist. Eines Tages traten neue, vordringliche Probleme an meinen Freund heran, die unverzüglich gelöst werden mußten, und da auch Adolf trotz seiner immensen Arbeitskraft nur zwei Hände hatte wie wir alle, mußte er die Arbeit an der Oper zurückstellen, obwohl sie noch kaum zur Hälfte fertig war. Er sprach immer seltener davon und schwieg dann völlig. Vielleicht war ihm inzwischen auch die Unzulänglichkeit seines Bemühens klargeworden. Ich aber hatte schon von Anfang an erkannt, daß wir mit diesem Opernversuche nicht durchkommen würden, und hütete mich, danach zu fragen. „Wieland der Schmied”, Adolfs Oper, blieb ein Fragment.



Ein Kartengruß Hitlers an den Autor,
nachdem dieser bereits nach Linz zurückgekehrt war.
Die Rückseite dieser Karte finden Sie nach Seite 270 abgebildet.



Ein „Triptychon” (oben), die erste Karte, die der Autor von Hitler aus Wien erhielt. Mit eigener Hand ist ein Hinweis auf das Musikkonservatorium eingetragen. Außerdem wollte Hitler damit seinem Freund die Prachtbauten der Ringstraße zeigen.



DAS „BEWEGLICHE” REICHSORCHESTER

Das musikalische Interesse meines Freundes erfuhr auf dem Boden Wiens eine erfreuliche Erweiterung. Während er sich bisher nur für die Oper interessiert hatte, gewann er jetzt immer mehr Interesse für das Konzert. Zwar hatte Adolf auch schon in Linz die Symphoniekonzerte des Musikvereines besucht. Er dürfte in jenen Jahren insgesamt vielleicht sechs oder sieben Konzerte unter der Leitung August Göllerichs gehört haben. Aber sein Interesse daran galt weniger dem in diesen Konzerten Dargebotenen als meiner Person. Ich wirkte ja schon damals im Orchester mit, ein Umstand, der Adolf sehr beschäftigte. Vielleicht traute er mir bei meinem stillen, nachgiebigen Wesen eine so schwierige, noch dazu vor der Öffentlichkeit zu bewältigende Aufgabe gar nicht zu und war von einem zum anderen Male gespannt, wie es ausgehen würde. Jedenfalls erinnere ich mich daran, daß er nach diesen Aufführungen mehr von mir als vom Konzert selbst gesprochen hat.

Das wurde in Wien anders. Ein äußerer Umstand trug dazu bei. Ich erhielt am Konservatorium wöchentlich zwei oder sogar drei Freikarten für Konzerte. Davon bekam Adolf jedesmal eine, oft sogar beide oder alle drei, wenn ich durch das abendliche Partiturspiel verhindert war, mitzukommen. Da es sich bei diesen Freikarten durchwegs um gute Sitzplätze handelte, war auch der Besuch nicht so anstrengend wie in der Hofoper.

An den Aussprachen, die diesen Konzertaufführungen folgten, bemerkte ich zu meiner großen Überraschung, daß Adolf nun auch in wachsendem Maße an symphonischer Musik Gefallen fand. Ich freute mich darüber, weil sich damit für uns ein neuer gemeinsamer Erlebnisbereich eröffnete.

Der Leiter der Kapellmeisterschule am Konservatorium, Gustav Gutheil, dirigierte auch die Aufführungen des Wiener Konzertvereines. Überaus aber schätzten wir Ferdinand Loewe, den Direktor des Konservatoriums, der gelegentlich auch die Wiener Philharmoniker unter seine Stabführung nahm und dabei für Bruckner eintrat. Das Wiener Musikleben stand zu jener Zeit noch ganz im Zeichen der heftigen Auseinandersetzung zwischen Brahms und Bruckner, obwohl beide Meister schon über ein Jahrzehnt tot waren. Auch Eduard Hanslick, der gefürchtete Wiener Musikkritiker, den wir nur den „Beckmesser” nannten, war damals schon tot. Aber sein unheilvolles Wirken

war noch deutlich genug zu spüren. Hanslick, der schon deshalb unser geschworener Feind war, weil er sich in heftigster Form und teilweise mit wenig sachlichen und anständigen Mitteln gegen Richard Wagner gewandt hatte, war sehr entschieden für Brahms eingetreten und hatte Anton Bruckner wütend bekämpft. Hingegen fand Bruckner an Ferdinand Loewe einen genialen Wegbereiter. Auch Franz Schalk, der spätere Direktor der Wiener Oper, trat für Bruckner ein.

Es fiel uns beiden nicht schwer, in diesem erbitterten Streite Stellung zu nehmen. Ich liebte Bruckner sehr, und auch Adolf war von seinen Symphonien ergriffen und bewegt. Außerdem war Bruckner unser Landsmann. Wir verteidigten mit seinem Werke auch ein Stück Heimat. Allerdings war das für uns kein Grund, Brahms abzulehnen. Wir fühlten uns in diesem Streite als Vertreter der jungen Generation, zollten beiden Meistern unsere Anerkennung und lächelten über den unserer Ansicht nach völlig überflüssigen Eifer der Älteren. Adolf aber tat noch ein übriges. Wie Richard Wagner, so meinte er, Bayreuth zur Stätte seines eindrucksvollsten Wirkens gemacht habe, müßte Linz sich des Werkes Anton Bruckners annehmen. Die Linzer Tonhalle, deren Entwurf er soeben fertiggestellt hatte, müßte seinem Gedenken geweiht werden.

Neben den großen Symphonien der klassischen Meister hörte Adolf mit Vorliebe auch die Musik der Romantiker, Carl Maria von Weber, Franz Schubert, Felix Mendelssohn-Bartholdy und Robert Schumann. Er bedauerte sehr, daß Richard Wagner nur für die Bühne und nicht mit gleicher Fruchtbarkeit auch für den Konzertsaal gearbeitet habe, so daß man von seiner Musik zumeist nur die Vorspiele zu einzelnen Opern zu hören bekam.

Ich darf Edvard Grieg nicht vergessen, den Adolf ganz besonders liebte und dessen Klavierkonzert in a-Moll ihn jedesmal von neuem entzückte.

Im allgemeinen aber hatte Adolf für das instrumentale Virtuosentum wenig übrig. Aber es gab einzelne Solistenkonzerte, die er niemals versäumte, Mozarts und Beethovens Klavier- und Violinkonzerte, Mendelssohns Violinkonzert in a-Moll und vor allem Schumanns a-Moll-Klavierkonzert, das ihn zu heller Begeisterung hinriß.

Aber etwas an diesem häufigen Konzertbesuchen ließ Adolf nicht zur Ruhe kommen. Ich begriff lange nicht, woran es lag. Jeder andere junge Mensch hätte an den Aufführungen Genüge gefunden. Anders mein Freund.

Da saß er auf seinem Freiplatz im Konzertsaal, ließ Beethovens glanzvolles Violinkonzert in D-Dur auf sich einströmen und war glücklich und zufrieden. Doch wenn er die Menschen im Saale, die dieses Konzert hören konnten, zählte, so waren es etwa vier- oder fünfhundert. Was bedeutete diese geringe Zahl gegenüber den Tausenden, die dieses Konzert nicht hören konnten? Sicherlich gab es nicht bloß unter den Studierenden, sondern auch unter den

Handwerkern, den Arbeitern viele, die ebenso glücklich wären wie er, wenn sie auf einem unentgeltlichen oder für sie doch leicht erschwinglichen Platz im Konzertsaale sitzen könnten, um dieser unsterblichen Musik zu lauschen. Dabei durfte man nicht allein an Wien denken, denn in Wien wurde es musikbegeisterten Menschen noch relativ leicht gemacht, Konzerte zu besuchen. Aber außerhalb Wiens, die kleinen Orte, die Provinzstädte! Ach, er hatte ja in Linz erlebt, wie kümmerlich es draußen noch mit kulturellen Veranstaltungen bestellt war. Das mußte anders werden. Konzertbesuche durften nicht mehr das Privileg weniger bevorzugter Menschen sein. Darüber half auch das Freikartensystem nicht hinweg, so sehr er persönlich daran profitierte. Es mußte also ein für allemal Abhilfe geschaffen werden.

Solche Gedankengänge waren für Adolf überaus typisch. Es konnte nichts in seinem Umkreis geschehen, das nicht von ihm sogleich ins Allgemeine emporgehoben worden wäre. Selbst rein künstlerische Erlebnisse, die wie Konzertbesuche andere Menschen bloß zur passiven Aufnahme bewegen, erweckten in ihm aktive Teilnahme und wurden zu einem Problem, das alle anging, denn in dem „Idealstaat”, wie er ihn damals erträumte, konnte und durfte nichts gleichgültig bleiben. Der „Sturm der Revolution” mußte auch die Tore der Kunst, die bisher so vielen verschlossen geblieben waren, weit aufreißen. „Sozialreform” auch auf dem Gebiete künstlerischen Genießens!

Sicherlich dachten in jenen Jahren viele junge Menschen ähnlich wie er. Sein Protest gegen die Bevorzugung bestimmter Gesellschaftsschichten in künstlerischen Belangen war keineswegs vereinzelt, ganz im Gegenteil. Es gab damals nicht nur fanatische Vorkämpfer des Gedankens, Kunst in das Volk zu tragen, sondern auch Vereine, Organisationen und Einrichtungen, die mit sichtbarem Erfolg diesem Ziele zustrebten. Einmalig aber war die Form, in der mein Freund diesem Mißstande abhelfen wollte. Während andere sich mit bescheidenen Mitteln begnügten und sich zufrieden gaben, wenn man Schritt für Schritt dem Ziele näher kam, übersprang Adolf die Gegenwart mit ihren gutgemeinten, aber doch unzureichenden Mitteln und strebte eine totale Lösung an, einerlei, wann und wo diese verwirklicht werden konnte. Für ihn war sie schon in dem Augenblicke Wirklichkeit geworden, da er die beherrschende Idee zum ersten Male aussprach.

Und wiederum typisch für ihn: er begnügte sich nicht damit, diese Idee einfach hinzustellen, sondern begann sie sogleich in allen Einzelheiten durchzuarbeiten, nicht anders, als hätte er dazu von „höherer Stelle” den Auftrag erhalten. Diese bis ins kleinste Detail gehende Planung ersetzte ihm gewissermaßen die tatsächliche Verwirklichung. War eine Idee konsequent zu Ende gedacht und von ihm bis ins letzte durchorganisiert worden, so bedurfte es ja nur noch eines Machtwortes, um sie in die Tat umzusetzen. Dieses

Machtwort wurde freilich während unserer Freundschaft niemals ausgesprochen, ein Grund, weshalb ich Adolf doch im Innersten für einen Phantasten hielt, auch wenn er mich von der „Vernünftigkeit" seiner Darlegungen völlig überzeugt hatte. Er aber glaubte schon damals fest daran, daß er selbst einmal dieses Machtwort sprechen würde, durch das die hundert und tausend verschiedenen Pläne und Projekte, die sozusagen in ihm schon griffbereit lagen, ausgeführt und verwirklicht werden konnten. Er sprach allerdings nur selten davon und nur zu mir, weil er wußte, daß ich an ihn glaubte. Ich habe es oft genug erlebt, wie er sich in solchen Augenblicken, da eine bestimmte Idee von ihm Besitz ergriffen hatte, mit gründlicher und sachkundiger Arbeit an den Punkt herangearbeitet, bei dem der andere, der zuhörte, fragen mußte: „Gut und schön, aber wer soll das bezahlen?" In Linp war ich oft und oft unvorsichtigerweise in diese Frage hineingestolpert, weil sie mir einfach auf dem Wege lag. Es hatte doch keinen Sinn, über das Wichtigste zu schweigen. In Wien war ich schon etwas vorsichtiger geworden und vermied es, allzu deutlich nach den Kosten oder dem aufzubringenden Gelde zu fragen. Auch die Antworten, die Adolf auf diese ihm so unnötig erscheinenden Fragen gab, wechselten. In Linz hatte die Pauschalantwort „Das Reich!" gelautet, eine Antwort, die nach meinen Begriffen keine Antwort war. In Wien hieß es schon etwas sachlicher: „Da müssen Finanzleute her!" Es kam aber auch vor, daß ich barsch abgefertigt wurde. „Dich wird man am wenigsten darüber befragen", hieß es dann, „denn du verstehst ja ohnedies nichts davon." Oder noch kürzer: „Das laß gefälligst meine Sorge sein."

Das erste Anzeichen, woran ich in jedem einzelnen Falle bemerkte, daß er sich mit einer bestimmten Idee beschäftigte, war ein eigentümliches Wort, das zum erstenmal in seinen Reden oder in unserer Debatte auftauchte, ein besonderer Ausdruck, den er bisher noch nie verwendet hatte. Solange er sich selbst noch nicht ganz klargeworden war, was er mit dieser Idee bezweckte, wurde auch die betreffende Bezeichnung, mit der er seinen Plan zusammenfassen wollte, entsprechend abgewandelt. So hieß es also in den Wochen seiner häufigen Konzertbesuche zuerst nur „dieses Orchester, das die Provinz bereist". Ich dachte, es gäbe in Wien wirklich ein solches Orchester, Adolf spräche also von einer tatsächlich bestehenden Einrichtung. Doch dann entdeckte ich, daß dieses „mobile Orchester", wie er es jetzt nannte, weil ihm der Ausdruck „reisen" zu sehr nach Schmiere klang, nur in seiner Einbildung existierte. Nachdem er sich niemals mit halben Lösungen begnügte, wurde bald ein „mobiles Reichsorchester" daraus. Ich entsinne mich noch genau, daß Adolf am Schlüsse unserer gemeinsam durchgeführten Planung über diese von ihm geschaffene Einrichtung so begeistert war, daß er plante, nach und nach zehn solcher Orchester aufzustellen und auf Reisen zu schicken, um auch den

letzten vergessensten Winkel des Reiches noch mit dem Violinkonzert D-Dur von Beethoven und ähnlichen einzigartigen Schöpfungen zu beglücken.

Als er eines Abends in seiner gewohnt eindringlichen Form zum ersten Male ausführlich von diesem Orchester zu sprechen begann, fragte ich ihn verwundert, weshalb ihn denn ausgerechnet musikalische Einrichtungen so sehr beschäftigen würden. Wollte er denn nicht eigentlich Baumeister werden? Die Antwort war kurz und bündig: „Weil ich dich derzeit um mich habe.” Damit wollte er sagen, daß es ihm, solange ich bei ihm wäre, jederzeit möglich sei, meinen Rat und meine Kenntnisse als künftiger Dirigent einzuholen. Das schmeichelte mir natürlich. Aber als ich mich daraufhin ein Stück weiter vorwagte und voll Erwartung an ihn die Frage richtete, wen er mit der Leitung dieses Orchesters betrauen wolle, durchschaute er mich sogleich, lachte sarkastisch und rief: „Dich bestimmt nicht!” Doch fügte er, wieder ernst geworden, hinzu, daß er gegebenenfalls meine Berufung zum Dirigenten des „mobilen Reichsorchesters” tatsächlich in Erwägung ziehen wolle. Aber ich fühlte mich gekränkt und antwortete ihm, daß ich auf diese Ehre verzichte, denn es ginge mir darum, in einem tatsächlich existierenden Orchester Dirigent zu werden und nicht bloß in seinem mehr als fragwürdigen Wunschorchester. Das genügte, um einen Wutanfall bei ihm auszulösen. Er ertrug es niemals, daß man an der Verwirklichung seiner Ideen zweifelte. „Du wirst noch froh sein, wenn ich dich auf so einen Posten setze!” brüllte er mich an.

Nach dieser temperamentvoll gespielten Ouvertüre konnte dann die „Aufführung” selbst beginnen. Ich habe alle Einzelheiten über unser „Mobiles Reichsorchester” deshalb viel genauer im Gedächtnis behalten als viele andere Pläne, von denen Adolf den Kopf voll hatte, weil es sich in diesem Falle um mein ureigenstes Fachgebiet handelte. Selbstverständlich durfte ich daher diesesmal viel mehr mitreden als sonst, sogar mehr als bei seinem Versuche, die Musikdramen Richard Wagners durch eine neue Oper, „Wieland, der Schmied”, zu ergänzen. Wie gründlich wir unsere Aufgabe angingen, ist daraus zu ersehen, daß wir an einem der nächsten Abende wegen der Pedalharfe aneinandergerieten. Gewiß brauchte das „mobile Reichsorchester” eine Pedalharfe. Aber Adolf wollte gleich drei dieser kostbaren und außerdem schwer zu transportierenden Instrumente einstellen. „Wozu?” warf ich ein, „ein erfahrener Dirigent wird auch mit einer einzigen Pedalharfe auskommen.” — „Lächerlich”, warf Adolf zornig ein, „wie willst du da den ‚Feuerzauber’ spielen, wenn du nur eine einzige Pedalharfe im Orchester hast?” — „Dann kommt eben der ‚Feuerzauber’ nicht in das Programm!” erwiderte ich. „Und ob er ins Programm kommt”, beharrte Adolf. Ich machte einen letzten Versuch, um zu einer vernünftigen Lösung zu kommen.

„Bedenke, daß eine Podalharfe achtzehntausend Gulden kostet.” Das mußte ihn doch von seinem hartnäckig verteidigten Standpunkt abbringen. Aber ich hatte mich geirrt. „Ach was, Geld!” rief er. Damit war die Sache entschieden. Das „mobile Reichsorchester” wurde mit drei Pedalharfen ausgestattet.

Wenn ich daran zurückdenke, mit welchem Feuereifer wir damals um Dinge stritten, die nur in unserer Einbildung existierten, muß ich heute darüber lächeln. Und doch! Was war das noch für eine herrliche Zeit, in der wir uns über vage Wunschgebilde mehr ereiferten als über die Realität des Alltags und uns mit heißen Köpfen und übervollen Herzen in eine imaginäre Welt hineinsteigerten, in der wir nicht mehr arme, darbende Studenten waren, sondern große, bedeutsame Persönlichkeiten. Ich staunte wohl, mit welch unheimlicher Vorstellungskraft sich mein Freund in dieser Traumwelt zurechtfand, viel besser als in der realen Welt, die ihn umgab. Aber ich ahnte natürlich nicht, daß das, was für mich nur müßiges Spiel der Phantasie oder romantisches Schwärmen war, für ihn viel mehr bedeutete.

Der Gedanke, der diesem „mobilen Reichsorchester” zugrunde lag, leuchtete mir sogleich ein, ja ich hatte selbst schon des öfteren über diese Tatsachen nachgedacht. Große Orchester, die Vollkommenes leisten, kann es nur in großen Städten geben, etwa in Wien, Berlin, München, Amsterdam, Mailand, New York, denn nur dort besteht die Möglichkeit, aus der unübersehbaren Zahl von Musikausübenden erstklassige Instrumentalisten auszuwählen. Die Folge davon ist, daß nur die Bewohner der Großstadt an den Leistungen dieser Orchester unmittelbar teilnehmen können. Begeisterung für das Schöne, Empfänglichkeit für vollendet wiedergegebene Musik sind aber auch unter den Menschen des flachen Landes, der kleinen und mittleren Städte vorhanden, oftmals ist sogar die künstlerische Bereitschaft dieser Menschen größer als die der vielfach abgelenkten, gehetzten und durch die Überfülle der Eindrücke abgestumpften Großstadtmenschen.

Die Lösung, die Adolf erdacht hatte, war ebenso genial wie einfach: Unter der Leitung eines begabten Dirigenten wird ein Orchester aufgebaut, das imstande ist, klassische, romantische und moderne Werke symphonischer Musik in vollendeter Form wiederzugeben. Dieses Orchester wird sodann nach einem ganz bestimmten Plan über Land geschickt. Adolf fragte mich, wie groß meiner Meinung nach dieses Orchester sein müßte. Allein schon die Tatsache, daß er sich bei mir, nicht bei seinen Büchern, Rat holte, erfüllte mich mit Stolz. Außerdem fühlte ich mich als künftiger Dirigent angesprochen. Ich war also richtig in meinem Element. Noch sehe ich in der Erinnerung, wie wir auf dem Flügel — der Tisch war zu klein dafür — dieses Orchester aufbauen, die Streicher, das Holz, das Blech, das Schlagzeug, wie Adolf über jede geringfügige Einzelheit informiert sein will, wie er sich über

die Eigenarten und Besonderheiten der Instrumentierung symphonischer Werke unterrichten läßt, um ja nichts zu übersehen und das Orchester in jeder Hinsicht vollkommen zu machen. Dies war das Rätselvolle, das Merkwürdige an ihm, dieser mir unerklärliche Gegensatz: in die leere Luft hinein zu phantasieren und zugleich aber eine Sache bis ins letzte Detail hieb- und stichfest zu machen. So gewiß der ganze Plan nur Wunsch und Wille blieb, so konkret mußte dabei das einzelne hingestellt werden. Die halbe Nacht ging um, bis wir uns durchgearbeitet hatten.

Das Orchester, das wir aufgebaut hatten, bestand schließlich aus einhundert Mann, ein respektabler Klangkörper, der den Wettstreit mit anderen großen Orchestern ohne weiteres aufnehmen konnte. Die nächste Frage war die Ausstattung. Adolf staunte doch einigermaßen, was ich ihm da aufzählte, nicht nur erstklassige Instrumente, deren sorgfältiger Transport garantiert werden mußte — am besten, man schloß dafür eine Pauschalversicherung ab —, sondern ein reichhaltiges, stets evident geführtes Notenarchiv, darüber hinaus Pulte, Sessel usw. Aber er sah ein, daß ein erstklassiger Cellist nicht jeden Abend auf einem anderen Sessel sitzen konnte. Schließlich verlangte er, daß ich beim Sekretär der Orchestervereinigung noch genauere Angaben über diese Anschaffungen einhole, mich beim Musikerbund über das Engagement der Instrumentalisten erkundige und dann einen Kostenvoranschlag ausarbeite. Für mich ein etwas komischer Auftrag. Mein Freund, der eigentlich Baumeister werden will, schickt mich, der ich eigentlich Dirigent werden wollte, zur Orchestervereinigung, um dort Informationen für ihn einzuholen! Adolf war mit dem, was ich ihm übermittelte, zufrieden. Über die hohe Summe des Kostenvoranschlages ging er mit einer geringschätzigen Handbewegung hinweg. Ich weiß noch, wie wir uns über die einheitliche Kleidung der Orchestermitglieder ereiferten. Selbstverständlich mußte das Orchester auch dem Auge einen erfreulichen Anblick bieten. Ich schlug eine dezente Uniformierung vor. Adolf war dagegen. Wir entschieden uns für einheitliche dunkle und vornehme, aber nicht auffallende Kleidung.

Ein schwieriges Problem blieb der Transport des Orchesters, denn es gab Gebiete, die mit der Bahn schwer zu erreichen waren. Und gerade auf diese kam es uns an. Aber es liefen ja diese neuartigen Automobile in den Straßen herum. Man blieb damals noch stehen und blickte diesen Vehikeln nach, die lärmend und stinkend mit einem „mörderischen" Tempo von fünfzehn Stundenkilometern über den Ring rasten. Wie wäre es, unser Reichsorchester auf solche Fahrzeuge zu verladen? Ohne Zweifel würde dies die Beweglichkeit des Orchesters und damit auch die Möglichkeiten seines Einsatzes gewaltig erhöhen. Ich weiß heute nicht mehr genau, wie weit wir damals diesen Gedanken ausspannen, der mir an sich unsympathisch war, weil ich mir nicht vorstellen konnte, daß ein Orchester, das mit solchem

Höllenlärm angebraust kam, die Menschen für feinere, differenziertere akustische Eindrücke empfänglich machen sollte.

Gut! Das Orchester kommt an, wird vom Bürgermeister feierlich begrüßt und durch den festlich geschmückten Ort geleitet. Erste Frage: wo soll es konzertieren? Nur wenige Städte verfügen über einen Raum, der ein Orchester von einhundert Mann und ein Vielfaches an Zuhörern aufnehmen kann. „Wir spielen im Freien", meinte Adolf. „Konzerte unter dem Sternenhimmel sind an sich sehr stimmungsvoll", warf ich ein, „nur muß der Sternenhimmel für die Dauer der Aufführung garantiert bleiben." Abgesehen davon würde es mehr ein Konzert für die Sterne als für die Menschen werden, weil im Freien die Akustik verlorenginge. Beinahe wäre der ganze Plan an diesen harten Tatsachen gescheitert. Adolf schwieg eine Weile und dachte nach. Dann sagte er: „Kirchen sind überall. Warum spielen wir nicht in den Kirchen?" Vom musikalischen Standpunkt war dagegen nichts einzuwenden. Adolf meinte, ich solle mich bei den kirchlichen Behörden erkundigen, ob man für die musikalischen Darbietungen des „mobilen Reichsorchesters" die Kirchenräume zur Verfügung stellen würde. So weit wollte ich das Spiel aber nicht mitmachen. Aber ich schwieg darüber, und Adolf vergaß, mich nach dem Ergebnis dieser Erkundigungen zu befragen.

Schwere Differenzen ergaben sich bei der Gestaltung des Programms. Adolf wollte wissen, wie lange ein Orchester brauche, um eine Symphonie aufführungsreif einzustudieren. Schon darüber ärgerte er sich, daß es dafür keine verläßliche Norm gab. Auf keinen Fall aber wollte er meine Ansicht gelten lassen, daß das orchestrale Musiziergut, wenn er es wirklich auf deutsche Komponisten beschränken wolle — ein Standpunkt, den er hartnäckig verteidigte —, erst mit Bach, Fux, Gluck und Händel beginne, allenfalls mit einzelnen Werken von Heinrich Schütz. „Und was war vorher?" begehrte er zu wissen. „Nichts, das für ein Orchesterprogramm in Frage käme", antwortete ich. „Wer sagt das?" schrie er mich an. Ich erklärte ihm ruhig, daß er sich auf meine Angaben in diesem Falle voll und ganz verlassen könne, es sei denn, daß er selbst Musikgeschichte studieren wolle. „Das werde ich auch!" gab er zornig zurück. Damit schloß er die Aussprache über die Gestaltung des Programms.

Ich nahm seine Worte nicht ernst, denn Musikgeschichte zu studieren war keineswegs einfach. Außerdem führte dieses Fach von seinen beruflichen Interessen weit ab. Und überdies wußte er ja, daß ich wirklich auf diesem Gebiete beschlagen war, seit ich auf der Hochschule Vorlesungen darüber hörte. Um so mehr staunte ich, als er am nächsten Tage über einem dickleibigen Wälzer saß: „Die Entwicklung der Musik im Wandel der Zeiten." Für mich war er einige Tage nicht zu sprechen. Das Werk befriedigte ihn aber

nicht vollständig. Er ließ sich von mir die musikgeschichtlichen Skripten von Dr. Guido Adler und Dr. Max Dietz geben und arbeitete sie mit Feuereifer durch.

„Die Chinesen haben schon vor zweitausend Jahren gute Musik gemacht”, erklärte er, „warum soll das bei uns anders gewesen sein? Schließlich war ein bestimmtes Instrument auch dazumal schon vorhanden: die menschliche Stimme. Weil diese gelehrten Herren über die Anfänge der Musik im Dunkel tappen, das heißt, nichts darüber wissen, ist noch keineswegs gesagt, daß es wirklich nichts gab.”

Alle Achtung vor der Gründlichkeit, mit der mein Freund immer zu Werke ging! Aber manches Mal konnte mich seine Sucht, allem, was ihm unterkam, auf den Grund zu gehen, zur Verzweiflung bringen. Er gab so lange keine Ruhe, bis er beim besten Willen nicht mehr weiter zurückkommen konnte und eindeutig vor dem Nichts stand. Und auch vor dieses Nichts setzte er noch ein großes Fragezeichen. Ich konnte mir denken, daß er mit dieser Veranlagung sämtliche Professoren der Akademie außer Rand und Band gebracht hätte.

Jedenfalls stand nun fest, daß wir das Programm des „mobilen Reichsorchesters” mit Johann Sebastian Bach beginnen ließen, um es über Gluck und Händel zu Haydn, Mozart und Beethoven zu führen. Dazu kamen dann die Romantiker, die Krönung des Ganzen aber bedeutete das Werk Anton Bruckners, dessen sämtliche Symphonien in das Programm aufgenommen wurden. Was die modernen, vor allem die noch jungen, unbekannten Komponisten betraf, wollte Adolf bei der Auswahl ihrer Werke durchaus eigene Wege gehen. Jedenfalls verwarf er die von den Wiener Musikkritikern aufgestellten Grundsätze völlig, wie er überhaupt bei jeder sich bietenden Gelegenheit über die „Zünftigen”, die „Nurfachleute”, die „Spezialisten” herfiel.

Seit den Tagen, da wir das „mobile Reichsorchester” auf die Beine stellten, legte sich Adolf ein besonderes Vormerkblatt an, an das ich mich genau erinnern kann. Es war ein kleines, leicht in die Tasche zu schiebendes Heftchen, in das er nach jedem Konzert, das er erlebte, die Bezeichnung des Werkes, den Namen des Komponisten und des Dirigenten eintrug und daneben sein eigenes Urteil vermerkte. Es galt künftig bei unseren Konzertbesuchen als das höchste Lob, das er einem Werke aussprechen konnte, wenn er sagte: „Wird in das Programm unseres Orchesters aufgenommen.”

Der Gedanke an das „mobile Reichsorchester” ließ mich lange nicht mehr los. Zwar gab es schon damals Grammophone. Allerdings waren dies noch erbärmlich krächzende Ungetüme, doch war damit der Weg zur „mechanischen” Musik bereits eröffnet. Die drahtlose Telegraphie steckte

damals noch in den Kinderschuhen. Erst im darauffolgenden Jahre erhielt der Italiener Marconi den Nobelpreis, der seine Erfindung weltbekannt machte. Trotzdem inzwischen Schallplatte und Radio einen Siegeszug sondergleichen angetreten haben, so daß es beinahe aussieht, als würde die „gespielte” Musik nur noch zur Herstellung „mechanischer” Musik benötigt werden, bleibt für alle einsichtigen und wahrhaft kunstbegeisterten Menschen die Grundfrage, die mein Freund mit solcher Entschiedenheit anging und mit Hilfe des „mobilen Reichsorchesters” lösen wollte, auch heute noch bestehen: wertvolle Musik in vollendeter Wiedergabe unmittelbar, also nicht auf mechanischem Wege, an Menschen heranzubringen, die dafür empfänglich sind, einerlei, wo diese Menschen wohnen.

UNLIEBSAME UNTERBRECHUNG

Eines schönen Tages — es dürfte zu Anfang April 1908 gewesen sein — kam für mich ein Brief. Nachdem Adolf niemals Post erhielt, pflegte ich mit den für mich bestimmten Briefen vor ihm kein Aufsehen zu machen, um ihn sein hartes persönliches Schicksal nicht fühlen zu lassen. Aber er bemerkte sogleich, daß es mit diesem Briefe besondere Bewandtnis haben müsse. „Was ist los, Gustl?” fragte er teilnehmend.

Ich antwortete bloß: „Da, lies!”

Noch sehe ich, wie sich sein Antlitz verfärbte, wie die Augen jenen ungewöhnlichen Glanz bekamen, der einen Zornesausbruch einzuleiten pflegte. Dann brach es brüsk aus ihm los:

„Auf keinen Fall darfst du dich stellen, Gustl”, schrie er. „Du bist ein Narr, wenn du dich stellst. Am besten ist es, Du zerreißt diesen blöden Wisch.”

Ich sprang hin und konnte ihm gerade noch den Gestellungsbefehl, den mir meine Eltern nachgesandt hatten, aus den Fingern reißen, ehe er in seiner maßlosen Wut den Schein zerfetzen konnte.

Ich war selbst so betroffen, daß Adolf sich bald beruhigte. Zwischen Türe und Flügel heftig auf und ab schreitend, entwarf er sogleich seinen Plan, der mir aus der jeweiligen Verlegenheit heraushelfen sollte.

„Noch ist ja gar nicht sicher, ob du überhaupt tauglich bist”, erklärte er ruhiger. „Schließlich hast du vor einem Jahre die schwere Lungenentzündung nur mit knapper Not durchgestanden. Wenn du untauglich bist, was ich hoffe, ist die ganze Aufregung umsonst gewesen.”

Adolf schlug mir also vor, nach Linz zu fahren und mich vorschriftsmäßig assentieren zu lassen. Falls ich aber tauglich befunden würde, sollte ich unverzüglich bei Passau heimlich über die Grenze gehen und mich draußen „im Reich” zum deutschen Heer melden. Auf keinen Fall dürfe ich in der k. u. k. Armee dienen. Diesem untergehenden Habsburger-Staate gönne er keinen einzigen Soldaten mehr. Da mein Freund um neun Monate jünger war als ich, hatte er den Gestellungsbefehl erst im nächsten Jahre, also 1909, zu erwarten. Aber wie ich jetzt sah, hatte er sich schon über sein künftiges Handeln in dieser Hinsicht bestimmte Gedanken gemacht, unter keinen Umständen in der k. u. k. Armee zu dienen. Vielleicht war es ihm gar nicht unerwünscht, zuerst

an meinem Falle zu erproben, wie sich die von ihm vorgeschlagene Lösung in der Praxis bewähren würde.

Am nächsten Morgen ging ich zum Direktor des Konservatoriums und zeigte ihm den Einberufungsschein. Er erklärte mir, daß ich durch den Eintritt in das Konservatorium die Berechtigung erworben habe, als Einjährig-Freiwilliger zu dienen, doch riete er mir, mich als einziger Sohn eines Geschäftsmannes zur Ersatzreserve zu melden. Dort hätte ich lediglich eine achtwöchige Ausbildung mitzumachen und in weiterer Folge drei Waffenübungen von je vier Wochen Dauer zu absolvieren. Ich fragte ihn, was er davon hielte, nach Deutschland zu gehen und mich der Militärdienstleistung ganz zu entziehen. Er erschrak über diesen ungewöhnlichen Vorschlag und riet mir entschieden davon ab.

Adolf war auch ein Dienst in der Ersatzreserve noch ein viel zu großes Zugeständnis an den Habsburger-Staat und redete, während ich schon meine Sachen zusammenpackte, ununterbrochen auf mich ein, um mich für seinen Plan zu gewinnen. —

In Linz erzählte ich meinem Vater, welchen Vorschlag mir mein Freund gemacht habe, denn insgeheim spielte ich doch ein wenig mit diesem Gedanken. Auch konnte ich zum Wehrdienst absolut kein Verhältnis gewinnen. Selbst acht Wochen Ersatzdienst erschienen mir ein Greuel.

Mein Vater erschrak darüber noch mehr als der Direktor des Konservatoriums. „Um Gottes willen, was sprichst du da?” meinte er kopfschüttelnd. Wenn ich heimlich über die Grenze gehe, auf deutsch gesagt, desertiere, würde ich mich strafbar machen. Außerdem könnte ich dann nie mehr heim, und meine Eltern, die ohnedies schon mir zuliebe auf so vieles verzichtet haben, würden mich dann ganz verlieren.

Diese Worte des Vaters und die Tränen der Mutter genügten völlig, um mich zur Vernunft zu bringen. Mein Vater ging noch am gleichen Tage zu einem mit ihm befreundeten Statthaltereirat, um sich über die Möglichkeiten, mich für die Ersatzreserve anzumelden, zu erkundigen. Dieser entwarf ein Gesuch, das ich bei der Assentierung abgeben sollte, falls ich für tauglich befunden würde.

Ich schrieb an Adolf, daß ich mich doch zu dem vom Direktor des Konservatoriums vorgeschlagenen Wege entschlossen habe, und in einigen Tagen zur Assentierung ginge. Danach käme ich mit meinem Vater nach Wien. Vielleicht hatte sich auch Adolf inzwischen anders besonnen und war daraufgekommen, daß der Weg, den er für sich selbst wählen wollte, für mich doch nicht richtig war, denn er ging in seinem Antwortschreiben gar nicht mehr darauf ein. Vielleicht wollte er auch diesen immerhin riskanten Plan nicht schwarz auf weiß in einem Brief festlegen. Hingegen freute es ihn anscheinend, daß mein Vater bei meiner Rückkehr mit mir nach Wien

kommen wolle. (Die Fahrt unterblieb jedoch, weil der geschäftliche Grund inzwischen hinfällig geworden war.) Ich hatte Adolf auch geschrieben, daß ich meine Viola mitbringen wolle, um mir bei Gelegenheit in einem Orchester als Bratschist eine Nebeneinnahme zu sichern. Während des Studiums in Wien hatte ich mir eine Bindehautentzündung zugezogen. In Linz ließ ich mich von einem mit uns bekannten Augenarzt untersuchen und schrieb Adolf, er möge nicht erschrecken, wenn ich mit Brillen am Westbahnhof ankäme.

Der Brief, den Adolf kurz vor Ostern als Antwort auf den meinen an den „stud. mus. Gustav Kubizek” schrieb, ist glücklicherweise erhalten geblieben. Er lautet:

„Lieber Gustl!

Nachdem ich Dir vorerst für Deinen lieben Brief danke, drücke ich anbei auch gleich meine Freude darüber aus, daß Dein lieber Vater wirklich mit Dir nach Wien kommt. Vorausgesetzt daß Du und Dein Herr Vater dagegen nichts einzuwenden habt, werde ich Donnerstag 11h am Bahnhof warten. Du schreibst, daß Ihr ein so herrliches Wetter habt, das tut mir fast leid, übrigens wenns bei uns nicht regnen täte wärs ja auch schön, nicht nur in Linz. Es hat mich auch sehr gefreut daß Du richtig eine Viola auch mitbringst. Am Dienstag kaufe ich mir um 2 kr. Baumwolle Watte und 20 kreuzer Kleister, für meine Ohren nämlich. Daß Du nun auch noch erblinden wirst hat mich mit tiefer Trauer erfüllt; da wirst Du nun auch noch immer mehr daneben greifen die Noten falsch lesen. Da wirst du blind und ich noch mit der Zeit törrisch. O weh! Einstweilen aber wünsche ich Dir und Deinen werten Eltern wenigstens noch einen glücklichen Ostermontag und grüße Sie sowohl als auch Dich herzlich und ergebenst als Dein Freund

Adolf Hitler”

Der Brief ist mit dem 20. April datiert. Adolf hat ihn also ausgerechnet an seinem Geburtstag geschrieben. Daß er im Brief selbst darauf nicht Bezug nimmt, ist aus seiner damaligen Situation heraus durchaus verständlich. Vielleicht hat er gar nicht daran gedacht, daß an diesem Tage sein Geburtstag ist.

Soweit sich das, was Adolf schreibt, auf meinen Vater bezieht, ist der Brief äußerst korrekt. Adolf fragt sogar, ob es mir und meinem Vater recht ist, wenn er auf den Bahnhof kommt, um uns abzuholen. Aber schon an der Stelle, an der vom Wetter die Rede ist, schlägt sein Spott durch. „Wenns bei uns nicht regnen täte, wärs ja auch schön.” Dann aber, als es um meine Viola geht, öffnet er seinem grimmigen Humor die Schleusen ganz. Sogar über mein Augenleiden wird gespottet, bis er sich mit einem „O weh!” selbst zur Ordnung ruft und den Brief wieder sehr formell schließt. Daß Adolf mit der Orthographie noch immer auf Kriegsfuß stand, ist aus diesem Brief besonders

deutlich zu ersehen. Sein ehemaliger Deutschlehrer, Professor Huomer, hätte kaum ein „genügend” dafür gegeben, denn noch schlechter ist es mit der Interpunktion bestellt. Diese ewig sich wiederholenden Beistriche und Punkte, die ständig den lebendigen Fluß der Gedanken unterbrachen, waren für ihn ebenso lästige wie überflüssige Einrichtungen.

Am festgesetzten Tage ging ich zur Assentierung. Ich wurde tauglich befunden und überreichte mein Gesuch um Aufnahme in die Ersatzreserve.

Als ich nach Wien zurückkam, übrigens ohne die befürchteten Brillen, empfing mich Adolf sehr freundlich, denn es war ihm doch angenehm, daß ich weiterhin bei ihm blieb. Allerdings spottete er kräftig über den „Ersatzreservisten”. Er könne sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie man aus mir einen Soldaten machen wolle, meinte er. Das konnte ich mir zwar auch nicht vorstellen. Aber ich war schon glücklich, daß ich mein Studium fortsetzen konnte. Daheim zeichnete Adolf meinen Kopf und stülpte einen Paradehut mit einem Federbusch darüber. „Schaust aus wie ein Veteran, Gustl”, meinte er, „noch bevor du Rekrut bist!”

Nach dem langen, trüben Winter war es nun endlich Frühling geworden. Seit ich auf meiner Fahrt zur Assentierung nach Linz die heimatlichen Fluren wieder gesehen hatte, kam mir unser düsteres Zimmer im Hinterhaus der Stumpergasse noch viel düsterer vor als ehedem. Eingedenk unserer zahlreichen Wanderungen kreuz und quer durch die nähere und weitere Umgebung von Linz versuchte ich, Adolf zu Fahrten und Wanderungen in das Wiener Ausflugsgebiet zu überreden. Ich hatte jetzt etwas mehr Zeit zur Verfügung, weil meine Schülerinnen inzwischen ihre Prüfungen bestanden hatten und in ihre Heimat abgereist waren, nicht ohne mich für das gut bestandene Examen mit einer beträchtlichen Extragratifikation zu überraschen. So war auch die Geldbörse einigermaßen gefüllt, zumindest bei mir. Als es in den Anlagen des Rings überall zu blühen begann und die milde Frühlingssonne lockte, hielt ich es in den dumpfen Mauern der Stadt nicht mehr aus. Adolf sehnte sich desgleichen hinaus. Ich wußte ja, wie sehr er das freie, offene Land, die heiteren Wiesen, die ernsten Wälder und in der Ferne den blauen Zackenkranz des Gebirges liebte. Er hatte ja auf seine Weise schon lange von mir eine Lösung dieses Problems gefunden, denn sobald es ihm bei Frau Zakreys zu eng und muffig war und zu arg nach Petroleum roch, lief er in den Schönbrunner Park. Mir aber genügte dieser keineswegs. Ich wollte etwas mehr von der Umgebung Wiens sehen. Das wollte Adolf ja auch, aber erstens — er hatte kein Geld für solche „Extraauslagen”, wie er sagte. Das ließ sich dadurch beheben, daß ich ihn aufforderte, bei Ausflügen mein Gast zu sein. Ich kaufte, um für alle Fälle sicher zu sein, schon am Vortage Proviant ein. Zweitens — ein viel schwierigerer Punkt — er mußte früh am Morgen aufstehen, wenn wir einen richtigen Tagesausflug machen wollten. Das war

nicht leicht für ihn, da er eher bereit war, alles andere zu tun, als früh aufzustehen.

Ein Versuch ihn wachzurütteln, war ein riskantes Unternehmen. Da konnte er ganz unleidlich werden. „Was weckst du mich so früh?” wurde ich angeschrien. Wenn ich dann sagte, daß doch schon längst heller Tag sei, ließ er das niemals gelten. Ich beugte mich mit meinem Oberkörper aus dem Fenster und blickte über die öden Feuermauern steil nach oben, um den schmalen Streifen Himmel zu sehen. „Ein wolkenloser Tag!” stellte ich fest. „Die Sonne scheint!” Aber als ich mich umwandte, schlief Adolf schon wieder.

Gelang es, ihn endlich aus dem Bett zu bringen und in Bewegung zu setzen, so mußte man trotzdem die ersten Stunden des Tages abstreichen, denn nach einem so unerwartet „frühen” Wecken blieb er längere Zeit völlig verschlossen und stumm und antwortete auf alle Fragen nur mit einem unwilligen Knurren. Erst weiter draußen, wo es hell und grün wurde, wachte er langsam aus seinem Brüten auf. Dann freilich war er beglückt und froh und dankte mir sogar dafür, daß ich ihn geweckt und nicht nachgegeben hatte.

Unser erstes Ziel war der Hermannskogel im Wienerwald. Mit dem Wetter hatten wir wahrhaftig Glück. Schon ais wir über Sievering hinauszogen, strahlte herrlich die Sonne, und überall blühten die Bäume. In den Weingärten regte sich das erste Grün und höher oben standen die Buchen im jungen, frischen Laub. Ich spürte förmlich, wie wohl Adolf nach dem wochenlangen Sitzen über Büchern und Zeichenblättern die Wanderung tat. Auf dem Hermannskogel gelobten wir uns, jetzt öfters hinauszuziehen. Über Klosterneuburg ging’s zur Bahn und zurück in den engen Käfig bei Frau Zakreys.

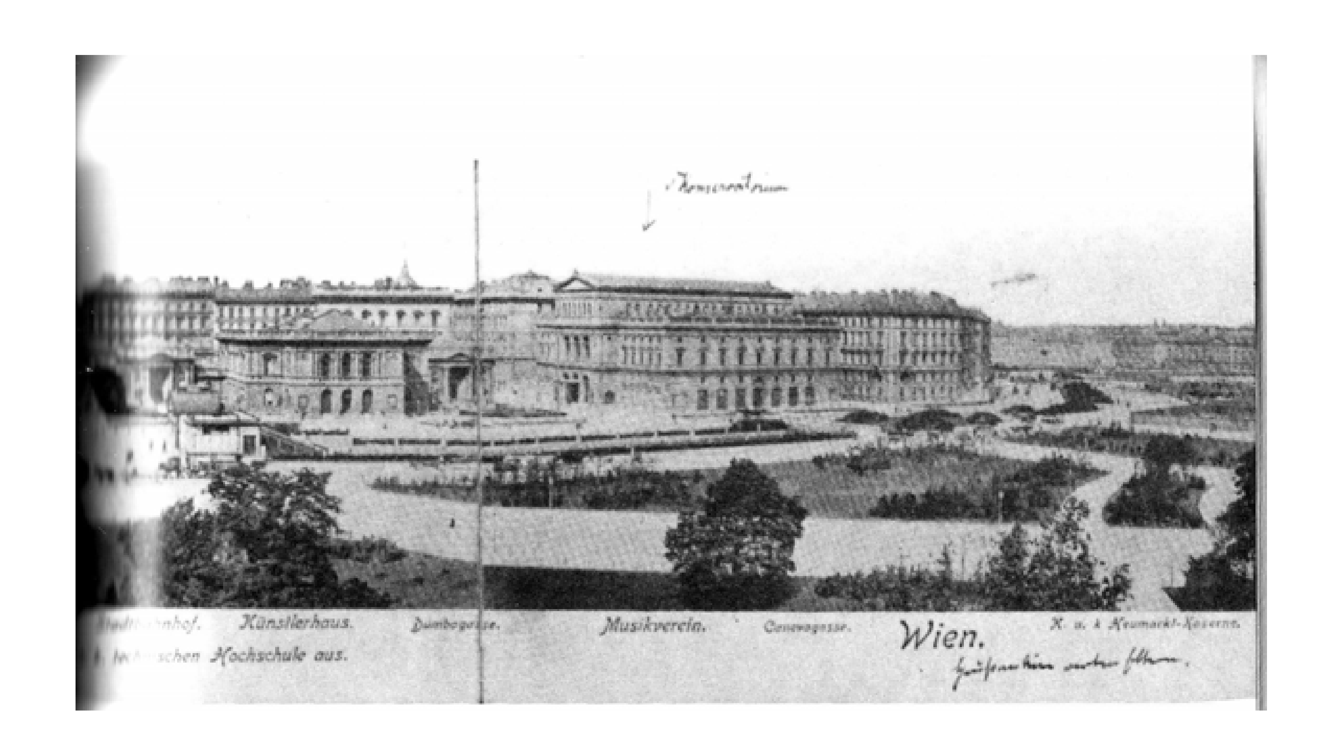
Nächsten Sonntag ging’s wieder in den Wienerwald. Wir sahen ja nicht gerade unternehmungslustig aus mit unseren langen Hosen, dem dunklen Stadtrock und den leichten Straßenschuhen, aber wir waren es. An diesem Tage legten wir eine für unsere Begriffe recht ansehnliche Strecke zurück. Von St. Andrä-Wördern am Beginn des Tullner Feldes, wohin wir mit dem Morgenzug gefahren waren, wanderten wir über Königstetten, Katzelsdorf, Ried, Gablitz und Purkersdorf wieder in die Stadt zurück. Adolf war von der Gegend entzückt und behauptete, daß sie ihn an bestimmte Teile des Mühlviertels erinnere, das er sehr liebte. Gewiß hatte auch er, ohne es jemals zuzugeben, Heimweh nach dem Lande seiner Kindheit, obwohl dort kein Mensch mehr seiner gedachte.

Für eine Fahrt in die Wachau machte ich mir am Konservatorium sogar einen Wochentag frei. Wir mußten sehr früh schon zum Westbahnhof laufen, um nach Melk zu fahren. Adolf war erst dann mit diesem Tage ausgesöhnt, als er das herrliche Stift sah. Dann aber gründlich. Ich brachte ihn kaum mehr

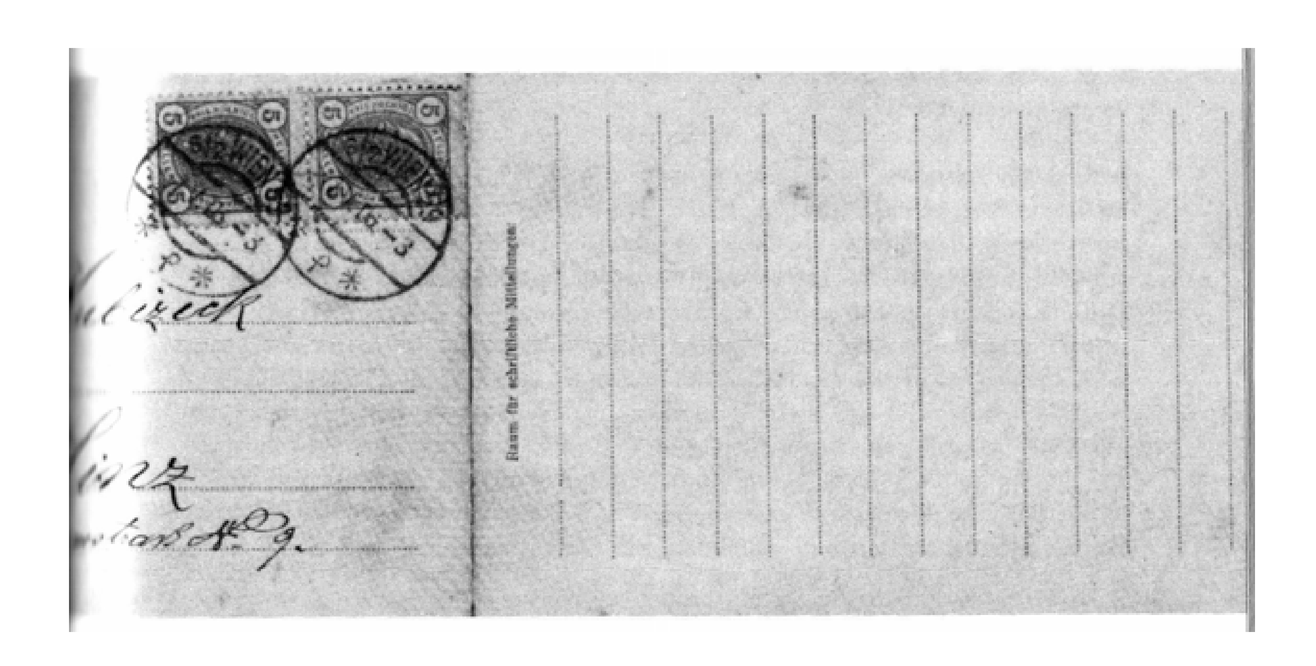
davon fort. Dabei hielt er sich keineswegs an die offizielle Führung, suchte vielmehr wieder geheime Durchlässe und verborgene Stiegen, um an die Grundmauern heranzukommen. Er wollte unbedingt untersuchen, wie man diese auf den Fels aufgesetzt hätte. Tatsächlich könnte man ja fast glauben, der gewaltige Bau des Stiftes wäre aus dem Stein herausgewachsen. Danach hielt uns der herrliche Bibliothekssaal lange Zeit fest. Mit dem Dampfer fuhren wir dann durch die im Schmucke des Maien prangende Wachau. Drüben links Weitenegg, dann Schönbühel rechts, auf steilem Felsen Aggstein, das reizende Spitz, Weißenkirchen, ein Idyll für sich — Adolf war wie verwandelt. Schon allein die Donau! Endlich war er wieder auf seinem geliebten Strom, denn dieses Wien besaß ja keine so enge Verbindung mit der Donau wie etwa Linz, wo man warten konnte, bis ein stattliches blondes Mädchen von Urfahr her über die Brücke kam. Wie hatte er die Donau vermißt, beinahe so sehr, wie er Stefanie noch immer vermißte. Und nun ziehen die Burgen, die Dörfer, die Weingärten an den steilen Berglehnen still an uns vorbei. Man spürt kaum, daß man sich selbst vorwärtsbewegt. Es sieht vielmehr aus, als stünde man still, und diese wundervolle Landschaft bewege sich in ruhigem Rhythmus an uns vorüber. Welch eine romantische Welt! Wie ein Zauber berührte sie uns. Adolf steht am Bug und ist völlig versunken in das Landschaftsbild. Als wir längst schon an Krems vorbei durch die weiten eintönigen Auwälder fuhren, die zu beiden Seiten den Strom begleiten, sprach er noch immer kein Wort. Wo mochten seine Gedanken weilen?

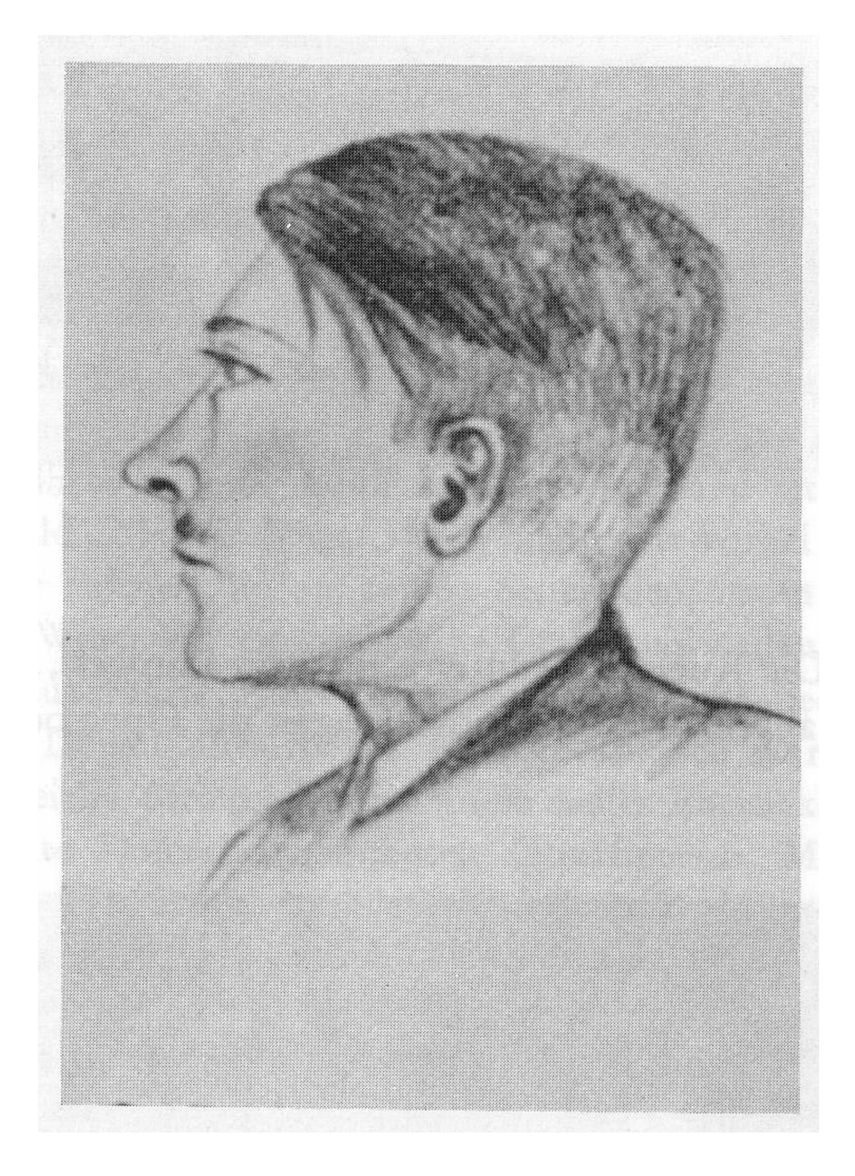
Als hätte diese zauberhafte Fahrt eines Gegengewichtes bedurft, fuhren wir das nächstemal die Donau abwärts bis Fischamend. Ich war enttäuscht. War dies wirklich der gleiche Strom, der uns in so helles Entzücken versetzt hatte, unsere liebe, vertraute Donau? Lagerhäuser, Ölraffinerien, Materialdepots, dazwischen armselige Fischerhütten, Elendsquartiere und nun sogar richtige Zigeunerlager. Wohin waren wir geraten? Das war die „andere" Donau, die nicht mehr zum Bilde unserer Heimat, sondern zu einer uns fremden östlichen Welt gehörte. Mit zwiespältigen Gefühlen, Adolf sehr nachdenklich, ich enttäuscht, kehrten wir heim.

Am lebendigsten aber ist mir eine Fahrt in das Gebirge geblieben, die schon in den Frühsommer fiel. Die Strecke bis zum Semmering war weit genug, um Adolf trotz der viel zu frühen, Stunde munter zu machen. Bald hinter Wiener Neustadt begann die Welt „bucklig" zu werden. Die Bahn mußte, um die Höhe des Semmerings zu gewinnen, in weiten Bögen in die Seitentäler einbiegen. Mühsam, wie die Leute, die in den Bergen leben, mit langsamen, bedächtigen Schritten aufwärts steigen, stieg auch der Zug gemächlich auf das Gebirge. Viele Kehren und weitausholende Kurven, Tunnels und Viadukte waren nötig, um die Höhe von neunhundertachtzig Metern zu gewinnen. Adolf war von der kühnen Trassierung begeistert. Von einer Überraschung fiel



Die Rückseite (unten) mit dem Hinweis,
daß er an drei aufeinanderfolgenden Tagen die Oper besuchen wird.





Jugendbildnis Hitlers. Herkunft mit Gewißheit nicht mehr feststellbar.

er in die andere. Am liebsten wäre er ausgestiegen, um diese verwegene Bahnstrecke zu Fuß abzugehen und zu untersuchen. Ich war darauf vorbereitet, bei nächster Gelegenheit einen grundlegenden Vortrag über Bahnbau im Gebirge zu hören, denn sicherlich hatte er bereits eine noch kühnere Trassierung, noch höhere Viadukte, noch längere Tunnels im Kopfe.

Semmering! Wir stiegen aus. Ein herrlicher Tag. Wie rein nach all dem Staub und Rauch war hier die Luft, wie blau der Himmel! Die Wiesen leuchteten saftig grün, die Wälder hoben sich dunkel davon ab, und darüber ragten, noch Schnee auf dem Gipfel, die Berge auf.

Der Zug nach Wien zurück ging erst am Abend. Wir hatten Zeit. Der Tag gehörte uns.

Adolf entschied sogleich über das Ziel unserer Wanderung: Welcher von den Bergen, die hier aufragen, ist der höchste? Ich glaube, man nannte uns die Rax. Also stiegen wir auf diesen Berg.

Weder Adolf noch ich hatten vom Bergsteigen eine Ahnung. Die höchsten „Berge”, die wir in unserem Leben bezwungen hatten, waren die sanften Höhen des Mühlviertels. Die Alpen selbst hatten wir bisher nur aus der Ferne gesehen. Jetzt aber standen wir mitten drinnen. Daß dieser Berg über zweitausend Meter hoch ist, imponierte uns gewaltig.

Wie es bei Adolf immer war, der Wille mußte den Mangel ersetzen. Wir hatten keinen Proviant, denn ursprünglich war nicht eine Bergtour, sondern eine Wanderung von der Höhe des Semmerings nach Gloggnitz, hinab geplant gewesen. Nicht einmal einen Rucksack besaßen wir. Unsere Kleidung war die gleiche, die wir auf einem Bummel durch die Stadt trugen. Die Schuhe viel zu leicht, mit dünner Sohle, ohne Benagelung. Hose und Rock, das war alles, ohne jedes wärmere Stück Kleidung. Aber es schien ja die Sonne und außerdem waren wir jung. Also los! V

Das Erlebnis, das wir während des Abstieges hatten, überschattet die Erinnerung an den Aufstieg so vollkommen, daß ich nicht mehr sagen kann, auf welchen Wegen wir bergwärts zogen. Ich weiß nur noch, daß wir mehrere Stunden zu steigen hatten und dann das Gipfelplateau, das uns als der höchste Punkt erschien, erreichten, womit noch nicht gesagt ist, daß es wirklich die Rax war. Noch nie hatte ich einen Berggipfel bestiegen. Ich hatte ein seltsam leichtes, freies Gefühl. Es kam mir vor, als gehöre ich nicht mehr zur Erde, sondern wäre dem Himmel schon ganz nahe.

„Selige Öde auf wonniger Höh'“ — Siegfrieds Worte, nachdem er den Brünhildenfels erklommen hat, kamen mir in den Sinn.

Adolf aber stand ergriffen auf dem Gipfelplateau und schwieg.

Der Blick ging weit hinaus über das Land. Da und dort tauchte im bunten Gewirr der Wälder und Wiesen ein Kirchturm, ein Dorf auf. Wie klein und

nichtig die Dinge der Menschen aussahen!

Es war eine herrliche Stunde, vielleicht die schönste, gottnächste, die ich mit meinem Freunde erlebte.

Die Begeisterung ließ uns alle Müdigkeit vergessen. Irgendwo in den Taschen fand sich noch ein trockenes Brot. Das mußte genügen. Im Glück dieses Tages hatten wir das Wetter kaum beachtet. Hatte nicht eben noch die Sonne geschienen? Jetzt schoben sich plötzlich dunkle Wolken heran. Nebel fiel ein. Das ging so schnell, wie man auf der Bühne die Szene Pfingstwiese in düstere Wolfsschlucht verwandelt.

Sturm erhob sich und peitschte den Nebel in langen, flatternden Fahnen vor uns her. Von ferne grollte ein Gewitter. Dumpf und unheimlich rollte der Donner in den Bergen nach. Das war kein sanfter Theaterdonner mehr.

In unserer kläglichen „Ringstraßenadjustierung" begann uns erbärmlich zu frieren. Die dünne Hose schlotterte um die Beine. Mit fliegenden Rockschößen eilten wir zu Tal. Aber der Weg war steinig, unsere Schuhe waren dem, was der Berg von ihnen verlangte, in keiner Weise gewachsen. Und außerdem war trotz unserer Eile das Gewitter schneller als wir. Schon, schlugen klatschend die ersten Tropfen durch den Wald. Dann setzte der Regen ein. Und welch ein Regen! Richtige Bäche flössen aus den eng über die Baumwipfel herandrängenden Wolken auf uns nieder. Wir liefen und liefen, was das Zeug hielt. Es war vergeblich, sich gegen den Gewitterregen zu schützen. Bald war kein trockener Fleck mehr an uns und auch in den Schuhen stand das Wasser.

Und kein Haus, keine Hütte, keine Zuflucht weit und breit! Adolf, der doch sonst in jeder Situation Rat und Hilfe wußte, kümmerte sich nicht um Blitz und Donner, um Sturm und Regen. Zu meiner Überraschung war er in glänzender Laune und wurde, obwohl bis auf die Haut durchnäßt, mit zunehmendem Regen zunehmend vergnügter.

Über Steingeröll sprangen wir hinab. Abseits vom markierten Wege entdeckte ich eine kleine Heuhütte. Es hatte keinen Sinn mehr, weiter im Regen herumzulaufen. Außerdem wurde es schon bald finster. Also schlug ich Adolf vor, in diesem Schuppen zu nächtigen. Er war sogleich damit einverstanden. Das Abenteuer konnte ihm anscheinend nicht lange genug dauern.

Ich durchsuchte die kleine Bretterhütte. Im unteren Teil des Raums lag noch ein wenig Heu, trocken und genug für uns beide, um darin zu schlafen. Adolf zog Schuhe, Rock und Hose aus und begann die Kleider auszuwinden. „Hast du auch so großen Hunger?" fragte er. Als ich seine Frage bejahte, war ihm schon etwas leichter. Geteiltes Leid ist halbes Leid. Das gilt anscheinend auch für den Hunger.

Inzwischen hatte ich im oberen Teile der Hütte große quadratische Tücher aus grobem Leinen entdeckt, die von den Bauern benützt werden, um das Heu von den steilen Bergwiesen herabzutragen. Adolf tat mir doch leid, wie er da in den durchnäßten Unterkleidern in der Türe stand, schlotternd vor Kälte, und die Ärmel seines Rockes auswand. Wie leicht konnte er sich bei seiner Anfälligkeit gegenüber jeglicher Art von Verkühlungen eine Lungenentzündung holen. So nahm ich eines der großen Tücher, breitete es auf das Heu hin und sagte Adolf, er solle auch das nasse Hemd und die Unterhose ausziehen und sich in das trockene Tuch einwickeln. Das tat er.

Nackt legte er sich auf das Tuch. Ich schlug die Enden zusammen und drehte ihn darin fest ein. Dann holte ich ein zweites Tuch und deckte es noch darüber. Darauf wand ich seine und meine Unterwäsche aus und hängte sie, aber auch die Kleider, in der Hütte auf, drehte mich dann gleichfalls in eines der Tücher ein und legte mich nieder. Damit uns während der Nacht nicht friere, warf ich noch etwas Heu über das Bündel, in welchem Adolf steckte, und einen zweiten Ballen über mich.

Da wir keine Taschenuhren besaßen, wußten wir nicht, wie spät es war. Aber in unserer Situation genügte es völlig festzustellen, daß vor der Hütte finstere Nacht lag und der Regen unaufhörlich auf das Dach herniederrauschte. Irgendwo in der Ferne bellte ein Hund. Wir waren also nicht allzu weit von einer menschlichen Behausung, ein Gedanke, der mich sehr beruhigte, Adolf aber, als ich dies aussprach, ganz gleichgültig ließ. Menschen waren ihm in dieser Lage ganz überflüssig. Er amüsierte sich großartig über das ganze Unternehmen, dessen romantischer Ausklang ihm sehr benagte. Wir hatten jetzt auch schön warm. Es wäre in der kleinen dunklen Hütte fast behaglich gewesen, wenn uns nicht der Hunger so sehr geplagt hätte.

Als ich am Morgen erwachte, fiel schon das Licht des Tages durch die Fugen der Bretter. Ich stand auf. Die Kleider waren nahezu trocken.

Ich erinnere mich noch, welches Kunststück es war, Adolf zu wecken. Dann machte er in seiner Umhüllung die Füße frei und schritt, das Heutuch um die Lenden geschlagen, auf die Türe zu, um nach dem Wetter zu sehen. Seine schlanke, hoch aufgeschossene Gestalt in dem weißen togaartig über die Schulter geworfenen Tuche entsprach der eines indischen Asketen.

Dies war unsere letzte, große gemeinsame Wanderung.

ADOLFS EINSTELLUNG ZU DEN FRAUEN

Wenn wir während der Pausen einer Aufführung im Foyer der Oper auf und ab promenierten, fiel mir auf, welche Beachtung uns die Mädchen und Frauen schenkten. Ich war anfangs verständlicherweise im Zweifel, auf welchen von uns beiden sich dieses offensichtliche Interesse beziehen würde, und nahm heimlich an, daß es mir gälte. Genauere Beobachtungen jedoch belehrten mich bald darüber, daß diese auffallende Bevorzugung nicht mir, sondern ausschließlich meinem Freunde galt. Trotz seiner bescheidenen Kleidung, seines zurückhaltenden und kühlen Wesens in der Gesellschaft gefiel Adolf den vorbeipromenierenden Damen so sehr, daß mitunter sogar eine oder die andere den Kopf nach ihm umwandte, ein Verhalten, das nach der strengen, in der Hofoper geltenden Etikette als ungehörig galt. Ich wunderte mich um so mehr darüber, als Adolf in keiner Weise dieses Verhalten herausforderte, im Gegenteil, er beachtete das aufmunternde Augenspiel der Damen kaum oder machte nur mir gegenüber eine unwillige Bemerkung darüber. Mir aber genügten diese Beobachtungen, um festzustellen, daß mein Freund beim anderen Geschlecht ausgesprochenes Glück hatte, ein Glück, das er allerdings zu meiner Verwunderung in keiner Weise ausnützen wollte. Begriff er diese eindeutigen Chancen nicht oder wollte er sie nur nicht begreifen? Ich nahm das letztere an, denn Adolf war ein zu scharfer und kritischer Beobachter, um etwas, das sich in seiner Umgebung vollzog, zu übersehen, noch dazu um Dinge, die sich um ihn selbst handelten. Warum aber griff er keine dieser Gelegenheiten auf? Wie sehr hätte er sich das trostlose, öde Dasein in einem Hinterhaus der Mariahilfer Vorstadt, das er selbst ein „Hundeleben" nannte, durch die Bekanntschaft mit einem anziehenden, geistvollen Mädchen schöner machen können? Nannte man nicht Wien die Stadt der schönen Frauen,? Daß dieses Wort wahr sei — davon konnten wir uns oft genug überzeugen. Was hielt ihn davon ab zu tun, was für andere junge Männer selbstverständlich war? Daß er diese Möglichkeit von Anfang an nicht in Betracht gezogen hatte, bewies mir die Tatsache, daß wir, auf seinen Vorschlag hin, gemeinsam auf ein Zimmer gezogen waren. Er hatte mich damals gar nicht gefragt, ob mir das recht wäre oder nicht. Alter Gewohnheit nach nahm er von mir als selbstverständlich an, was er von seiner Person aus für richtig hielt. In bezug auf Mädchen war ihm zweifellos meine Zurückhaltung schon deshalb

angenehm, damit ich meine an sich geringe Freizeit ihm voll widmen konnte.

Eine kleine Episode ist mir in Erinnerung geblieben. Wir waren in der Oper. Ich weiß nicht mehr, was gespielt wurde. Aber als wir nach der Pause wieder in das Stehparterre zurückgingen, kam uns einer der livrierten Diener nach, zupfte Adolf am Ärmel und übergab ihm ein Billett. Adolf, keineswegs überrascht, vielmehr so gefaßt, als handle es sich um eine alltägliche Begebenheit, nahm das Billett entgegen, dankte und überflog hastig die Zeilen. Ich glaubte, nun wäre ich einem großen Verhältnis auf die Spur gekommen, zumindest dem Beginn eines zarten Geheimnisses. Aber Adolf sagte bloß geringschätzig: „Wieder eine”, und reichte mir das Billett hin. Dann blickte er mich, halb prüfend, halb spöttisch von der Seite an und fragte, ob ich vielleicht Lust hätte, zu diesem angekündigten Rendezvous zu gehen. „Es geht ja dich an, nicht mich”, sagte ich etwas gereizt, „und außerdem möchte ich dieser Dame keine Enttäuschung bereiten.”

Jedesmal, wenn es sich um Angehörige des schönen Geschlechtes handelte, „ging es ihn an, nicht mich”, einerlei, welcher gesellschaftlichen Schichte die betreffenden weiblichen Personen angehörten. Sogar auf der Straße blieb diese einseitige Bevorzugung meines Freundes in Kraft. Wenn wir in später Nachtstunde von der Oper oder der Burg durch die Gassen heimwärts liefen, sprach uns hin und wieder trotz unserer ärmlichen Kleidung eines der herumflanierenden Straßenmädchen an und forderte uns auf mitzukommen. Aber immer wurden dabei nur Adolf die schönen Augen gemacht.

Ich erinnere mich noch gut, daß ich mich in jener Zeit oft heimlich fragte, was denn die Mädchen an Adolf so anziehend fänden. Gewiß, er war ein gut gewachsener, junger Mensch mit regelmäßigen Gesichtszügen, aber keineswegs das, was man allgemein einen „schönen” Mann nennt. Ich hatte oft genug auf der Bühne „schöne” Männer gesehen, um zu wissen, was die Damenwelt darunter verstand. Vielleicht waren es die außergewöhnlich hellen Augen, die Mädchen und Frauen anzogen. Oder war es der seltsam strenge Ausdruck, der über dem asketischen Antlitz stand. Vielleicht reizte nur seine sichtbar zur Schau getragene Teilnahmslosigkeit die Angehörigen des anderen Geschlechtes dazu, diesen männlichen Widerstand tatsächlich zu erproben. Jedenfalls schienen die Frauen — im Gegensatz zu Männern, wie es etwa seine Lehrer und Professoren waren, — viel eher das Besondere meines Freundes zu ahnen.

Die trübe Untergangsstimmung, die in jenen Jahren über dem Donaureich stand, hatte in Wien eine leichtlebige, seichte Atmosphäre geschaffen, deren ausgehöhlte Moralbegriffe durch den berühmt gewordenen Wiener Charme überdeckt wurden. Die vielbesungene, vielgefeierte Parole „Verkaufts mei Gwand, i fahr in' Himmel!” zog auch breite bürgerliche Schichten in die Oberflächlichkeit der morbiden „besseren Kreise” hinein. Jene schwüle

Erotik, die in den Bühnenwerken eines Arthur Schnitzler Triumphe feierte, bestimmte den gesellschaftlichen Ton. Das damals kursierende Wort „Österreich geht an seinen Frauen zugrunde”, schien, was die Wiener Gesellschaft betraf, Wahrheit zu werden.

Inmitten dieser brüchig gewordenen Umwelt, deren aufdringlich erotische Grundstimmung auf Schritt und Tritt zu fühlen war, lebte mein Freund in seiner selbstgewählten Askese, betrachtete Mädchen und Frauen mit wacher und kritischer Anteilnahme, doch unter strenger Ausschaltung alles Persönlichen, und ließ alles, was anderen Männern seines Alters zum eigenen Erlebnis wurde, für sich ein Problem werden, über das er in nächtlichen Gesprächen so kühl und sachlich referierte, als stünde er selbst völlig außerhalb dieser Dinge.

Wie in allen anderen Kapiteln dieses Buches geht es mir auch in diesem, das Adolfs Verhältnis zu Frauen während unserer Freundschaft schildern will, darum, mich genau und eindeutig an meine eigenen Erfahrungen zu halten. Vom Herbst des Jahres 1904 bis zum Sommer 1908, also durch nahezu vier Jahre, lebte ich mit Adolf Seite an Seite. In diesen entscheidenden Jahren, da er vom fünfzehnjährigen Knaben zum jungen Manne heranwuchs, hat mir Adolf Dinge anvertraut, die er keinem anderen Menschen, nicht einmal seiner Mutter, eingestanden hatte. Schon in Linz war unser gegenseitiges Verhältnis so innig, daß ich es sogleich bemerkt haben würde, wenn er tatsächlich die Bekanntschaft eines Mädchens gemacht hätte. Es würde ihm die Zeit für mich gefehlt haben, seine Interessen hätten eine andere Richtung bekommen und was solcher Anzeichen mehr sind. Doch abgesehen von seiner imaginären Wunschliebe zu Stefanie geschah nichts dergleichen. Keinen Aufschluß kann ich über seine vorübergehenden Aufenthalte im Mai und Juni des Jahres 1906 und im Herbst 1907 geben, da Adolf damals allein in Wien war. Doch nehme ich an, daß ein für ihn wirklich entscheidendes Liebesverhältnis auch noch in der folgenden Zeit, die wir gemeinsam verlebten, angedauert hätte. Ich glaube, mit Gewißheit sagen zu können, es fehlte Adolf sowohl in Linz wie auch in Wien die tatsächliche Begegnung mit einem Mädchen.

Diese unmittelbare Erfahrung, die sich während des gemeinsamen Wiener Aufenthaltes auch auf die geringsten, scheinbar nebensächlichen Einzelheiten bezog, wurde durch die gründlichen und eingehenden Aussprachen bestätigt, die Adolf über alle Fragen der Beziehungen zwischen den Geschlechtern mit mir führte. Ich hatte oft genug schon erfahren, daß zwischen dem, was Adolf mir vortrug, und dem, wie er tatsächlich lebte, kein Unterschied bestand. Sein gesellschaftliches und moralisches Verhalten wurde nicht von seinen Wünschen und Gefühlen, sondern von seinen Erkenntnissen und Einsichten bestimmt. Er hatte sich in dieser Hinsicht restlos in der Hand. Wie er absolut

nichts für jene seichte Oberflächlichkeit bestimmter Wiener Kreise übrig hatte, erinnere ich mich nicht ein einziges Mal einer Situation, in der er sich, was das Verhältnis zum anderen Geschlecht betraf, hätte gehen lassen. Ebenso kann ich voll und ganz bestätigen, daß Adolf sowohl in körperlicher wie auch in geschlechtlicher Beziehung absolut normal war. Das Außergewöhnliche an ihm lag weder im Erotischen noch im Sexuellen, sondern in anderen Bereichen seines Wesens.

Wenn er mir in bewegten Worten die Notwendigkeit der Frühehe schilderte, die allein imstande sei, das Leben des Volkes für die Zukunft zu garantieren, wenn er mir Maßnahmen auseinandersetzte, mit denen der Kinderreichtum der Familien gehoben werden könne, Maßnahmen, die später eine unerhörte Aktualität erlangten, wenn er mir die Zusammenhänge zwischen gesundem Wohnen und dem gesunden Leben innerhalb der Familie darstellte und beschrieb, wie in seinem „Idealstaat" die Probleme der Liebe, des Geschlechtsverkehrs, der Ehe, der Familie, der Nachkommenschaft gelöst würden, dachte ich insgeheim an Stefanie, denn was Adolf hier in so überzeugender Weise darlegte, war im Grunde genommen nur die Übertragung des mit Stefanie erträumten Ideales auf die politische und soziale Ebene. Stefanie hatte er zum Weibe begehrt, denn sie hatte für ihn das Idealbild der deutschen Frau verkörpert, von ihr erwartete er sich Kinder, für sie hatte er jenes herrliche Landhaus entworfen, das ihm Vorbild für die Stätte eines idealen Familienlebens geworden war.

Doch all dies war Wunsch, Traum, Illusion. Seit mehreren Monaten hatte er Stefanie nicht mehr gesehen. Immer seltener sprach er von ihr. Selbst damals, als ich überraschend zu meiner Assentierung nach Linz gefahren war, hatte er geschwiegen und mir nicht, wie ich erwartet hatte, den Auftrag gegeben, mich über Stefanie zu erkundigen. Was galt sie ihm noch? Hatte die erzwungene Trennung Adolf zur Einsicht gebracht, daß es am zweckmäßigsten war, Stefanie ganz zu vergessen? Wenn ich mich allmählich mit dieser Ansicht vertraut gemacht hatte, folgte garantiert bald danach ein geradezu eruptiver Gefühlsausbruch, durch den mir bewiesen wurde, daß er noch mit allen Fasern seines Herzens an Stefanie hing.

Trotzdem war mir klar, daß Stefanie für Adolf immer mehr an Wirklichkeit verlor und sich zu einem reinen Idealbild verklärte. Er konnte ja nicht mehr auf die Landstraße eilen, um sich von der Gegenwart des geliebten Wesens zu überzeugen. Er erhielt keine Nachricht mehr über sie. Seine Gefühle und Empfindungen für Stefanie verloren zusehends jeden realen Rückhalt. War dies also das Ende einer Liebe, die mit so großen Erwartungen begonnen hatte?

Ja und nein! Es war insoweit das Ende, als Adolf nicht mehr der schwärmerische Jüngling war, der in seiner für die Pubertätszeit so typischen

Überschwenglichkeit geringste Hoffnungen mit maßloser Selbstüberschätzung auszugleichen vermochte. Und doch blieb mir andererseits gänzlich unbegreiflich, wie Adolf, nun ein junger Mann mit sehr korrekten Auffassungen und Zielen, trotzdem an dieser völlig hoffnungslos gewordenen Liebe festhielt, so sehr, daß diese Liebe zu Stefanie stark genug war, um ihn den Verlockungen der Großstadt gegenüber unempfindlich zu machen.

Ich kannte die unerbittlich strengen Auffassungen meines Freundes über das Verhältnis von Mann und Frau. Oft habe ich mir darüber den Kopf zerbrochen, auf welchem Wege Adolf eigentlich zu dieser schroffen moralischen Haltung gekommen war. Seine Auffassungen über Liebe und Ehe waren gewiß nicht die seines Vaters. Die Mutter hat ihren Sohn gewiß sehr geliebt, aber sie beeinflußte ihn in dieser Hinsicht wenig. Dies war auch nicht nötig, denn sie sah ja, daß sich Adolf hinsichtlich des Verkehres mit Mädchen nichts vergab. Das Milieu, dem Adolf entstammte, war das allgemeine Milieu einer österreichischen Beamtenfamilie und eines bürgerlichen Haushaltes. Ich konnte mir daher Adolfs strenge Auffassungen, die ich bis zu einem gewissen Grade mit ihm teilte, aber doch nicht so verallgemeinern wollte wie er, nur aus seiner leidenschaftlichen Hinneigung zu sozialen und politischen Problemen erklären. Seine moralischen Auffassungen basierten nicht auf Erfahrungen, sondern auf verstandesmäßigen Erkenntnissen.

Dazu kam, daß er in Stefanie, obwohl er jetzt einsah, daß sie ihm unerreichbar geworden war, noch immer das Ideal einer deutschen Frau sah, ein Bild, an das nichts von dem, was ihm in Wien begegnete, heranreichte. Ich habe es oft erlebt, wie er immer, wenn eine Frau ihm starken Eindruck machte, von Stefanie zu sprechen begann und Vergleiche zog, die jedesmal zum Nachteil der betreffenden Person ausfielen.

So unglaublich es klingen mag, die „ferne Geliebte", die nicht einmal wußte, wie der junge Mann hieß, dessen Liebe sie hätte erwidern sollen, übte auf Adolf nach wie vor einen starken Einfluß aus, so daß er in seinem Verhältnis zu Stefanie nicht nur seine eigenen moralischen Auffassungen bestätigt fand, sondern auch seinen persönlichen Lebenswandel mit dem Ernst und der Konsequenz eines Mönches, der sein Leben Gott geweiht hat, danach einrichtete — in diesem Sündenbabel von Wien, in dem sogar das Dirnentum künstlerisch verklärt und gefeiert wurde, wahrhaftig ein Sonderfall!

Tatsache ist, daß Adolf in jener Zeit einmal an Stefanie geschrieben hat. Es ist nicht mehr feststellbar, ob die Absendung dieses Briefes noch in die Zeit unseres gemeinsamen Wiener Aufenthaltes fällt oder schon früher erfolgte. Der Brief selbst ist verlorengegangen. Auf eigentümliche Weise habe ich davon erfahren. Dem mir bekannten Archivar Dr. Jetzinger, der an einer Biographie Adolf Hitlers arbeitet, erzählte ich von Adolfs Liebe zu Stefanie.

Der Gelehrte machte die alte Dame, die als Witwe eines Obersten in Wien ihren Lebensabend verbringt, vor kurzem ausfindig, wurde von ihr empfangen und trug ihr seine merkwürdige Bitte vor, ihm von ihrer Jugendbekanntschaft mit einem jungen, blassen Studenten aus der Humboldtstraße zu erzählen, der dann nach Urfahr in die Blütengasse übersiedelt wäre. Am Schmiedtoreck habe er regelmäßig in Begleitung seines Freundes auf sie gewartet. Die alte Dame erzählte daraufhin von Bällen, Wagenfahrten, Ausflügen und dergleichen, die sie mit jungen Leuten, meistens Offizieren, unternommen habe, doch an diesen sonderbaren Menschen konnte sie sich beim besten Willen nicht mehr erinnern, auch nicht, als sie zu ihrem großen Erstaunen dessen Namen erfuhr. Doch plötzlich zuckte eine Erinnerung in ihr auf. War da nicht einmal ein Brief an sie gekommen, in etwas verworrenem Stil geschrieben, in dem von einem feierlichen Gelöbnis die Rede war, ihr die Treue zu halten, und die Bitte ausgesprochen wurde, weitere Schritte des Briefschreibers erst dann wieder zu erwarten, wenn dieser seine Ausbildung als Künstler vollendet und sich eine Existenz gesichert habe? Der Brief war nicht unterschrieben. Aber aus der Formulierung läßt sich zweifellos schließen, daß Adolf der Absender war. Dies war alles, was die alte Dame zu sagen wußte.

In jenen Stunden, da die Gedanken an die Geliebte in ihm übermächtig wurden, sprach er jetzt nicht mehr direkt von Stefanie, sondern stürzte sich mit großem Gefühlsaufwand in Erörterungen über die staatliche Förderung der Frühehe, über die Möglichkeit, berufstätigen Mädchen vermittels Darlehen eine Aussteuer zu finanzieren und jungen, kinderreichen Familien zu Haus und Garten zu verhelfen. Ich weiß noch, daß wir damals in einem ganz speziellen Punkt heftig aneinandergerieten. Adolf schlug die Errichtung staatlicher Möbelfabriken vor, um jungen Eheleuten zu einer billigen Wohnungseinrichtung zu verhelfen. Ich wandte mich entschieden gegen diese Idee, Möbel serienmäßig zu erzeugen. Von Möbel verstand ich schließlich etwas. Aber solche Möbel mußten gute, gediegene Handwerksarbeit sein, nicht Konfektion. Wir stellten Kalkulationen darüber auf und sparten auf anderen Gebieten Geld ein, um jedem jungen Ehepaar Möbel nach persönlichem Geschmack ins Haus stellen zu können, schöne, gediegene Möbel, stoffbezogene Stühle und geschmackvolle Kanapees, an denen man ersehen konnte, daß es im Lande auch noch Tapezierermeister gab, die ihr Handwerk verstanden.

Wie sich vieles, was mir Adolf damals in langen, nächtlichen Gesprächen vortrug, in der Erinnerung auf ein bestimmtes Wort konzentriert hat, das für die Auffassung meines Freundes besonders typisch war, so steht über diesen mit glühendem Herzen geführten Diskussionen das seltsame Wort: „Die

Flamme des Lebens!” Immer wieder, wenn Fragen der Liebe, der Ehe, geschlechtliche Probleme berührt wurden, tauchte diese beschwörende Formel auf. „Die Flamme des Lebens” rein und unversehrt zu erhalten, wird die wichtigste Aufgabe jenes idealen Staates sein, mit dem sich mein Freund in einsamen Stunden beschäftigte. Bei meiner angeborenen Vorliebe für konkrete Festlegungen war mir nicht ganz klar, was Adolf unter dieser „Flamme des Lebens” verstand. Das Wort wechselte mitunter seine Bedeutung. Aber ich glaube, daß ich Adolf schließlich doch richtig verstand. Die Flamme des Lebens war das Symbol der hehren Liebe, die zwischen Menschen erwacht, die sich Körper und Geist rein erhalten haben und einer Vereinigung würdig sind, aus der dem Volke eine gesunde Nachkommenschaft erwächst. Solche eindringlich vorgebrachten und ständig wiederholten Parolen — Adolf besaß eine sorgfältig aufgebaute Auswahl solcher Ausdrücke — hatte auf mich eine ganz eigentümliche Wirkung. Wenn ich diese feierlich proklamierten Worte, die mir etwas pathetisch vorkamen, das erstemal hörte, lächelte ich insgeheim über die hochtrabende Formulierung, die zur Bedeutungslosigkeit unseres Daseins in so offensichtlichem Gegensatz stand. Trotzdem aber blieb das Wort im Gedächtnis haften. Wie sich eine Distel mit hundert Widerhaken am Ärmel des Rockes festkrallt, so krallte sich dieses Wort ein. Es war einfach nicht mehr wegzubringen. Kam ich dann in irgendeine Situation, die einen vielleicht nur ganz fernliegenden Bezug auf dieses Thema hatte — ein Mädchen begegnete mir, als ich allein abends durch die Mariahilfer Straße ging, eine hübsche junge Dame, so kam es mir vor, etwas leichtfertig vielleicht, denn sie drehte sich ziemlich auffallend nach mir um. Jetzt war ich jedenfalls sicher, daß ihre Aufmerksamkeit mir allein galt! Sie mußte sogar sehr leichtfertig sein, denn sie winkte mir einladend zu! — aber da stand nun plötzlich dieses Wort vor mir. „Die Flamme des Lebens” — eine einzige unbedachte Stunde und diese heilige Flamme ist für dein ganzes Leben erloschen! Hatte ich mich auch über diese moralischen Formulierungen geärgert, in solchen Augenblicken funktionieren sie doch. Dabei hing das eine Wort mit dem anderen zusammen. Mit dem „Sturm der Revolution” begann es und setzte sich dann über die zahlreichen politischen und sozialen Wortprägungen bis zum „Heiligen Reich aller Deutschen” fort. Vielleicht hatte Adolf einen Teil dieser Parolen in Büchern gefunden. Von anderen weiß ich, daß er sie selbst geprägt hat. Allmählich fügten sich diese einzelnen Festlegungen zu einem nahezu geschlossenen System zusammen. Nachdem nichts geschehen konnte, was Adolf nicht interessiert hätte, wurde auch jede Zeiterscheinung daraufhin geprüft, wie sie sich in seinen politischen Ideenkreis einfügen ließe.

Mitunter machte mein Gedächtnis tolle Sprünge. So steht neben der unnahbar heiligen „Flamme des Lebens” sogleich der „Pfuhl der Laster”,

obwohl dieser Ausdruck in der Begriffswelt meines Freundes an unterster Stelle rangierte. Im „Idealstaat” gab es begreiflicherweise überhaupt keinen „Pfuhl der Laster” mehr. Mit diesem Worte umschrieb Adolf nämlich die damals in Wien herrschende Prostitution. Als typische Erscheinung jener Jahre des allgemeinen moralischen Verfalls trat sie uns in den verschiedensten Formen entgegen. In den eleganten Straßen der Innenstadt als die aus sexueller Verkrampfung entspringende Reaktion der führenden gesellschaftlichen Kreise auf die innere Haltlosigkeit des Lebens, in den Elendsvierteln der Vorstädte in der abstoßenden, widerlichen Gestalt öffentlicher Zudringlichkeit. Adolf war über diese Erscheinungen maßlos empört. Die Schuld an der allgemein um sich greifenden Prostitution maß er aber nicht den unmittelbar Beteiligten zu, sondern denen, die für die herrschenden politischen und wirtschaftlichen Zustände verantwortlich waren. Ein „Schandmal der Zeit” nannte er dieses Dirnentum. Immer von neuem griff er das Problem auf und suchte nach Lösungen, die in Zukunft jede Form „käuflicher Liebe” unmöglich machen sollten.

Ein Abend, den ich nicht mehr vergessen habe: Wir waren bei einer Aufführung von Wedekinds „Frühlingserwachen” gewesen, hatten uns sogar ausnahmsweise auch den letzten Akt angesehen. Das damit unvermeidlich gewordene „Sperrsechserl” lag schon im Hosensack bereit. So schlenderten wir über den Ring heimwärts und bogen in die Siebensterngasse ein. Da hängte sich Adolf in meinen Arm und sagte unvermittelt: „Komm, Gustl. Einmal müssen wir uns doch den ‚Pfuhl der Laster’ ansehen.” Ich weiß nicht, was ihn dazu bewogen hatte. Aber er bog schon in die schmale, sehr schlecht beleuchtete Spittelberggasse ein.

Da waren wir also. Wir schritten an den niederen, einstöckigen Häusern vorbei. Die Fenster, die zu ebener Erde lagen, waren beleuchtet, so daß man unmittelbar von der Straße aus in das anschließende Zimmer blicken konnte. Hinter den Fensterscheiben, zum Teil an den geöffneten Fenstern saßen die Mädchen, manche noch auffallend jung, andere früh gealtert und verblüht. Nur leicht und nachlässig gekleidet, saßen sie da, schminkten sich gerade, kämmten sich das Haar oder betrachteten sich im Spiegel, ohne jedoch die auf der Straße vorbeipromenierenden Männer aus den Augen zu lassen. Da und dort blieb ein Mann stehen, beugte sich an das Fenster, um das betreffende Mädchen zu betrachten, dann entspann sich ein hastig geflüstertes Gespräch. Als Zeichen, daß das Geschäft perfekt war, wurde dann das Licht abgedreht. Ich erinnere mich noch, welchen Eindruck gerade diese Gepflogenheit auf mich machte, denn man konnte damit an den verlöschenden Fenstern die jeweilige Frequenz ablesen. Auch galt unter den Männern die Sitte, grundsätzlich vor verdunkelten Zimmern nicht stehenzubleiben.

Wie blieben allerdings auch vor den beleuchteten Fenstern nicht stehen, sondern bummelten bis zur Burggasse hinunter. Dort aber schwenkte Adolf herum, und wir gingen nochmals den „Pfuhl des Lasters” entlang. Ich fand zwar, das einfache Experiment würde genügen. Aber schon zog mich Adolf wieder zu den hellen Fenstern hin.

Vielleicht war auch diesen Mädchen das „Besondere” an Adolf aufgefallen, vielleicht hatten sie entdeckt, daß es sich hier um Männer mit moralischen Hemmungen handelte, wie solche mitunter noch vom frommen Lande in die unheilige Stadt hereinkamen, jedenfalls sahen sie sich bemüßigt, ihre Anstrengungen zu verdoppeln. Ich erinnere mich, wie sich eines dieser Mädchen, gerade als wir am Fenster vorbeizogen, veranlaßt sah, das Hemd auszuziehen, beziehungsweise zu wechseln, ein anderes Mädchen machte sich an den Strümpfen zu schaffen und zeigte die nackten Beine. Ich war ehrlich froh, als das aufregende Spießrutenlaufen vorüber war und wir endlich die Westbahnstraße erreicht hatten, schwieg aber, während sich Adolf über die Verführungskünste der Dirnen erboste.

Daheim begann Adolf über die gewonnenen Eindrücke einen Vortrag zu halten, so sachlich und kühl, als ginge es um seine Stellungnahme zur Bekämpfung der Tuberkulose oder um die Frage der Feuerbestattung. Ich staunte, wie er ohne jede innere Erregung darüber sprechen konnte. Nun habe er die Gepflogenheiten auf dem Markte der käuflichen Liebe kennengelernt, womit der Zweck seines Besuches erfüllt sei. Der Ausgangspunkt liege darin, daß der Mann sein Bedürfnis zur geschlechtlichen Befriedigung in sich trage, während das betreffende Mädchen lediglich an den Erwerb denke, vielleicht, um damit die Existenz eines Mannes zu sichern, den sie wirklich liebe, vorausgesetzt, daß dieses Mädchen überhaupt noch zu Liebe fähig sei. Praktisch wäre bei diesen armen Geschöpfen die „Flamme des Lebens” längst erloschen.

Eine andere Episode möchte ich noch erzählen. An der Ecke Mariahilfer Straße-Neubaugasse sprach uns eines Abends ein gut gekleideter, sehr bürgerlich aussehender Mann an und fragte nach unseren Lebensverhältnissen. Als wir ihm erzählten, daß wir Studenten seien, „mein Freund studiert Musik”, erklärte Adolf, „ich Architektur”, lud er uns in das Hotel Kummer zum Abendessen ein. Er ließ uns auftragen, was wir wünschten. Endlich konnte sich Adolf einmal an Mehlspeisen und Torten gründlich sattessen. Dabei erzählte er, daß er ein Fabrikant aus Vöcklabruck wäre, Frauenbekanntschaften ablehne, da sie doch nur auf Gelderwerb ausgerichtet seien. Mir gefiel besonders, was er von der Hausmusik erzählte, für die er sehr empfänglich sei. Wir bedankten uns, er begleitete uns sogar noch auf die Straße, dann gingen wir heim.

Auf unserer Bude fragte mich Adolf, wie mir dieser Herr gefallen habe.

„Ausnehmend gut!” antwortete ich, „ein sehr kultivierter Mann mit ausgeprägten künstlerischen Neigungen.”

„Und sonst?” fragte Adolf mit einem für mich rätselhaften Ausdruck im Gesicht.

„Was soll sonst noch sein?” fragte ich erstaunt.

„Nachdem du anscheinend nicht begreifst, Gustl, worum es sich in diesem Fall handelt, schau dir diese kleine Karte an!”

„Welche Karte?”

Tatsächlich hatte dieser Mann Adolf, ohne daß ich es bemerkt hatte, eine Visitenkarte zugesteckt, auf der eine Einladung vermerkt stand, ihn im Hotel „Kummer” zu besuchen.

„Es handelt sich um einen Homosexuellen”, erklärte Adolf sachlich.

Ich erschrak. Ich hatte bisher noch nicht einmal das Wort gehört, geschweige denn, daß ich mir darunter etwas Bestimmtes vorstellen konnte. So klärte mich Adolf denn über diese Erscheinung auf. Natürlich war auch daraus schon längst für ihn ein Problem geworden, das er ebenso als eine widernatürliche Erscheinung mit allen Mitteln bekämpft sehen wollte, wie er sich persönlich solche Menschen mit geradezu ängstlicher Gewissenhaftigkeit vom Leibe hielt. Die Visitenkarte des famosen Fabrikanten verschwand in unserem Kanonenofen.

Es erschien mir selbstverständlich, daß sich Adolf mit Ekel und Abscheu gegen diese und andere sexuellen Abirrungen der Großstadt wandte, daß er auch die unter Jugendlichen häufige Selbstbefriedigung ablehnte und sich auch in allen geschlechtlichen Dingen jenen strengen Lebensregeln unterwarf, die er sich selbst und einem künftigen Staat vorschrieb. Warum aber suchte er nicht gesellschaftlichen Anschluß zu gewinnen und trotz seiner unerbittlich harten Grundsätze in einer ernsten, geistvollen, sozial und politisch aufgeschlossenen Umgebung neue Anregungen zu gewinnen und aus seiner Vereinsamung herauszukommen? Warum blieb er immer ein Einzelgänger, der Einsame, der jeden Umgang mit Menschen mied, da er doch mit leidenschaftlichem Herzen an allem menschlichen Geschehen Anteil nahm? Wie leicht wäre es ihm bei seinen so deutlich ausgeprägten Anlagen möglich gewesen, sich in gesellschaftlichen Kreisen Wiens, die sich von der allgemeinen Dekadenz freihielten, eine Position zu erwerben, von der aus er nicht nur neue Einblicke und Aufschlüsse gewinnen, sondern auch seinem einsamen Leben eine andere Richtung geben konnte. Es gab doch in Wien noch mehr grundanständige Menschen als andere, nur kamen sie nicht deutlich genug zur Geltung. Er hatte keinen Anlaß, sich aus moralischen Gründen von den Menschen zu distanzieren. Tatsächlich lag ihm ja jede Überheblichkeit fern. Es war vielmehr seine Armut und die damit verbundene Empfindsamkeit, die ihn einsam leben ließ. Außerdem glaubte er, sich etwas

zu vergeben, wenn er sich auf irgendwelche gesellschaftlichen Unterhaltungen und Zerstreuungen einließ. Für einen oberflächlichen Flirt oder ein nur auf geschlechtliche Befriedigung gerichtetes Verhältnis zu einem Mädchen war er sich viel zu gut. Er hätte übrigens auch bei mir niemals eine solche Liebelei geduldet. Jeder Schritt in dieser Richtung hätte unweigerlich das Ende unserer Freundschaft bedeutet, weil Adolf, abgesehen von der Verwerflichkeit, die er in solchem Verhalten sah, es niemals ertragen hätte, daß ich neben der Freundschaft zu ihm noch für andere Menschen Interesse hatte. Nach wie vor galt für ihn in dieser Hinsicht absolute Ausschließlichkeit.

Trotzdem ich wußte, wie sehr Adolf gesellschaftliche Veranstaltungen ablehnte, unternahm ich eines Tages doch einen in diese Richtung zielenden Versuch. Die Gelegenheit, die sich dazu bot, erschien mir überaus günstig.

In das Sekretariat des Konservatoriums kamen gelegentlich Musikenthusiasten, die für einen Kammermusikabend in ihrem Hause Musikstudenten als Mitwirkende suchten. Diese Teilnahme bot nicht nur einen sehr erwünschten Nebenverdienst — man erhielt gewöhnlich ein Honorar von fünf Kronen, außerdem ein frugales Abendessen —, sondern brachte auch etwas gesellschaftlichen Glanz in mein armseliges Studentendasein. Als tüchtiger Bratschist war ich sehr gesucht. So fand ich auch in der Familie eines wohlhabenden Fabrikanten in der Heiligenstädter Straße, Dr. Jahoda, Eingang. Es handelte sich um einen Kreis von Menschen mit großem Kunstverständnis und sehr kultiviertem Geschmack, eine wirklich geistvolle Geselligkeit, wie sie in dieser Art nur auf dem Boden Wiens gedieh und seit jeher das künstlerische Leben der Stadt befruchtet hatte. Bei Gelegenheit erzählte ich auch am Tische von meinem Freunde und wurde aufgefordert, ihn das nächstemal mitzubringen. Dies hatte ich erreichen wollen. Nun war ich sehr glücklich darüber.

Adolf ging auch tatsächlich mit. Es gefiel ihm auch ausnehmend gut. Insbesondere imponierte ihm die Bibliothek, die sich Doktor Jahoda eingerichtet hatte und die für Adolf einen wesentlichen Maßstab zur Beurteilung der hier versammelten Menschen bedeutete. Weniger benagte es ihm, daß er den ganzen Abend über nur ein unbeteiligter Zuhörer bleiben mußte, obwohl er sich ja selbst diese Rolle auferlegt hatte. Auf dem Heimweg erklärte er mir, daß er sich bei diesen Leuten ganz wohl gefühlt habe, aber, da er nicht Musiker wäre, hätte er nicht in die Debatte eingreifen können. Trotzdem besuchte er mit mir auch die Hausmusikabende bei den Familien Graf und Grieser, wobei ihn lediglich seine mangelhafte Kleidung störte.

Inmitten der verderbten Stadt Wien umgab sich mein Freund mit einem Wall sicherer, unerschütterlicher Grundsätze, die es ihm möglich machten, sich sein Leben unabhängig von der bedrohlichen Umwelt in völlig innerer

Freiheit aufzubauen. Er fürchtete, wie er mir oftmals sagte, die Infektion. Heute weiß ich, daß er damit nicht nur die geschlechtliche, sondern eine viel allgemeinere Infektion meinte, nämlich die Gefahr, an den herrschenden Zuständen mitbeteiligt und am Ende in den Wirbel der Verderbnis hineingezogen zu werden. Begreiflich, daß ihn niemand verstand, daß man ihn für einen Sonderling hielt, daß die wenigen, denen er begegnete, ihn als anmaßend und überheblich bezeichneten. Er aber ging seinen Weg weiter, unberührt von dem Geschehen der Menschen, freilich auch unberührt von einer wahrhaft großen, mitreißenden Liebe. Er blieb ein Einsamer und hütete — seltsamer Widerspruch! — in strenger mönchischer Askese die heilige „Flamme des Lebens".

IM PARLAMENT

Das Bild, das ich bisher von meinem Jugendfreunde gezeichnet habe, bliebe unzureichend, wenn es nicht durch die Darstellung seines immensen Interesses für politische Dinge ergänzt und abgerundet würde. Daß diese Darstellung erst am Ende des Buches erfolgt und vielleicht trotz meines Bemühens unzulänglich bleibt, liegt nicht in meiner mangelnden Einsicht begründet, sondern darin, daß ich vor allem künstlerischen Neigungen huldigte und mir die Politik so gut wie nichts bedeutete.

Mehr noch als in Linz fühlte ich mich am Konservatorium in Wien als werdender Künstler, wozu mir auch meine Erfolge einigen Anlaß gaben, und wollte mit Politik nichts zu tun haben. Bei meinem Freunde aber lief die Entwicklung umgekehrt. Während in Linz noch sein Interesse für die Kunst über seine politischen Interessen dominiert hatte, gewann in Wien, als dem Zentralpunkt des politischen Geschehens im Donaureiche, die Politik den Vorrang, ja sie absorbierte allmählich auch andere Interessen. Ohne Zweifel war diese gegensätzliche Entwicklung, durch die ich für Adolf als Gesprächspartner immer ungeeigneter wurde, einer der Gründe, der ihn veranlaßte, die Freundschaft mit mir unvermittelt abzubrechen.

Ich wurde Zeuge dafür, wie nahezu jedes, auch anscheinend noch so fernliegende Problem, das er aufgriff, letzten Endes in das Politische einmündete. Seine ursprünglich künstlerisch-ästhetische Einstellung den Erscheinungen seiner Umwelt gegenüber verwandelte sich zunehmend in eine politische Betrachtung des Geschehens. Über diese bezeichnende Wandlung seines Wesens schrieb er selbst:

„In der Zeit dieses bitteren Ringens zwischen seelischer Erziehung und kalter Vernunft hatte mir der Anschauungsunterricht der Wiener Straße unschätzbare Dienste geleistet. Es kam die Zeit, da ich nicht mehr wie in den ersten Tagen blind durch die mächtige Stadt wandelte, sondern mit offenem Auge außer den Bauten auch die Menschen besah."

Die Menschen interessierten ihn, der eigentlich Baumeister werden wollte, so daß er selbst seine beruflichen Ziele auf das Politische ausrichtete. Wenn er einmal tatsächlich das bauen wollte, was er in seinem Kopf bereithielt und zum Teil schon in ausgeführten Plänen niedergelegt hatte, ein neues, durch eindrucksvolle Bauten wie Donaubrücke, Rathaus, Tonhalle, unterirdisch geführte Bahnanlagen, Höhenstraßen und Dogenbrücke über die Steilufer der

Correspondenz-Karte.

An

Herrn

Gustav Kubizek

in

Linz

Klammstr. N. 9



Raum für schriftliche Mittheilungen.

Correspondenz-Karte.

An Herrn

Gustaph Kubizeck

in

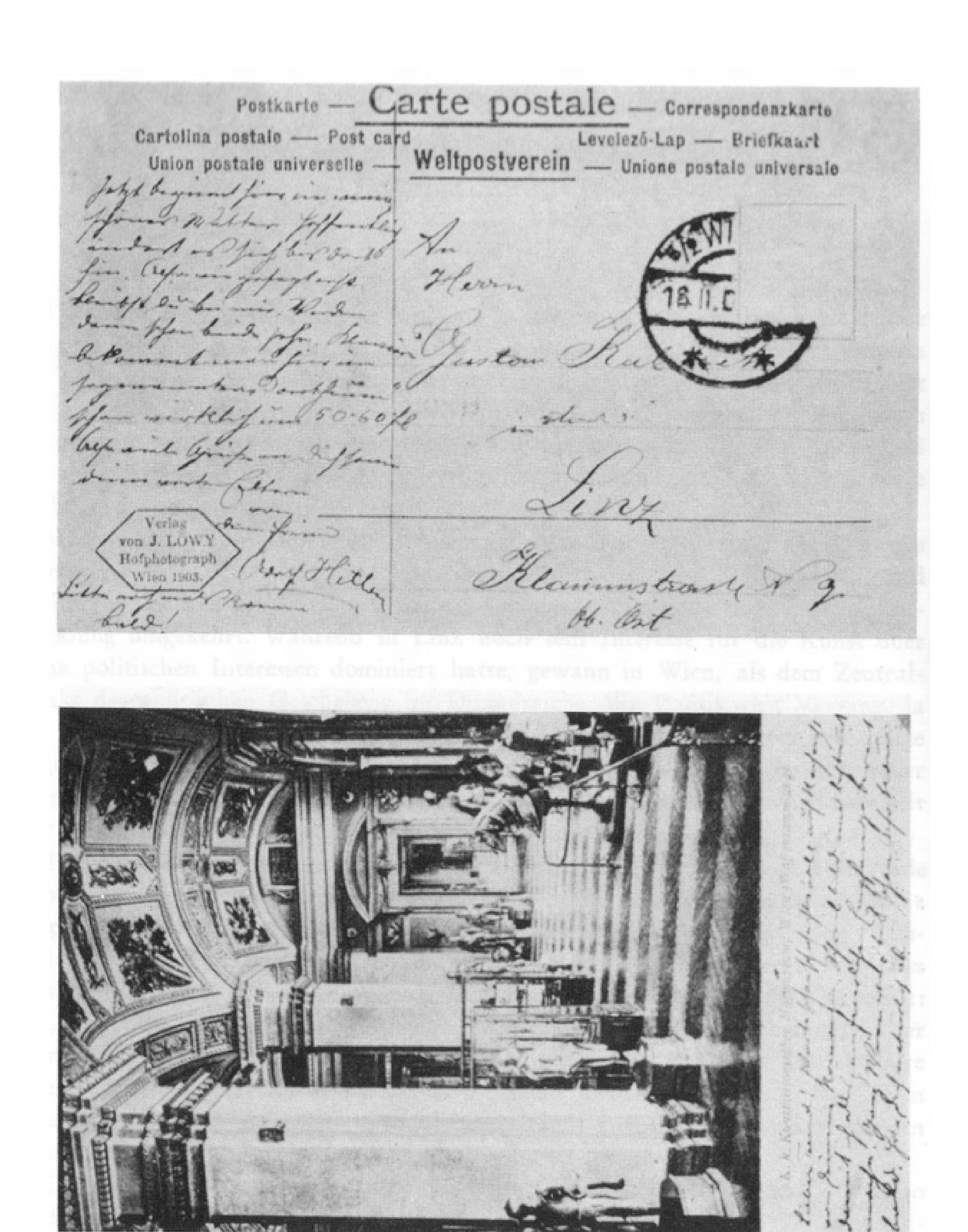
Linz

Klammstraße N. 9.

W. D. W. I.

Adolf Hitler

Weitere Kartengrüße aus Wien. Die Bezeichnung „Benkieser” auf der untenstehenden Karte stellt den zwischen beiden Freunden vereinbarten Decknamen für Adolfs Jugendliebe Stefanie dar. Er meinte also: „Will oder muß Stefanie wiedersehen”



Karte vom 18. Februar 1908, nachdem Hitler endgültig nach Wien übersiedelt war, worin er seinen Freund bittet, bald nachzukommen

Donauenge verschönertes Linz, ein Wien, dessen finstere Elendsbezirke durch weit in die Donauebene vorgeschobene, aufgelockerte Wohnbereiche ersetzt wurden, so mußte vorher ein revolutionärer Sturm die unhaltbar gewordenen politischen Zustände beseitigen und Möglichkeiten für ein großzügiges Schaffen gewährleisten. Was immer er an Gedanken und Ideen aufgriff, selbst derartig künstlerische Einfälle wie der des „reisenden Orchesters", mündete bei konsequentem Durchdenken schließlich in seine allgemeinen politischen Auffassungen ein. Instinktiv suchte er in der kaum zu bändigenden Fülle von Aufgaben und Problemen, die ihn bedrängten, nach einer Stelle, an der man den Hebel ansetzen könne, um die ungeheure Last, die ihn bedrückte, zu bewegen und in die gewünschte Richtung zu bringen. Bis zu seinem siebzehnten Lebensjahr etwa glaubte er, in der Kunst diesen Ansatzpunkt gefunden zu haben und als bedeutender Maler, Dichter, Architekt Großes schaffen zu können. Doch mag er dann eingesehen haben, daß hierfür seine künstlerische Begabung nicht ausreichte, denn mangelnde Begabung vermag auch der glühendste Wille nicht zu ersetzen. Vielleicht erschien ihm auch damals schon die Kunst als ein im Letzten doch zu weiter und mühsamer Weg, um die erstrebten Ziele zu erreichen. In; Wien war ihm die Kunst, von seinem persönlichen Wollen aus betrachtet, bereits zu einem wenig erfolgversprechenden Umweg geworden, denn inzwischen hatte er die ihm wesensgemäße Ansatzstelle für sich entdeckt: die Politik.

Tatsächlich nahm die Politik für ihn in der Rangordnung der Werte in steigendem Maße eine Art Schlüsselstellung ein. Selbst die schwierigsten Probleme, die aus sich heraus nicht zu lösen waren, wurden, sobald man sie ins Politische übertrug, mit einem Schlage lösbar. Auf dieser Ebene drängten sich alle Entscheidungen zusammen.

Mit jener Konsequenz, mit der er den Erscheinungen, die ihn beschäftigten, auf den Grund ging und bis zum entscheidenden Punkt des Geschehens vordrang, hatte er inmitten des lauten, politischen Betriebes der Haupt- und Residenzstadt jenen Punkt entdeckt, in dem sich, wie in einem Brennglas gesammelt, die divergierenden Strahlen der Politik zusammenschlössen: das Parlament.

„Komm mit, Gustl", hieß es eines Tages wieder. Ich fragte ihn, wohin er gehen wolle, ich habe Vorlesungen an der Universität zu besuchen und außerdem müßte ich mich auf das Konkurrenzspiel, eine Art Leistungsprüfung am Klavier, vorbereiten. Aber meine Einwände machten ihm nicht den geringsten Eindruck. Das sei alles nicht so wichtig wie das, was er heute vorhabe. Außerdem habe er für mich schon eine Karte besorgt.

Ich überlegte, was das sein könne. Ein Orgelkonzert vielleicht, eine Führung durch die Gemäldegalerie im Hofmuseum?

Aber meine Vorlesung? Und das Konkurrenzspiel? Wenn ich dabei versagte, war es schlimm für mich.

„Komm jetzt endlich!” rief Adolf zornig. Ich kannte diesen Ausdruck seines Gesichtes, der keinen Widerspruch duldete. Außerdem mußte es etwas Besonderes sein, denn daß Adolf schon um halb neun Uhr früh so munter und aktiv war, überraschte mich.

Ich gab also nach und lief mit ihm zum Ring hinein. Punkt neun Uhr bog er in die Stadiongasse ein und blieb vor einer kleinen Seitenpforte stehen, an der sich einige nichtssagende Menschen, anscheinend nur Müßiggänger, angesammelt hatten. Endlich ging mir ein Licht auf.

„Ins Parlament?” fragte ich erschrocken, „was soll ich da drinnen?”

Ich erinnerte mich, daß mir Adolf schon des öfteren von seinen Besuchen im Parlament erzählt hatte. Mir aber erschien das bloße Zeitvergeudung. Doch ehe ich etwas dagegen sagen konnte, drückte er mir schon die Einlaßkarte in die Hand, die Pforte wurde geöffnet, ein Billeteur wies uns zur Galerie.

Von dort oben hatte man einen sehr günstigen Überblick über das imposante Halbrund des großen Sitzungssaales. Der Raum in seiner klassischen Schönheit und Harmonie erschien mir einer künstlerischen Darbietung würdig. Ich konnte mir hier ein weihevolles Konzert, einen hymnischen Chorgesang sehr gut vorstellen, allenfalls mit einigen Adaptierungen die Aufführung einer Oper oder sogar eine sakrale Handlung.

Adolf versuchte, mir, dem Unkundigen, die nüchternen Vorgänge im Parlament zu erklären. „Der Mann, der ziemlich hilflos dort oben sitzt und hin und wieder eine Glocke schwingt, auf die niemand achtet, ist der Vorsitzende. Die würdigen Männer auf den erhöhten Plätzen sind die Minister. Vor ihnen, über ihr Pult gebeugt, sitzen die Parlamentsstenographen, die einzigen, die in diesem Hause etwas tun. Daher sind sie mir relativ sympathisch, obwohl ich dir versichere, daß gerade diese wahrhaft fleißigen Männer gar nichts zu bedeuten haben. Davor aber in den Bänken sollten alle Abgeordneten der im österreichischen Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder sitzen. Die meisten gehen aber in den Wandelgängen spazieren.”

Dann erläuterte mir mein Freund die einzelnen Vorgänge. Eben brachte ein Abgeordneter einen Antrag ein und begründete ihn. Daß fast alle anderen Abgeordneten inzwischen den Saal verlassen hatten, beweise, daß sie dieser Antrag nicht interessiere. Aber bald würde der Vorsitzende die Debatte darüber eröffnen, dann würde es lebhafter zugehen.

Ich muß sagen, Adolf fand sich im internen Betrieb des Parlaments gut zurecht. Sogar eine Tagesordnung hatte er vor sich liegen. Es vollzog sich auch alles genau so, wie er es angekündigt hatte.

Kaum war, musikalisch gesprochen, das Solo des Herrn Abgeordneten zu Ende, setzte sogleich das Orchester ein. Die in den Saal zurückflutenden Abgeordneten schrien heftig darauflos. Einer fiel dem anderen ins Wort. Der Präsident schwang die Glocke.

Die Abgeordneten antworteten ihm, indem sie den Pultdeckel aufhoben und wieder zuschlugen. Andere hatten sich aufs Pfeifen verlegt, und mitten in diesem heillosen Spektakel flogen deutsche, tschechische, italienische Schimpfworte — weiß Gott, was das alles für Sprachen waren — durch den Saal.

Ich blickte auf Adolf. War dies nicht der beste Moment, um zu gehen? Aber was war nur mit meinem Freunde los? Er war aufgesprungen, seine Finger ballten sich zu Fäusten, sein Antlitz brannte vor Erregung. Da blieb ich lieber still auf meinem Platz sitzen, obwohl ich keine blasse Ahnung hatte, worum der Streit ging. —

Immer wieder zog das Parlament meinen Freund an, während ich mich davor zu schrauben versuchte. Einmal, als mich Adolf wieder genötigt hatte, mit ihm dorthin zu gehen — ich hätte unsere Freundschaft auf das Spiel gesetzt, wenn ich mich geweigert hätte —, hielt ein tschechischer Abgeordneter eine stundenlange Obstruktionsrede. Adolf erklärte mir, das sei eine Rede, bei der es nur darauf ankäme, die Zeit auszufüllen und zu verhindern, daß ein anderer Abgeordneter spräche. Es wäre dabei einerlei, was dieser Tscheche rede, er könne auch immer dasselbe wiederholen, nur dürfe er nicht aufhören. Mir kam es wirklich so vor, als spräche dieser Mann immer da capo al fine. Natürlich verstand ich kein Wort tschechisch, auch Adolf nicht. Mir war um die verlorene Zeit wirklich leid.

„Du hast wohl nichts dagegen, wenn ich jetzt gehe”, sagte ich zu Adolf.

Da fuhr er mich wütend an: „Jetzt, mitten in der Sitzung?”

„Aber ich verstehe doch kein Wort von dem, was dieser Mann sagt.”

„Das brauchst du auch nicht zu verstehen. Es ist ja eine Obstruktionsrede. Das habe ich dir doch gerade erklärt.”

„Dann gehe ich also.”

„Bleib!” rief Adolf wütend und zerrte mich an den Rockschößen auf den Platz zurück.

Ich blieb also in Gottes Namen sitzen und ließ den wackeren Tschechen, der schon ziemlich erschöpft war, weiterreden. Nie habe ich mich über Adolf so gewundert wie damals. Er war doch ungewöhnlich intelligent und hatte wahrhaftig seine fünf Sinne beisammen. Aber wie er da, alle Nerven angespannt, auf diese Rede lauschte, die er doch nicht verstand, konnte ich ihn nicht begreifen. Aber, so dachte ich, vielleicht lag der Fehler an mir, und ich begriff vermutlich noch immer nicht, worin das Wesen der Politik lag.

Damals legte ich mir öfters die Frage vor, weshalb mich Adolf zwang, mit ihm in das Parlament zu gehen. Ich konnte dieses Rätsel nicht lösen, bis ich eines Tages begriff, daß Adolf einen Partner brauchte, mit dem er seine Eindrücke verarbeiten konnte. Ungeduldig wartete er an solchen Tagen auf mein abendliches Heimkommen. Kaum war ich an der Zimmertüre angelangt, wurde ich schon angefahren: „Wo bleibst du so lange?" Ich hatte noch keinen Bissen gegessen, da hieß es schon: „Wann gehst du zu Bett?"

Diese Frage hatte einen besonderen Zweck. Da unser Zimmer so klein war, daß Adolf nur dann auf und ab gehen konnte, wenn ich entweder auf dem Hocker hinter dem Flügel kauerte oder ins Bett ging, wollte er sich für das, was er mir zu sagen hatte, Platz schaffen.

Kaum hatte ich mich ins Bett verkrochen, begann er auf und ab zu schreiten und legte los. Schon am erregten Ton seiner Stimme erkannte ich, wie sehr ihn seine Gedanken bedrängten. Er ging förmlich über und mußte sich entladen, um die ungeheuren Spannungen, die ihn erfüllten, ertragen zu können.

Was bewegte ihn denn so sehr!

Es war im Grunde genommen stets das gleiche: seine jedes Maß übersteigende Liebe zum Deutschtum. Mit wahrer Inbrunst hing er an dem angestammten Volke. Nichts auf dieser Erde stellte er höher als die Liebe zu allem, was deutsch war.

Dieses Deutschtum aber stand auf dem Boden der Donaumonarchie in einem schweren, erbitterten Ringen um seine nationale Existenz. Darüber schreibt er später:

„Man begriff nicht, daß, wäre nicht der Deutsche in Österreich wirklich noch von bestem Blute, er niemals die Kraft hätte besitzen können, einem 52-Millionen-Staate so sehr seinen Stempel aufzuprägen, daß ja gerade in Deutschland sogar die irrige Meinung entstehen konnte, Österreich wäre ein deutscher Staat. Ein Unsinn von schwersten Folgen, aber ein doch glänzendes Zeugnis für die zehn Millionen Deutschen der Ostmark."

Und weiter heißt es:

„Ungeheuer waren die Lasten, die man dem deutschen Volke zumutete, unerhört seine Opfer an Steuern und an Blut, und dennoch mußte jeder nicht gänzlich Blinde erkennen, daß dies alles umsonst sein würde. Was uns dabei am meisten schmerzte, war noch die Tatsache, daß dieses ganze System moralisch gedeckt wurde durch das Bündnis mit Deutschland, womit der langsamen Ausrottung des Deutschtums in der alten Monarchie auch noch gewissermaßen von Deutschland aus selber die Sanktion erteilt wurde."

Wo aber sollte Hilfe sein, wenn nicht bei Deutschland? Der Kaiser war unfähig, dem Kampf aller gegen alle zu steuern. Der Thronfolger Franz Ferdinand, auf den sich viele Hoffnungen richteten, war mit einer

tschechischen Gräfin, der Gräfin Chotek, verheiratet und plante die Errichtung eines starken slawischen Blockes katholischer Prägung. So war das österreichische Deutschtum ganz auf sich allein angewiesen und kämpfte erbittert um seine Rechte.

Mit übervollem Herzen nahm Adolf an diesem leidenschaftlichen Kampfe teil. Daß die politische Situation für die Deutschen so hoffnungslos und ohne Ausweg zu sein schien, spornte seinen Eifer zu höchstem Einsatze an und ließ ihn das Kaiserhaus hassen.

Da lag ich also wach im Bette, während Adolf, wie so oft, da die Nachtgespräche zu seiner Gewohnheit zählten, in seiner Erregung auf und nieder rannte und mit solcher Leidenschaft auf mich einsprach, als wäre ich nicht ein armer, belangloser Musikstudent, sondern ein politischer Machthaber, der über Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes zu entscheiden hätte. —

Unvergeßlich ist mir auch ein anderes Nachtgespräch geblieben. Adolf hatte sich in eine geradezu ekstatische Hingabe hineingeredet. Dann aber schilderte er das Leid, das über diesem Volk lag, das Unheil, das vor den Toren stand, die Zukunft, die voll Drohung und Gefahr blieb. Dabei kämpfte er offensichtlich mit den Tränen.

Dann aber führten ihn diese erbitterten Anklagen gegen die Zeit zu seinen hoffnungsvollen Gedanken zurück. Er baute wieder am Reiche aller Deutschen, das die „Gastvölker”, wie er die übrigen Völker der Monarchie nannte, in die Schranken wies.

Wenn diese Ausführungen zu sehr in die Breite gingen, schlief ich mitunter ein. Sobald er dies entdeckte, rüttelte er mich wach und schrie mich an, ob mich seine Worte etwa nicht mehr interessieren würden? Dann möge ich ruhig schlafen, wie alle in dieser Zeit schliefen, die kein nationales Gewissen haben. Ich aber setzte mich energisch auf und hielt mit Gewalt die Augen offen.

Später entwickelte Adolf bei solchen Nachtgesprächen eine etwas freundschaftlichere Methode. Statt sich in Utopien zu verlieren, lenkte er auf Fragen ein, von denen er annahm, daß sie mich interessieren würden. So zog er einmal gegen die Sparvereine los, die sich in zahlreichen kleinen Gaststätten der Arbeiterbezirke gebildet hatten. Der einzelne zahlte wöchentlich einen bestimmten Beitrag ein und erhielt zu Weihnachten die Sparsumme ausgehändigt. Kassier war meistens der Wirt. Adolf kritisierte diese Vereine deshalb, weil die Zeche, die der Arbeiter an einem solchen „Sparabend” machte, oftmals höher war als der eingesparte Betrag, so daß in Wahrheit der Wirt der Nutznießer blieb. Ein anderes Mal schilderte er mir in lebhaften Farben, wie er sich in seinem „Idealstaate” die Studentenheime vorstelle. Lichte, helle Schlafzimmer, ein Studierraum, ein Musikzimmer und

ein Zeichensaal zu allgemeiner Benützung, eine einfache, doch kräftige Kost, Eintrittskarten für Konzerte, Opern und Kunstausstellungen, Freifahrscheine zur betreffenden Schule.

Wie sich oftmals gerade nebensächliche Dinge besonders deutlich dem Gedächtnis einprägen, so erinnere ich mich auch eines solchen Nachtgespräches, in dem vom Flugzeug der Brüder Wright die Rede war. In einem Zeitungsartikel, den mir Adolf vorlas, hieß es, daß diese weltbekannten Pioniere der Aviatik ein kleines, relativ leichtes Geschütz in ihr Flugzeug eingebaut hätten, um zu erproben, mit welcher Wirkung man von der Luft aus schießen könne. Adolf, der ausgesprochener Pazifist war, empörte sich darüber. Kaum ist eine neue Erfindung gemacht, erklärte er, wird sie schon in den Dienst des Krieges gestellt. Er war damals ein erbitterter Gegner des Krieges. Wer ordnet den Krieg an? fragte er. Doch nicht der kleine Mann. Weit entfernt! Den Krieg arrangieren die gekrönten und ungekrönten Herrscher, getrieben und gelenkt von der hinter ihnen stehenden Waffenindustrie. Während diese Herren gigantische Summen verdienen und weit vom Schusse blieben, muß der kleine Mann sein Leben einsetzen, ohne zu wissen wofür.

Überhaupt spielten die „kleinen Leute", das „arme, verratene Volk", in seinem Denken eine beherrschende Rolle. Eines Tages sahen wir auf dem Ring eine Arbeiterdemonstration. Schlagartig verwandelte sich das Bild der Straße. An den Kaufläden wurden die Rollbalken niedergezogen. Die Straßenbahn hielt an. Polizisten, zu Fuß und beritten, eilten den Demonstranten entgegen. Wir standen eingekeilt zwischen den Zuschauern in der Nähe des Parlamentes und konnten das erregende Bild gut überblicken. Der Eindruck blieb mir im Gedächtnis haften. Ist dies die Stimmung, so dachte ich klopfenden Herzens, die Adolf den „Sturm der Revolution" nannte? Einige Männer schritten dem Zuge voran und trugen ein großes, die ganze Straßenbreite einnehmendes Spruchband. Darauf stand als einziges Wort „Hunger!" Es hätte keine zündendere Parole geben können als dieses, um die Not der verelendeten Massen mitzufühlen, denn wie oft litt Adolf selbst bitteren Hunger.

Da stand er nun neben mir und nahm das Bild mit allen Sinnen in sich auf. So stark in diesem Augenblicke auch sein Mitgefühl mit diesen Menschen sein mochte, hielt er sich doch bis zum Äußersten zurück und nahm den ganzen Vorgang so sachlich kühl und gründlich auf, als ginge es ihm, ähnlich wie bei den Besuchen im Parlament, nur darum, die Regie des Ganzen, sozusagen die technische Durchführung einer derartigen Demonstration, zu studieren. Er dachte, so sehr er sich mit den „kleinen Leuten" solidarisch fühlte, nicht im mindesten daran, sich etwa an dieser Kundgebung aktiv zu beteiligen, die sich gegen die eben in diesen Tagen bekanntgegebene Bierpreiserhöhung richtete.

Immer neue Massen drängten heran. Der ganze Ring schien sich mit leidenschaftlich erregten Menschen zu füllen. Unabsehbar war der Zug geworden. Rote Fahnen wurden mitgeführt. Doch mehr noch als Fahnen und Parolen bewiesen die ausgemergelten, überaus ärmlich gekleideten Gestalten und die von -Hunger und Elend gezeichneten Gesichter der Vorüberziehenden, wie ernst die Situation war.

Erbitterte Rufe, Schreie wurden laut. Fäuste ballten sich im Zorne. Die Vordersten hatten den Platz vor dem Parlament erreicht und versuchten, das Haus zu stürmen. Plötzlich zogen die berittenen Polizisten, die den Zug begleitet hatten, blank und begannen, auf die ihnen am nächsten Stehenden mit dem Säbel einzuhauen. Als Antwort darauf flog ihnen ein Steinhagel entgegen. Einen Augenblick lang stand die Situation auf des Messers Schneide. Doch dann gelang es neu heranrückenden Verstärkungen, die Demonstranten auseinanderzutreiben und den Zug aufzulösen. —

Das Schauspiel hatte Adolf im Innersten gepackt. Doch erst daheim auf unserem Zimmer brach seine Anteilnahme durch. Ja, er bekannte sich zu den Hungernden, den Darbenden, den Ausgestoßenen. Aber auf das schärfste lehnte er die Männer ab, die solche Demonstrationen arrangierten. Wer sind die Drahtzieher, die hinter diesen doppelt betrogenen Massen stehen und sie nach ihrem Willen lenkten? Keiner dieser dunklen Hintermänner läßt sich bei einem solchen Aufmarsch der Massen sehen. Warum? Weil sich ihr Geschäft viel besser im Halbdunkel führen läßt und außerdem — weil sie nicht Kopf und Kragen riskieren wollen, denn sie fürchten die Mächte, gegen die sie diese Massen mobilisieren ebenso wie die Massen selbst. Wer führt dieses Volk des Elends? Nicht Männer, die selbst die Not des kleinen Mannes miterlebt haben, sondern ehrgeizige, machthungrige, zum Teil sogar volksfremde Politiker, die sich am Elend der Massen bereichern. Ein Wutausbruch gegen diese politischen Profitgeier schloß die erbitterte Anklage meines Freundes. Das war seine Demonstration.

Eine Frage, die ihn nach derartigen Erlebnissen quälte, obwohl er sie niemals direkt aussprach: wohin gehörte er selbst? Nahm er seine eigenen Lebensverhältnisse, die wirtschaftliche Lage, in der er sich befand, das soziale Milieu, in dem er lebte, als Maßstab, so gab es keinen Zweifel, daß er zu jenen Menschen zählte, die hinter den Hungerplakaten marschierten. Er hauste in einem elenden, verwanzten Hinterhaus, er aß mittags oft nicht mehr als auf einer Bank in Schönbrunn ein trockenes Stück Brot. Vielleicht erging es vielen unter diesen Demonstranten nicht einmal so schlecht, wie es ihm erging. Warum marschierte er trotzdem nicht im Zuge dieser Menschen mit? Was hielt ihn davon ab?

Vielleicht das Empfinden dafür, daß er seiner Herkunft nach doch einer anderen gesellschaftlichen Schicht angehörte. Er war der Sohn eines

österreichischen Staatsbeamten im Hauptmannsrange. Wenn er an seinen Vater dachte, sah er ihn als den geachteten, angesehenen Zolloberamtsoffizial, vor dem die Leute den Hut zogen und der am Bürgertische ein gewichtiges Wort zu reden hatte. Der Vater hatte nach Ansehen und Haltung absolut nichts mit diesen Menschen auf der Straße zu tun.

Wie er Angst hatte, von dem allgemeinen moralischen und politischen Verfall der führenden Kreise angesteckt zu werden, hatte er eine noch viel größere Angst vor der Proletarisierung. Gewiß, er lebte als Prolet, aber er wollte unter keinen Umständen Proletarier sein. Vielleicht steckte hinter dem unerhörten Energieaufwand, mit dem er sein Selbststudium betrieb, instinktiv die Absicht, sich durch möglichst weitreichende und gründliche Bildung vor dem Absturz, in das Massenelend zu bewahren.

Im letzten aber blieb für Adolf entscheidend, daß er sich seinen politischen Ansichten nach zu keiner der herrschenden Parteien und Bewegungen hingezogen fühlte. Er sagte zwar öfters zu mir, er sei mit Leib und Seele Schönerianer. Aber das sagte er nur zwischen unseren vier Wänden. Als hungernder, existenzloser Student hätte er sich in den Reihen des Georg Ritter von Schönerer schlecht ausgenommen. Um sich diesem Manne ganz verschreiben zu können, hätte die Schönerer-Bewegung starker sozialer Impulse bedurft. Was hatte Schönerer den Massen zu bieten, die da über den Ring zogen? Nichts! Der Gegenseite aber, der Sozialdemokratie, fehlte das Verständnis für den nationalen Notstand, in dem sich die Deutschen Österreichs befanden. Die internationale marxistische Basis, auf der sich diese Bewegung entfaltet hatte, sperrte die Massen der kleinen Leute — und das ist schließlich das Volk selbst — von den Entscheidungen, die für das Schicksal des Volkes ebenso notwendig waren wie eine Lösung der sozialen Frage. Unter den führenden politischen Köpfen jener Zeit imponierte Adolf der Wiener Bürgermeister Karl Lueger am meisten. Aber uni sich ganz seiner Partei zu verschreiben, störten ihn die Bindungen an den Klerus, der in die Politik dauern eingriff. So fand Adolf in dieser Zeit für die Ideale, die ihn erfüllten, nirgends eine geistige Heimat. Er blieb in seinem politischen Denken ein Einsamer.

Trotzdem er sich in seiner absoluten Eigenwilligkeit keiner Partei verschrieb, sich nirgends organisierte, keiner Vereinigung beitrat — mit einer einzigen Ausnahme, von der ich später sprechen werde —, brauchte man nur mit ihm auf die Straße zu gehen, um zu erleben, wie intensiv er am Schicksal der Menschen teilnahm. Die Stadt Wien bot ihm in dieser Hinsicht einen höchst aufschlußreichen Anschauungsunterricht. Wenn wir etwa durch die Bezirke Rudolfsheim, Fünfhaus oder Ottakring gingen und heimkehrende Arbeiter an uns vorüberkamen, konnte es geschehen, daß Adolf mich heftig am Arme faßte: „Hast du gehört, Gustl, — tschechisch!” Ein anderes Mal

gingen wir zur Spinnerin am Kreuz hinaus, weil Adolf dieses alte Wiener Wahrzeichen sehen wollte. Da begegneten uns Ziegeleiarbeiter, die laut und mit heftigen Gesten italienisch sprachen. „Da hast du dein deutsches Wien!" rief er empört.

Auch dies war eines der ständig wiederholten Worte: „Das deutsche Wien." Aber Adolf sprach dieses Wort mit einem bitteren Unterton aus. War dieses Wien, in das von allen Seiten Tschechen, Madjaren, Kroaten, Polen, Italiener, Slowaken, Ruthenen und vor allem galizische Juden einströmten, überhaupt noch eine deutsche Stadt? Für meinen Freund wurden die Zustände in Wien zum Symbol für den Kampf des Deutschtums im Habsburger-Staate. Er haßte das Völkerbabel in den Straßen Wiens, diese „verkörperte Blutschande", wie er später schrieb. Er haßte diesen Staat, der das Deutschtum zugrunde richtete. Sein Haß wandte sich unmittelbar an die Träger dieses Staates: das Kaiserhaus, den politisierenden Klerus, den Adel, das Großkapital, das Judentum.

Der Staat der Habsburger müsse zerfallen, je eher desto besser, denn jeder Tag, an dem dieser Staat noch weiter bestünde, koste dem deutschen Volkstum Geltung, Existenz, Grund und Boden, und vor allem Menschen. Den fanatischen Kampf der einzelnen Nationen dieses Staates gegeneinander sah er als das entscheidende Symptom des erwarteten staatlichen Zerfalls an. Er ging in das Parlament, um sozusagen dem dahinsiechenden Patienten, dessen baldiges Ende schon allseits prophezeit wurde, den Puls zu fühlen. Voll Ungeduld harrte er dieser Stunde, denn erst, wenn der Habsburger-Staat zerfiel, wurde die Bahn für jene Lösungen frei, von denen er in einsamen Stunden träumte.

Sein aufgespeicherter Haß gegen alle Kräfte, die das Deutschtum bedrängten, konzentrierte sich vor allem auf das Judentum, das in Wien eine beherrschende Stellung innehatte. Ich bekam dies bald zu spüren. Eine kleine, anscheinend nebensächliche Begebenheit ist mir unvergeßlich geblieben.

Ich hatte eingesehen, daß das Hungerdasein, das mein Freund führte, ein Ende haben müsse. Am leichtesten wäre ihm zu helfen, so dachte ich, wenn man seine schriftstellerischen Arbeiten verwenden könnte. Ein Studienkollege, der sich am Konservatorium zum Sänger ausbildete, war als Journalist beim „Wiener Tagblatt" tätig. Ich erzählte ihm von Adolf. Der junge Mann hatte volles Verständnis für dessen Notlage und schlug vor, mein Freund möge zunächst probeweise einen literarischen Beitrag verfassen und ihn während seiner Dienststunden in der Redaktion persönlich übergeben. Dann könne man über das weitere sprechen. Adolf schrieb in dieser Nacht eine Novelle, von der mir leider nur noch der Titel in Erinnerung geblieben ist. Sie hieß: „Der nächste Morgen" — ein ahnungsvoller Titel, denn am nächsten Morgen, als wir in die Langegasse gingen, um mit meinem Kollegen zu sprechen, gab es

einen Riesenkrach. Adolf gab, kaum, daß er den Mann gesehen hatte, die Novelle gar nicht aus der Hand, drehte sich in der Türe um und schrie mich schon auf der Treppe an: „Du Trottel! Hast du denn nicht gesehen, daß das ein Jude ist?” Das hatte ich allerdings nicht gesehen. Aber ich wurde künftig in solchen Fragen vorsichtiger.

Es kam bald ärger. In den Tagen, da ich für das Konkurrenzspiel sehr viel üben mußte, stürmte Adolf in höchster Erregung in das Zimmer. Er käme von der Polizei, erklärte er, es habe einen Zwischenfall auf der Mariahilfer Straße gegeben, mit einem Juden natürlich. Er war so aufgeregt, daß er zuerst eine Weile lang auf und ab gehen mußte, ehe er mir das Vorkommnis in zusammenhängenden Worten erzählen konnte. Vor dem Kaufhaus Gerngroß sei ein „Handelee” gestanden. Das Wort „Handelee” bezeichnete die mit einem Kaftan und Stiefeln bekleideten Ostjuden, die auf Straßen und Plätzen mit Schuhbändern, Knöpfen, Hosenträgern und anderem Kleinkram handelten. Der „Handelee” bildete die unterste Stufe jener sich überraschend schnell assimilierenden Juden, die im Laufe der Zeit führende Stellen im Wirtschaftsleben Österreichs besetzten. Es war den „Handelees” verboten, Passanten anzubetteln. Dieser Mann aber hielt den Leuten jammernd die offene Hand hin, und manche hatten ihm ein paar Kreuzer geschenkt. Ein Polizist, der das beobachtet hatte, forderte den Galizier zur Ausweisleistung auf. Da begann dieser die Hände zu ringen, er sei ein armer, alter, kranker Mann und müsse von seinem kleinen Handel leben. Aber gebettelt habe er nicht. Der Polizist führte den jammernden, schreienden, tobenden „Handelee” auf die Wachstube und forderte die Anwesenden, die den Mann gesehen hatten, wie er die Leute anbettelte, auf, ihre Zeugenaussage zu Protokoll zu geben. Trotz seiner Scheu vor öffentlichem Auftreten hatte sich Adolf als Zeuge gemeldet. So sah er dann auch mit eigenen Augen, wie man dem „Handelee” dreitausend Kronen aus dem Kaftan zog, ein schlagender Beweis, wie Adolf feststellte, für jene Ausbeutung Wiens durch die aus dem Osten einwandernden Juden.

Dieses Erlebnis hat auch in dem Buche „Mein Kampf” seinen Niederschlag gefunden. Adolf schreibt:

„Als ich einmal so durch die innere Stadt strich, stieß ich plötzlich auf eine Erscheinung in langem Kaftan mit schwarzen Locken. Ist dies auch ein Jude? war mein erster Gedanke. So sahen sie freilich in Linz nicht aus. Ich beobachtete den Mann verstohlen und vorsichtig, allein, je länger ich in dieses fremde Gesicht starrte und forschend Zug um Zug prüfte, um so mehr wandelte sich in meinem Gehirn die erste Frage zu einer anderen Fassung. Ist dies auch ein Deutscher? Wie immer in solchen Fällen begann ich nun zu versuchen, mir die Zweifel durch Bücher zu beheben.”

Ich erinnere mich noch gut, mit welchem Eifer Adolf damals die Judenfrage studierte, immer von neuem sprach er darüber, so wenig mich dieses Problem interessierte. Am Konservatorium gab es sowohl unter den Lehrern wie auch unter den Schülern Juden. Ich hatte mit diesen durchwegs gute Erfahrungen gemacht und unterhielt zu manchen von ihnen ausgezeichnete persönliche Beziehungen. War nicht Adolf selbst von Gustav Mahler begeistert und hörte gerne die Kompositionen von Mendelssohn-Bartholdy! Man durfte doch nicht die Judenfrage einseitig vom Standpunkte der „Handelees" aus betrachten. Vorsichtig versuchte ich, Adolf von seiner Einstellung abzubringen. Die Antwort darauf war sehr merkwürdig:

„Komm, Gustl", hieß es wieder, und ich mußte mit ihm, um das Geld für die Straßenbahn zu sparen, in die Brigittenau laufen. Wie aber staunte ich, als mich Adolf in die Synagoge führte. Wir traten in den Tempel ein. „Laß deinen Hut auf!" raunte mir Adolf zu. Wirklich hatten alle Männer den Hut auf dem Kopfe. Noch mehr fiel mir auf, daß ganz laut wie auf dem Markte gesprochen wurde. Adolf hatte erfahren, daß in dieser Synagoge zu einer bestimmten Stunde eine Trauung stattfinden würde. Tatsächlich war es so. Diese Zeremonie machte auf mich starken Eindruck. Erst fiel die anwesende Judenschaft in einen seltsamen Wechselgesang ein, der mir gefiel. Dann hielt der Rabbiner eine hebräische Ansprache und legte schließlich dem Brautpaar die Gebetriemen um die Stirne.

Ich nahm diesen merkwürdigen Besuch als ein Zeichen dafür, daß Adolf auch bei seinem Studium der Judenfrage diesem Problem wirklich auf den Grund gehen wolle um sich von den noch geltenden religiösen Bindungen des Judentums zu überzeugen. Das konnte vielleicht mildernd auf seine einseitige Haltung wirken.

Aber ich täuschte mich, denn eines Tages kam Adolf heim und erklärte dezidiert: „Ich bin heute dem Antisemitenbund beigetreten und habe dich auch gleich angemeldet."

Das war der Höhepunkt jener politischen Vergewaltigung, an die ich mich allmählich bei ihm gewöhnt hatte. Ich staunte um so mehr darüber, als Adolf es so ängstlich vermied, irgendwelchen Vereinen oder Organisationen beizutreten. Ich schwieg, aber ich nahm mir vor, meine Angelegenheiten künftig allein zu Ordnen.

Wenn ich an diese Wiener Zeit zurückdenke und mir den Inhalt jener stundenlangen Nachtgespräche vergegenwärtige, muß ich feststellen, daß Adolf jenes „Weltbild" — ein Ausdruck, den er damals sehr liebte — gewonnen hat, nach dem er weiterhin sein Leben einrichtete. Es stammte aus den unmittelbaren Eindrücken und Erfahrungen, die er auf der Straße gewann, und wurde durch Lektüre erweitert und vertieft. Ich bekam die erste, oftmals

noch unausgeglichene und unreife, doch mit um so größerer Leidenschaftlichkeit vorgetragene Ausprägung zu hören.

Aber ich nahm dies alles nicht sehr wichtig, weil mein Freund keine öffentliche Rolle spielte, mit keinem Menschen außer mir in Verbindung stand und daher seine Pläne und politischen Absichten völlig in der Luft hingen. Daß er sie später in die Wirklichkeit umsetzen könnte, wagte ich nicht zu denken.

JÄHER ABBRUCH DER FREUNDSCHAFT

Die Leistungskonkurrenzen am Konservatorium waren vorüber. Ich hatte dabei sehr gut abgeschnitten. Jetzt hatte ich noch beim Schlußkonzert im Johannessaal zu dirigieren, und zwar den ersten Satz aus dem Violinkonzert in A-Dur von Mozart — Solist war mein Mitschüler Karl Penn — und einen Satz aus dem Klavierkonzert c-Moll von Beethoven mit Frau Hornik als Solistin, keine leichte Aufgabe, wenn man an das Lampenfieber der Solistin und — des Dirigenten dachte. Doch ging alles gut vorüber. Viel mehr Aufregung bedeutete für mich der zweite Abend, an dem Kammersänger Rossi drei von mir vertonte Orchesterlieder sang und zwei Sätze aus meinem Sextett für Streicher erstmalig aufgeführt wurden. Beide Kompositionen brachten mir schönen Erfolg. Adolf befand sich im Künstlerzimmer, als mir Professor Max Jentsch, bei dem ich Kompositionslehre gehört hatte, gratulierte. Auch der Leiter der Kapellmeisterschule Gustav Gutheil beglückwünschte mich, und zu guter Letzt erschien sogar noch der Direktor des Konservatoriums im Künstlerzimmer, um mir herzlich die Hand zu schütteln. Das war etwas viel für mich, der ich noch vor einem Jahr in der staubigen Tapeziererwerkstätte an der Krempelmaschine gestanden war. Adolf glühte vor Begeisterung und war richtig stolz auf seinen Freund. Was wirklich in seinem Herzen vorging, konnte ich mir denken. Gewiß hatte er noch niemals die Ziellosigkeit seines Wiener Aufenthaltes so bitter empfunden wie damals, als er sah, wie ich mich inmitten rauschenden Triumphes bereits auf dem sicheren Wege zu dem von mir erstrebten Ziel befand.

Nur noch wenige Tage, dann war das Semester zu Ende. Ich freute mich schon schrecklich auf daheim, denn trotz meines erfolgreichen Studiums hatte mich in der fremden Großstadt das bittere Gefühl des Heimwehs niemals ganz verlassen. Adolf hatte kein Daheim und wußte nicht, wohin er gehen sollte. Wir besprachen, wie die nächsten Wochen und Monate ablaufen würden. Auch Frau Zakreys kam in unser Zimmer geschlichen und fragte hüstelnd, wie das nun mit uns beiden würde.

„Jedenfalls bleiben wir zusammen", erklärte ich sogleich, wobei ich darunter nicht nur mein Zusammensein mit Adolf verstand — das erschien mir selbstverständlich —, sondern auch das weitere Verbleiben bei Frau Zakreys,

mit der wir uns so gut zusammengelebt hatten. Im übrigen stand mein Plan fest: Gleich nach Semesterschluß wollte ich nach Linz fahren, bis zum Herbst bei meinen Eltern bleiben und dann die achtwöchige Ausbildung bei der Ersatzreserve über mich ergehen lassen, was ich der Direktion des Konservatoriums schon mitgeteilt hatte. Spätestens in der zweiten Novemberhälfte wollte ich wieder in Wien sein. Meinen Anteil am Mietzins versprach ich regelmäßig an Frau Zakreys zu senden, damit uns das Zimmer erhalten blieb.

Frau Zakreys wollte gleichfalls in den nächsten Tagen auf das Land fahren. Sie hatte Verwandte in Mähren, die sie besuchen wollte. Nun war sie besorgt, die Wohnung allein zurücklassen zu müssen. Doch Adolf beruhigte die Gute sogleich. Er bleibe hier und wolle warten, bis sie zurückkäme. Dann könne er immer noch auf ein paar Tage zu den Verwandten seiner verstorbenen Mutter ins Waldviertel fahren.

Frau Zakreys war über diese Lösung sehr erfreut und versicherte uns, wie zufrieden sie mit uns wäre. Zwei so nette junge Herren, die pünktlich ihre Miete zahlen und keine Damenbekanntschaften auf das Zimmer bringen, finde sie in ganz Wien nicht mehr.

Als ich mit Adolf allein war, sagte ich ihm, daß ich im nächsten Studienjahre trachten würde, bei einem Wiener Symphonieorchester als Bratschist unterzukommen. Damit würde sich meine wirtschaftliche Lage so weit bessern, daß ich auch ihm ausreichend helfen könne. Adolf, der in diesen Tagen sehr reizbar war, sagte weder ja noch nein zu meinem Vorschlage. Auch über seine künftigen Pläne sprach er kein Wort, doch nahm ich ihm das angesichts meiner Erfolge nicht übel. Auch erhielt ich zu meinem großen Erstaunen keinerlei Aufträge, ihm über Stefanie zu berichten. Doch nahm ich mir vor, ihm selbstverständlich zu schreiben, was ich über sie erfahren konnte. Adolf versprach mir, fleißig zu schreiben und mich über Ereignisse in Wien, die mich interessieren, zu benachrichtigen.

Der Abschied — das Datum, anfangs Juli 1908, ist von besonderer Bedeutung — fiel uns beiden schwer. War es auch trotz meiner angeborenen Nachgiebigkeit häufig nicht leicht gewesen, mit Adolf auszukommen, so hatten doch unsere freundschaftlichen Gefühle über alle persönlichen Schwierigkeiten triumphiert. Wir kannten uns jetzt schon bald vier Jahre lang und hatten uns in äußeren Dingen gut aneinander gewöhnt. Den reichen Schatz an gemeinsamen künstlerischen Erlebnissen in Linz und an vielen herrlichen Wanderungen hatte ich in Wien wesentlich vermehrt und vertieft. Für mich bedeutete Adolf in Wien ein Stück meiner Heimat, denn er hatte ja meine schönsten Jugendeindrücke miterlebt und kannte mich besser als jeder andere Mensch. Ihm hatte ich es zu danken, daß ich an das Konservatorium gekommen war. Dieses Gefühl der Dankbarkeit, vertieft durch das Empfinden

einer echten, aus gemeinsamen Erlebnissen entsprungenen Freundschaft, band mich unerschütterlich an ihn. Ich war bereit, mich auch in Zukunft mit allen Eigenheiten, die seinem impulsiven Temperament entsprangen, bereitwilligst abzufinden. Wie sehr ich Adolf mit wachsender Reife und Lebenseinsicht als meinen Freund schätzte, bewies der Umstand, daß wir uns trotz des engen Zusammenlebens und der divergierenden Interessen eigentlich in Wien noch viel besser verstanden hatten als in Linz. Ich war bereit, für ihn nicht nur in das Parlament, in die Synagoge, selbst in die Spittelberggasse und weiß Gott wohin noch zu gehen, und freute mich schon, mein nächstes Studienjahr wieder an seiner Seite zu verbringen.

Naturgemäß bedeutete ich Adolf viel weniger, als er mir bedeutet hat. Daß ich aus seiner Heimat mit ihm nach Wien gezogen war, erinnerte ihn vielleicht ganz gegen seinen Willen immer wieder an seine eigenen, so schwierigen familiären Verhältnisse und die äußere Trostlosigkeit seiner Jugend. Freilich erinnerte ihn meine Gegenwart auch an seine Liebe zu Stefanie. Vor allem aber hatte mich Adolf als willigen Zuhörer schätzen gelernt. Er konnte sich gar kein besseres Publikum denken, denn ich stimmte ihm auf Grund seiner suggestiven Überredungsgabe auch in solchen Fällen zu, bei denen ich an sich durchaus anderer Meinung war wie er. Aber für ihn und das, was er vorhatte, blieben meine Ansichten ganz belanglos. Er brauchte mich ja bloß, um zu sich selbst sprechen zu können, denn er konnte doch nicht auf der alten Steinbank in Schönbrunn laute Selbstgespräche führen. Wenn er von seiner Idee so erfüllt war, daß er sich entladen mußte, brauchte er mich etwa so, wie ein Solist ein Instrument braucht, um seinem Empfinden Ausdruck zu verleihen. Dieser, wenn ich so sagen darf, „instrumentale Charakter” unserer Freundschaft machte mich für ihn wertvoller, als es meinen eigenen bescheidenen Anlagen entsprach.

So nahmen wir denn voneinander Abschied. Adolf versicherte mir zum soundsovielten Male, wie ungern er allein bleibe. Ich möge mir doch vorstellen, wie öde es für ihn in dem gemeinsamen Zimmer wäre. Hätte ich nicht meinen Eltern schon von meiner Ankunft geschrieben, wäre ich vielleicht trotz meiner Anfälligkeit für das leidige Heimweh noch ein paar Wochen in Wien geblieben.

Er begleitete mich auf den Westbahnhof. Ich verstaute mein Gepäck und trat nochmals zu ihm auf den Bahnsteig. Adolf haßte Sentimentalitäten jeglicher Art. Je heftiger ihn etwas berührte, desto kühler wurde er. So nahm er jetzt nur meine Hände — ungewöhnlich, daß er beide Hände faßte — und drückte sie fest. Dann wandte er sich um und ging mit etwas überhasteten Schritten dem Ausgang zu, ohne sich noch einmal umzudrehen. Mir war elend zumute. Ich stieg ein und war froh, daß der Zug losfuhr und mir jede andere Entscheidung unmöglich machte. —

Meine Eltern waren froh, ihren einzigen Sohn wieder bei sich zu haben. Abends mußte ich ihnen genau erzählen, wie es bei den Abschlußkonzerten zugegangen war. Die glückstrahlenden Augen meiner Mutter waren für mich der schönste Lohn. Als ich am anderen Morgen mit aufgestülpten Hemdärmeln, den blauen Arbeitsschurz vorgebunden, in die Werkstätte trat und fest zugriff, war auch der Vater mit mir zufrieden, denn er sah, daß ich das Handwerk, das die Grundlage unserer Existenz bildete, noch in Ehren hielt. Ohne viel Umstände übergab er mir einen größeren Auftrag der Statthalterei zur Ausführung.

In meiner Freizeit vermißte ich Adolf sehr. Gerne hätte ich ihm einiges über Stefanie geschrieben, obwohl ich hierfür keinen Auftrag hatte. Aber ich konnte sie niemals sehen. Vermutlich war sie mit ihrer Mutter auf Sommerfrische gefahren.

Da in Wien noch einiges für mich unerledigt geblieben war, schrieb ich Adolf er möchte diese Angelegenheiten in Ordnung bringen. Vor allem war beim Kassier des Musikerverbandes, Riedl, mein laufender Beitrag zu bezahlen. Ferner sollte er dort mein Mitgliedsbuch beheben und mir die vom Musikerverband herausgegebenen Zeitschriften nachsenden.

Adolf erfüllte meine Aufträge sehr gewissenhaft und übersandte mir das Gewünschte. Auf einer vom 15. Juli 1908 datierten Ansichtskarte, die den sogenannten Graben im ersten Bezirk zeigt, verständigte er mich davon. Der Text dieser Karte lautet:

„Lieber Gustl.

War bei Riedl 3 mal und nie getroffen erst Donnerstag abends konnte ich ihn zahlen. Für Deinen Brief und besonders deine Karte meinen herzlichsten Dank. Er sieht sehr prosaisch aus, der Brunnen nämlich. Seit deiner Abfahrt arbeite ich sehr fleißig, oft wieder bis 2 ja 3 Uhr früh. Wann ich fortfahre schreibe ich dir. Habe gar keine Lust wenn meine Schwester auch kommt. Übrigens ists bei uns jetzt nicht heiß, es regnet sogar hie und da. Neben bei sende ich dir auch deine Zeitungen sowie das Büchel. Viele Grüße an dich und deine werten Eltern von

Adolf Hitler”

Der Brunnen, von dem Adolf schreibt, daß er sehr „prosaisch” aussehe, war im Volksgarten aufgestellt worden. Die Skulptur, die ihn schmücken sollte, stammte von Bildhauer Hanak und hieß „Freude am Schönen”, eine Bezeichnung, die Adolf angesichts der nüchternen Sachlichkeit der Darstellung als Ironie empfand.

Interessant ist der Hinweis auf seine Schwester, gemeint ist Angela Raubal.

Lieber Gustl!

Nachdem ich Dir vorerst für Deinen lieben Brief danke, drücke ich aber auch gleich meine Freude darüber aus, daß dein lieber Vater wirklich mit Dir nach Wien kommt. Vorausgesetzt daß du und Dein Herr Vater dagegen nichts einzuwenden habt, werde ich Donnerstag 11 h am Bahnhof warten. Du schreibst daß Ihr ein so herrliches Wetter habt, das tut mir fast leid, übrigens wenn bei uns nicht ewiger Regen wäre, wäre es auch schön, nicht nur in Linz. Es hat mich auch sehr gefreut daß Du richtig eine Viola auch mitbringst. Am Dienstag kaufe ich mir um 2 Kr. Watte und 20 Kreuzer-Pflaster, für meine Ohren natürlich.

Brief Adolf Hitlers an seinen Freund, als dieser während der Osterferien nach Linz gefahren war

Daß du nun auch noch erblinden wirst
hat mich mit tiefer Trauer erfüllt;
da wirst du nun auch noch immer mehr
daneben greifen die Noten falsch
lesen. da wirst du blind und ich nach
mit der Zeit dann taub. Auch!
Einstweilen aber wünsche ich dir und
deinen werten Eltern wenigstens
noch einen glücklichen [illegible]
und grüße Sie herzlich als auch Dich
herzlich und ergebenst
dein Freund.
Adolf Hitler

Schluß des vorstehenden Briefes

Es war Adolf durchaus nicht angenehm, wenn auch Angela „hinauf" fuhr, damit meinte Adolf ins Waldviertel „hinauf" — denn nach seinem schweren Zerwürfnis mit ihrem Manne wollte er mit ihr nicht mehr zusammentreffen.

Wenige Tage später traf von Adolf abermals eine Karte ein, vom 19. Juli 1908 datiert, die eine Ansicht des Luftschiffes „Zeppelin" zeigt, das damals als ein Glanzstück modernster Technik galt und gewissermaßen als Symbol für die künftige Bedeutung der Luftfahrt für die Menschheit angesehen wurde.

Diese Karte hat folgenden Wortlaut:

„Lieber Freund! Meinen besten Dank für Deine Liebenswürdigkeit. Butter u. Käse brauchst du mir jetzt nicht zu senden. Ich danke dir aber herzlich für den guten Willen. Heute Lohengrin den ich besuche. Viele Grüße an Dich und D. wert. Eltern von

Adolf Hitler"

Am Rande ist vermerkt:

„Frau Zakreys läßt sich fürs Geld bedanken u. grüßt Dich und Eltern."

Ich hatte meiner Mutter erzählt, wie schlecht es meinem Freunde erginge, und daß er oftmals hungere. Das hatte meiner guten Mutter genügt. Ohne darüber zu sprechen, sandte sie Adolf einige Male im Sommer 1908 Pakete mit Lebensmitteln. Daß dieser bat, ihm einstweilen nichts zu senden, hing wohl von der geplanten Ferienfahrt ins Waldviertel zusammen. Aber wichtiger als das alles war für ihn, daß er „Lohengrin" sehen konnte. Ich fühlte da ganz mit ihm.

Was er wohl jetzt allein in unserem Zimmer arbeitete? Meine Gedanken beschäftigten sich sehr viel mit ihm. Vielleicht nützte er den Umstand, daß er jetzt den ganzen Raum für sich allein hatte, dazu aus, um seine großen Baupläne wieder aufzunehmen. Schon lange hatte er sich vorgenommen, die Wiener Hofburg umzubauen. Auf unseren Streifzügen durch die Innenstadt war er immer wieder auf dieses Projekt zurückgekommen, das ideenmäßig bereits fertig war und lediglich noch durchgezeichnet werden mußte. Es störte ihn, daß die alte Hofburg und die Hofstallungen aus Ziegeln gebaut waren. Ziegel waren in seinen Augen ein für Monumentalbauten unsolides Material. Daher sollten diese Bauwerke abgerissen und durch Steinbauten ähnlichen Stiles ersetzt werden. Ferner wollte Adolf dem wundervollen Säulenhalbrund der neuen Burg ein entsprechendes Gegenstück gegenüberstellen und damit den Heldenplatz auf einzigartige Weise abschließen. Das Burgtor sollte bleiben. Zwei gewaltige Triumphbogen — die Frage, welchem „Triumph" diese Bogen dienen sollten, hatte Adolf wohlweislich unberührt gelassen, — über den Ring sollen den herrlichen Platz mit den Hofmuseen in die Planung einbeziehen. Die alten Hofstallungen wurden niedergerissen. An ihre Stelle

sollte ein Prunkbau kommen, der Hofburg ebenbürtig und durch zwei weitere Triumphbogen an den Gesamtkomplex gebunden. Damit hätte Wien nach Ansicht meines Freundes über einen Platz verfügt, der einer Weltstadt würdig war.

Aber ich hatte mich geirrt. Nicht mit Wien beschäftigte sich Adolf, sondern mit Linz. Vielleicht war dies für ihn die beste Form, um jedes bittere Gefühl über das verlorene Elternhaus und die fremdgewordene Heimat in seinem Herzen zu übertönen. Linz, in dem ihm so furchtbare Schicksalsschläge zugefügt worden waren, sollte seine Liebe nun erst recht kennenlernen.

Ein Brief kam, für Adolf eine Seltenheit, denn schon allein, um Porto zu sparen, schrieb er sonst nur Karten. Obwohl er absolut nicht weiß, „womit er aufwarten kann", drängte es ihn doch, mit mir über sein Einsiedlerleben zu plaudern. Der vom 21. Juli 1908 datierte Brief lautet im Original:

„Lieber Freund!

Du wirst dir vielleicht schon gedacht haben weshalb ich so lange nicht schreibe; Die Antwort ist sehr einfach, ich wüßte nicht's womit ich Dir hätte aufwarten können, und was Dich besonders interessiert hätte. Vorerst. Ich bin noch immer in Wien, und bleib auch hier. Allein hier, denn Frau Zakreys ist bei ihrem Bruder. Trotzdem geht es mir ganz gut, bei meinem Einsiedlerleben. Nur eines geht mir ab. Bisher hat mich Frau Zakreys immer in der Früh aufgetrommelt, ich stand immer schon sehr bald auf um zu arbeiten, während ich jetzt auf mich selber angewiesen bin. In Linz ist nichts Neues los? Vom Teaterbauverein hört man jetzt überhaupt nichts mehr. Wenn die Bank vollendet ist, bitte, sende mir eine Ansichtskarte. Und nun noch zwei Bitten hab ich für Dich. Erstens. Wenn Du so gut wärst und mir den „Führer durch die Donaustadt Linz" kaufen wolltest, nicht den Wöhrl, sondern den eigentlichen Linzer von Krakowitzer herausgegeben. Am Einband ist eine Linzerin, der Hintergrund stellt Linz von der Donauseite dar mit Brücke und Schloß. Er kostet sechzig Heller, die ich Dir in Marken beilege. Ich bitte Dich sende mir denselben sofort entweder Franco oder Nachnahme. Die Kosten werd ich Dir ersetzen. Passe aber auf daß der Fährplan der Dampfschiffartsgesellschaft, sowie der Stadtplan dabei ist. Ich brauche ein paar Zahlen die ich vergessen habe, und die ich im Wöhrl nicht finde. Und zweitens bitte ich Dich, daß Du mir wenn Du wieder mit dem Schiff fährt mir eine solchen Führer mitnimmst, wie Du heuer einen hattest, das „nach Belieben" werde ich Dir zahlen. Also bitte Du bist so gut, nicht wahr. Neues weiß ich gar nichts sonst, höchstens, daß ich heute vormittag eine Mordstrum Wanzen erwischte, die auch bald darauf tot in „meinem" Blute schwamm, und daß mir jetzt die Zähne klappern vor lauter „Hitze". Ich glaube so kalte Tage

werden nur in wenig Sommern sein, wie heuer. Auch bei euch so, nicht wahr? Jetzt viele Grüße an Dich und Deine werten Eltern, und indem ich meine Bitten wiederhole bleibe ich d. Fr.

Adolf Hitler”

So intensiv war Adolf mit seinen neuen Umbauplänen für Linz beschäftigt, daß er dem Briefe noch von seinem knappen Gelde sechzig Heller in Marken beilegte, damit ich ihm den von Krakowitzer verfaßten Stadtführer besorge. Mit der „Bank” ist das Gebäude der Bank von Oberösterreich und Salzburg gemeint. Adolf war sehr besorgt, ob durch diesen Bau nicht etwa der geschlossene Eindruck, den der Linzer Hauptplatz bot, gestört würde. Daß er mit Ungeduld auf positive Nachrichten vom Theaterbauverein wartete, konnte ich verstehen, denn der Neubau des Linzer Theaters war nebst dem der Donaubrücke seine Lieblingsidee.

Wie gewissenhaft Adolf trotz seiner eigenen Notlage war, bewies nicht nur der beigelegte Betrag für den Stadtführer, sondern die Bemerkung, daß er mir auch den Reiseführer, den man auf den Donauschiffen bekam und der „nach Belieben” honoriert werden mußte, entsprechend vergüten wolle.

Und, ach, die Wanzen! Tücke des Schicksals! Ich selbst war dagegen fast immun, während Adolf schrecklich davon gepeinigt wurde. Wie oft hat er mir, wenn ich seine nächtliche Wanzenjagd verschlafen hatte, am Morgen sorgfältig auf eine Nadel aufgespießte Exemplare entgegengehalten. Übrigens waren damals sehr viele Wiener Wohnungen verwanzt. So hatte also wieder ein „Mordstrumm” daran glauben müssen!

Längere Zeit blieb ich ohne Nachricht. Dann aber — mit 17. August 1908 datiert — kam ein köstlicher Brief von Adolf, wohl der aufschlußreichste, den er mir geschrieben hat. Dieser lautet:

„Guter Freund!

Erst bitte ich Dich um Verzeihung dafür daß ich solange keinen Brief schrieb. Es hatte dies auch seine guten, oder besser schlechten Gründe; ich wüßte nichts womit ich Dir hätte aufwarten können. Daß ich Dir nun doch auch einmal schreibe beweist nur daß ich sehr lange suchen mußte um Dir die par Neuigkeiten zusammen zu suchen. Also ich beginne. Ersterns läßt sich unsere Zimmerfrau die Zakreys für das Geld schön bedanken. Und zweitens bedanke ich mich bestens für Deinen Brief. Die Zakreys dürfte sich wahrscheinlich mit dem Schreiben schwer tun, (sie beherrscht das Deutsch zu schlecht) deshalb bat Sie mich ich möchte Dir und Deinen werten Eltern ihren Dank überliefern. Ich habe jetzt gerade einen starken Bronchial Chartarr überstanden. Mir scheint Euer Musikerbund befindet sich jetzt in einer Krisis.

Wer hat den die Zeitung eigentlich herausgegeben die ich Dir zum letzten mal schickte. Ich hatte damals den Betrag schon längst gezahlt. Weißt Du näheres. Bei uns ist jetzt schönes angenehmes Wetter; er regnet nämlich sehr stark. Und heuer im Jahre der Backofenhitze ist daß wahrhaftig des Himmels Segen. Nun werde ich Ihn aber auch nur mehr kurze Zeit genießen Samstag oder Sonntag dürfte ich wahrscheinlich fortfahren. Wende Dich davon genau verständigen. Schreibe jetzt ziemlich viel, gewöhnlich nachmittags und abends. Hast Du den letzten Entscheid des Gemeinderats in Bezug des neuen Teaters gelesen. Mir scheint die wollen gar den alten Krempel noch einmal flicken. Es geht dies aber so nicht mehr weil Sie von der Behörde die Erlaubniß nicht mehr bekämen. — Jedenfalls zeigt die ganze Phrasenreiterei das diese hochwohlgeborenen und alle maßgebensten Faktoren vom Bau eines Teaters gerade soviel Idee haben, wie ein Nilpferd vom Violinspielen. Wenn mein Handbuch der Architektur nicht schon so miserablich ausschaun täte, möchte ich es sehr gern einpacken und mit nachfolgender Teater-Gründungsvereinsentwurfsbauausführungskomitesgemäßer Adreße versenden „An das alhierige hochwohlgeborene gestrenge alllöbliche Comitoria zur Etwaigen Erbauung und allfällige Ausstattungen...” Und damit schließe ich nun. Grüß Dich und Deine werten Eltern vielmals und verbleibe Dein Freund

Adolf Hitler”

Das ist Adolf, wie er leibt und lebt! Schon die ungewöhnliche Anrede „Guter Freund” beweist, daß er sich in einer beinahe gerührten Stimmung befand. Dazu die umständliche Einleitung, die jenem für ihn so typischen „Anlauf” entspricht, den er auch bei seinen nächtlichen Reden brauchte, um in Schuß zu kommen. Der Witz vom „angenehmen Regenwetter”, der in anderer Form schon im Briefe vom 20. April gleichen Jahres auftaucht, wird wieder aufgewärmt, um die noch immer spröde Feder zu lockern. Zuerst bekommt unsere brave, so melodiös „böhmakelnde” Zimmerfrau eins aufs Zeug geflickt. Darauf fällt Adolf über den Musikerbund her. Doch das sind alles nur Vorgefechte, um den Säbel scharf zu machen, denn jetzt fällt er mit aller ihm eigenen Vehemenz über den Linzer Theaterverein her, der keinen Neubau zuwege bringt, sondern nur den „alten Krempel” renovieren will. Mit bissigen Worten fällt er über diese verzopften Spießer her, die ihm seine Lieblingsidee, die ihn seit Jahren beschäftigt, versauen. Als ich diesen Brief las, sah ich Adolf förmlich zwischen Tür und Flügel auf und ab jagen und mit sich überstürzenden Worten über diese bürokratischen Stadträte lospoltern.

Die in diesem Briefe angekündigte Fahrt fand tatsächlich statt, denn schon am 20. August, also drei Tage später, schickte mir Adolf aus dem Waldviertel

eine Ansichtskarte mit dem Schloß Weitra. Er scheint sich aber bei seinen Verwandten nicht sehr wohl gefühlt zu haben, denn bald danach folgte eine Karte aus Wien, worin mir Adolf zu meinem Namensfeste gratulierte.

So war dann alles, was vereinbart, geschehen. Frau Zakreys war in Mähren gewesen, Adolf im Waldviertel. Während das Leben in der Stumpergasse wieder in die gewohnte Bahn geriet, mußte ich mich zu meinem Leidwesen am 16. September in der Kaserne des k. k. Landwehrinfanterieregimentes Nr. 2 melden. Was ich in diesen acht Wochen zu tun hatte, richtiger gesagt, was in der Zeit der Ausbildung mit mir geschehen ist, will ich lieber übergehen. Diese acht Wochen bilden sozusagen in meinem Leben eine absolut leere Stelle. Doch auch diese Zeit ging vorüber, und so konnte ich endlich — es war um den 20. November — Adolf meine Ankunft in Wien mitteilen.

Ich hatte, wie ich Adolf schrieb, um Zeit zu gewinnen, den Frühzug benützt und kam schon um drei Uhr nachmittags auf dem Westbahnhof an. Bei der Sperre, an dem gewohnten Platz, mußte Adolf stehen. Er konnte mir dann helfen, den schweren Koffer zu tragen, der auch, als Gruß von meiner Mutter, einiges für ihn enthielt. Hatte ich ihn übersehen? Ich ging nochmals zurück. An der Sperre stand er jedenfalls nicht. Ich ging in die Wartehalle. Vergeblich blickte ich mich um. Adolf war nicht da. Vielleicht war er erkrankt. Er hatte mir doch in seinem letzten Brief geschrieben, daß ihn sein altes Leiden, der Bronchialkatarrh, wieder quälte. Ich gab den Koffer in der Aufbewahrung ab und eilte sehr besorgt in die Stumpergasse. Frau Zakreys begrüßte mich freudig, fügte aber gleich hinzu, daß das Zimmer schon vergeben sei. „Ja und Adolf, mein Freund?” fragte ich erstaunt.

Frau Zakreys blickte mich aus ihrem faltigen, zerknitterten Antlitz mit großen Augen an. „Ja, wissen Sie denn nicht, daß der Herr Hitler ausgezogen ist?”

Nein, das wußte ich nicht.

„Wohin ist er denn übersiedelt?” wollte ich wissen.

„Das hat der Herr Hitler nicht gesagt.”

„Aber er mußte doch eine Nachricht für mich hinterlassen haben, einen Brief vielleicht oder eine kurze Notiz. Wie soll ich ihn denn sonst finden?”

Die Zimmerfrau schüttelte den Kopf. „Nein, der Herr Hitler hat nichts hinterlassen.”

„Auch keinen Gruß?”

„Er hat nichts gesagt.”

Ich fragte Frau Zakreys, ob die Miete in Ordnung bezahlt wäre. Adolf hatte seinen Anteil gewissenhaft beglichen. Frau Zakreys gab mir den auf mich entfallenden Rest zurück, da ich ihr den Mietzins bis November im vorhinein überwiesen hatte. Es war ihr sehr leid, uns beide zu verlieren. Aber daran ließ

sich nichts ändern. Über Nacht brachte sie mich zur Not unter.

Am andern Tage suchte ich mir ein neues Zimmer. Im Glasauerhof auf der äußeren Mariahilf er Straße fand ich ein nettes, helles Kabinett und mietete mir ein Pianino.

Trotzdem ging mir Adolf sehr ab. Ich war überzeugt, daß er eines Tages wieder bei mir auftauchen würde. Um ihm dies zu erleichtern, hinterlegte ich bei Frau Zakreys meine neue Adresse. Es gab für Adolf jetzt drei Wege, um mich sogleich zu finden. Entweder über Frau Zakreys oder über das Sekretariat des Konservatoriums oder über meine Eltern. Einen dieser Wege wird Adolf gewiß benützen, wenn er wieder zu mir stoßen will. Daß ich ihn über das Zentralmeldeamt der Polizeidirektion finden könnte, daran dachte ich natürlich nicht.

Doch es vergingen Tage, es verging die Woche, die nächste — Adolf kam nicht. Was war mit ihm geschehen? War zwischen uns beiden etwas vorgefallen, was ihn veranlaßt hatte, sich von mir zu trennen?

Ich ging in Gedanken die letzten gemeinsam verbrachten Wochen durch. Zwar hatte es Meinungsverschiedenheiten gegeben und Krach, aber das waren bei Adolf gewohnte Dinge. Das war ja bei ihm niemals anders gewesen. So sehr ich mich bemühte, die Gründe für sein Fernbleiben zu entdecken, ich konnte nicht den geringsten Anlaß hierzu finden. Er hatte doch selbst wiederholt davon gesprochen, daß wir im Herbst, wenn ich nach Wien zurückkäme, wieder beisammen bleiben wollten. Mit keinem Worte hatte er eine geplante Trennung angedeutet, nicht einmal in Augenblicken sichtlicher Verärgerung. Unsere Freundschaft war in diesen vier Jahren so fest zusammengeschmiedet worden, daß es darüber nichts zu reden gab. Das war genau so selbstverständlich wie der beiderseitige Vorsatz, auch in Zukunft zusammenzuhalten.

Wenn ich die letzten gemeinsam verbrachten Wochen durchdachte, mußte ich, ganz im Gegensatz zu dem, was ich finden wollte, feststellen, daß unser Verhältnis zueinander besser gewesen war denn je, inniger, wesentlicher, ja diese letzten Wochen in Wien mit so vielen herrlichen Erlebnissen in der Oper, in der „Burg", mit der abenteuerlichen Fahrt auf die Rax bedeuteten geradezu den Höhepunkt unserer Freundschaft.

Was konnte Adolf veranlaßt haben, sich ohne Gruß und Zeichen von mir zu trennen?

Je heftiger ich mir darüber meinen Kopf zermarterte, um so mehr empfand ich, was Adolf für mich bedeutet hatte. Ich fühlte mich allein und verlassen, denn durch die stete Erinnerung an unsere Freundschaft konnte ich mich auch nicht dazu entschließen, anderswo Anschluß zu suchen. Obwohl ich die Vorteile dieses Zustandes für mein Studium einsah, kam mir doch mein

ganzes Leben jetzt so gewöhnlich und beinahe langweilig vor. Schöne Aufführungen in Konzertsaal und Oper zu hören, war gewiß ein Trost. Aber es war betrüblich, solche Erlebnisse mit niemandem teilen zu können. Bei jedem Konzert, jeder Oper, die ich besuchte, hoffte ich, Adolf zu sehen. Vielleicht stand er nach Schluß der Aufführung beim Ausgang und wartete auf mich, und ich hörte wieder sein so vertrautes, ungeduldiges „Komm doch endlich, Gustl!”

Doch alle Hoffnungen, Adolf wiederzusehen, waren vergeblich. Mir aber wurde inzwischen eines klar: er wollte nicht zu mir zurückkehren. Es war nicht Zufall, daß er sich von mir getrennt hatte, auch nicht der Ausdruck einer vorübergehenden Laune oder wechselnder mißlicher Verhältnisse. Hätte er mich finden wollen, hätte er mich bestimmt gefunden.

Mir widerstrebte es, eine Freundschaft, die mir so viel bedeutet hatte, ohne ein Zeichen des Dankes, der weiteren Verbundenheit abzubrechen. Als ich daher das nächste Mal zu meinen Eltern nach Linz fuhr, ging ich zu Frau Raubal in die Bürgergasse, um mir dort seine Adresse zu holen.

Sie war allein zu Hause und empfing mich auffallend kühl. Ich fragte, wo Adolf jetzt in Wien wohne. Das wisse sie selbst nicht, antwortete sie schroff, Adolf habe überhaupt nicht mehr an sie geschrieben. Also stand ich auch hier vor dem Nichts. Als Frau Raubal begann, mir Vorwürfe zu machen, daß ich durch meine künstlerischen Bestrebungen mitschuldig sei, daß Adolf heute als Zwanzigjähriger noch keinen Beruf und keine Existenz habe, legte ich ihr meine Ansicht darüber dar und verteidigte Adolf ganz entschieden, denn Angela sprach ja nur aus, was ihr Mann dachte. Meine Meinung über diesen war nicht besser als die Meinung, die Adolf von seinem Schwager hatte. Das Gespräch wurde immer unfreundlicher. Ich stand auf und empfahl mich kurz.

Das Jahr ging um, ohne daß ich von Adolf irgend etwas gehört oder gesehen hätte. Erst vierzig Jahre später erfuhr ich von jenem Linzer Archivar, der sich mit der Erforschung der Lebensdaten Adolf Hitlers befaßte, daß mein Freund von der Wohnung in der Stumpergasse ausgezogen war, weil ihm dort die Miete zu hoch gewesen war, und sich viel billiger in einem sogenannten „Männerheim” in der Meldemannstraße des zwanzigsten Bezirkes einquartiert habe. Adolf war im Dunkel der Großstadt untergetaucht. Für ihn begannen jene Jahre, von denen er selbst nur wenig berichtete, für die es keine verläßlichen Zeugen gibt, denn eines steht für diese schwierigste Phase seines Lebens fest: er hatte keinen Freund mehr.

Jetzt begriff ich sein damaliges Verhalten. Er wollte keinen Freund mehr haben. Allein und einsam wollte er seinen Weg gehen und tragen, was ihm das Schicksal auferlegte. Es war der Weg in die Einsamkeit. Ich hatte es ja selbst nach jener Trennung erfahren, daß der Mensch nirgends so einsam ist wie

inmitten einer Großstadt.

So fand denn unsere schöne Jugendfreundschaft einen wenig schönen Abschluß. Doch mit der Zeit versöhnte ich mich auch damit. Ja ich fand, daß dieser von Adolf provozierte jähe Abbruch unserer Freundschaft eigentlich sinnvoller war als ein Ende, das dadurch heraufbeschworen wäre, daß wir uns gegenseitig gleichgültig wurden oder daß ich für Adolf nichts mehr bedeutet hätte. Gewiß wäre für mich dieses Ende schwerer zu ertragen gewesen als jener erzwungene Abschied, der eigentlich keiner war. Da diese Trennung zu einer Zeit erfolgte, da unsere Freundschaft, zumindest meiner Ansicht nach, einen geradezu idealen Höhepunkt erreicht hatte, blieb mir auch das Bild meines Freundes viel geschlossener und lebhafter in Erinnerung, als würde ich es nur durch einen infolge ungünstiger Begleitumstände getrübten Abschied sehen können. Sicherlich liegt auch darin mit der Grund, weshalb mir diese doch so ferne liegenden Jugendjahre so gegenwärtig geblieben sind.

III

NACHWORT

Nach einem intensiven vierjährigen Studium am Wiener Konservatorium wurde ich im Oktober 1912 als zweiter Kapellmeister an das Stadttheater in Marburg an der Drau engagiert und debütierte dort als Dirigent in Lortzings „Der Waffenschmied". Diese erste selbständige Arbeit machte mir große Freude. Die Stadt, obwohl kleiner als Linz, war künstlerischen Darbietungen gegenüber sehr aufgeschlossen. Musikverein und Liedertafel verstärkten bereitwillig die mir im Theater zur Verfügung stehenden Kräfte. Ich brachte eine Anzahl guter Spielopern heraus, von denen vor allem Flotows „Martha" glänzenden Erfolg brachte. Vom weiten steirischen Unterland, einer anmutigen, schon vom Glanz des Südens überstrahlten Landschaft, die ich lieben lernte, kamen Besucher in die Stadt. Nach Schluß der Saison übersiedelte ich mit meinem Orchester nach Bad Pystian, um dort den Sommer über die Kurmusik zu führen. Mein Engagement in Marburg lief im nächsten Spieljahr weiter. Ich hatte mich in dem heiteren Städtchen schon ausgezeichnet eingelebt. Die allseitige Zustimmung, die ich fand, hob mein jugendliches Selbstbewußtsein und verstärkte meinen Eifer. Da holte mich nach einer „Eva"-Premiere der Direktor in seine Loge und stellte mich dem Leiter des Stadttheaters von Klagenfurt vor, der sich auf der Suche nach einem Opernkapellmeister befand. Er war anscheinend von meiner Leistung so beeindruckt, daß er mich auf der Stelle für die nächste Saison engagierte. Als ich im Frühsommer des Jahres 1914 meine Tätigkeit in Marburg abschloß, um zu meinen Eltern nach Linz zu fahren, unterbrach ich in Klagenfurt die Reise und informierte mich über meinen künftigen Wirkungskreis. Ein gutes Orchester von vierzig Mann, ein schönes Haus, eine moderne Bühne, dazu in der Hauptstadt Kärntens, eines Landes, das wegen seiner hohen Musikalität berühmt war. Hier konnte ich an „Lohengrin", vielleicht sogar an die „Meistersinger" herangehen. Was wollte ich noch mehr? Wahrhaftig, mir hing der Himmel, sozusagen wörtlich genommen, schon voller Geigen. Doch so nahe ihrer Erfüllung zerstoben meine Jünglingsträume im Feuer der russischen Batterien, als ich, wenige Monate später, als Ersatzreservist des k. k. Landwehrinfanterieregiments Nr. 2 auf den Schlachtfeldern Galiziens die Feuertaufe erlebte. Das war eine andere Musik, als ich sie mir erträumt hatte. So wenig ich für das Soldatenhandwerk geeignet war, versuchte ich doch, ebenso wie alle anderen Kameraden, meine Pflicht zu tun. Dieser Versuch endete nach dem furchtbaren Karpatenwinter des Jahres 1915 in dem

armseligen Feldspital von Eperjes in Ungarn. Als man von dort die Schwerverwundeten und Kranken in einer gräßlichen Fahrt von sieben Tagen nach Budapest brachte und auf jeder größeren Station die Toten auslud, hatte auch ich mit meinem Leben abgeschlossen und rechnete mir aus, auf welcher Station man mich ausladen würde. Doch wie ein Wunder überstand ich alle Schmerzen und Schrecknisse des Transportes. Aber meine Kraft war gebrochen für immer.

Als ich nach monatelangem Siechtum endlich so weit genas, daß ich meine Eltern besuchen konnte, fand ich auch daheim alles verändert vor. Mein Vater, von den Mühen der Arbeit erschöpft und um die Hoffnung seines Lebens betrogen, das Unternehmen, das er allein aufgebaut hatte, dem einzigen Sohne übergeben zu können, hatte im Jahre 1916 das Geschäft aufgegeben und in Fraham bei Eferding einen kleinen landwirtschaftlichen Besitz gekauft. Vergeblich suchte mein Vater dort Genesung. Während ich ein zweites Mal an die Front ging, starb er im September des Jahres 1918 mitten im Kummer und in der Trostlosigkeit jener Zeit. Wie gerne hätte ich ihm einen schöneren Lebensabend gegönnt!

Das Ende des Krieges erlebte ich bei einer Fahrzeugtruppe in Wien, bei der ich am 8. November 1918 abrüstete. Was sollte ich nun anfangen? Meine Berufsaussichten waren gleich Null. Die Provinztheater blieben geschlossen. Ich fuhr nach Wien, um mich nach einer Beschäftigung umzusehen. Die beiden staatlichen Theater spielten zwar, jedoch dort unterzukommen, war aussichtslos. Das Tonkünstlerorchester, in welchem ich mir während meines Studiums jahrelang als Bratschist den Lebensunterhalt verdient hatte, war aufgelöst worden. Was war übrig geblieben? Einzig Tanzorchester in den großen Kaffeehäusern. Nein, das war nichts für mich. Eine Zeitlang betätigte ich mich als Kapellmeister in einem der neuen Kinos und leitete das Sechsmannorchester, das den Stummfilm „musikalisch zu untermalen" hatte, eine Beschäftigung, die mir durchaus nicht zusagte. Ich versuchte, als Bratschist unterzukommen oder mindestens einige Substitutionen zu erreichen. Vergeblich! Auch für Nachhilfeunterricht interessierte sich niemand.

Ich war am Ende. Da kam ein Brief von meiner Mutter. Sie schrieb mir, daß in der Stadt Eferding die Stelle eines Gemeindesekretärs ausgeschrieben würde. Weil sie aber als Mutter ihren Sohn sehr genau kannte, wußte sie auch, wie sie diesem das an sich wenig verlockende Angebot schmackhaft machen könne. Sie hatte dem Bürgermeister meine musikalischen Fähigkeiten geschildert und schrieb nun dazu, daß man hoffe, der künftige Gemeindesekretär würde den Musikverein, der sich aufgelöst hatte, neu organisieren und dessen Leitung übernehmen.

Ich fuhr heim und sah mir die Sache an. Die Besoldung war gering, die künstlerischen Möglichkeiten erschienen sehr bescheiden. Aber den Gedanken, Berufsdirigent zu werden, hatte ich inzwischen endgültig aufgegeben. So schrieb ich denn, vor allem meiner Mutter zuliebe, das Bewerbungsgesuch. Dann fuhr ich wieder nach Wien zurück, immer noch in der Hoffnung, in einem Orchester unterzukommen. Da erreichte mich im Jänner des Jahres 1920 der Bescheid des Bürgermeisters, daß der Gemeindeausschuß mir unter 38 Bewerbern die Stelle des Gemeindesekretärs zuerkannt habe. Damit war ich Beamter geworden.

Allmählich fand ich mich in diese Arbeit hinein und legte einige Jahre später bei der oberösterreichischen Landesregierung die Prüfung als Gemeindebeamter ab. So bescheiden diese Existenz war, ließ sie mir doch Zeit, auch meinen musikalischen Neigungen zu leben. Ich baute ein Orchester auf, das sich sehen lassen konnte. Bald nahm das musikalische Leben in der kleinen Stadt einen erfreulichen Aufschwung. Von der beschaulichen Hausmusik eines Streichquartettes bis zum Platzkonzert des Bläserchores und den Festaufführungen der Liedertafel gab es für mich schöne, erfolgreiche Arbeit.

Von meinem Jugendfreunde, der mich auf so seltsame Weise verlassen hatte, konnte ich all die Jahre her nichts mehr erfahren. Schließlich hatte ich die Nachfrage aufgegeben. Ich hätte außerdem wirklich nicht gewußt, wie ich etwas über ihn erfahren könnte. Der Schwager Raubal war längst gestorben. Angela, seine Schwester, wohnte nicht mehr in Linz. Was mochte aus meinem Freunde geworden sein? Daß er ein besserer Soldat war als ich, davon war ich überzeugt. Vielleicht war er wie so viele junge Männer unseres Alters gefallen?

Hin und wieder hörte ich damals von einem deutschen Politiker sprechen, der Adolf Hitler hieß. Aber ich dachte, es müsse sich um einen Mann handeln, der nur zufällig den gleichen Namen führe. Schließlich war der Name Hitler nicht gar so selten. Wenn ich jemals wieder etwas von meinem einstigen Jugendfreunde erfahren würde, so nahm ich an, dann am ehesten die Nachricht, daß er ein bedeutender Architekt geworden wäre, zumindest ein Künstler, nicht aber irgendein belangloser Politiker, ausgerechnet in München.

Da ging ich eines Abends über unseren stillen Stadtplatz und blieb ohne besondere Absicht vor der Buchhandlung stehen. Da lag die „Münchner Illustrierte” in der Auslage. Das Titelbild zeigte einen etwa Mitte der Dreißig stehenden Mann mit schmalen, blassen Gesichtszügen — auf den ersten Blick erkannte ich ihn. Das war Adolf. Er hatte sich kaum geändert. Ich rechnete die Zeit zurück — fünfzehn Jahre! Mir erschien dieses Antlitz wohl strenger, männlicher, reifer, aber nicht wesentlich älter geworden zu sein.

Unter dem Bilde stand: „Der bekannte Massenredner der

Nationalsozialisten, Adolf Hitler.” So war mein Freund also tatsächlich mit jenem vielgenannten Politiker identisch. Ich bedauerte sehr, daß er ebensowenig wie ich seine künstlerische Laufbahn hatte vollenden können. Ich wußte zu gut, was es hieß, alle seine Hoffnungen und Träume zu begraben. Nun mußte er sich als Versammlungsredner seinen Lebensunterhalt verdienen. Ein bitteres Brot, obwohl er an sich ein guter, überzeugender Redner war. Das hatte ich oft genug erfahren. Auch sein Interesse für Politik konnte ich verstehen. Aber Politik war eine ebenso gefährliche wie undankbare Sache. Ich war froh, daß ich allein schon durch meine berufliche Stellung als Gemeindebeamter verhalten war, außerhalb des politischen Tagesgeschehen zu bleiben, denn als nunmehr definitiver Leiter des Stadtamtes mußte ich mich für alle Gemeindebewohner in gleicher Weise einsetzen. Mein Freund aber fuhr mit vollen Segeln in die Politik, und es wunderte mich gar nicht, daß sein ungestümes Drängen, von dem ich in den Zeitungen las, mit einer Kerkerhaft in Landsberg endete.

Doch er kam wieder. Die Presse beschäftigte sich mehr denn je mit ihm. Seine politischen Ideen, die allmählich auch in Österreich Anhänger fanden, überraschten mich keineswegs, denn es waren im Grunde genommen dieselben Gedanken, die er mir, wenngleich noch etwas verworren und übersteigert, in Wien vorgetragen hatte. Wenn ich seine Reden las, sah ich ihn förmlich vor mir, wie er im dumpfen Zimmer des Hinterhauses Stumpergasse 29 zwischen Türe und Flügel auf und ab schritt und unausgesetzt auf mich einsprach. Damals war ich sein einziger Zuhörer. Jetzt mochten Tausende auf ihn horchen. Sein Name wurde überall genannt. Schon fragte man: wo kommt denn dieser Hitler her?

Nun, darüber konnte ich vielleicht mehr erzählen als viele andere. Hatte ich nicht noch Briefe und Zeichnungen von ihm? Ich hatte ganz darauf vergessen. Jetzt stieg ich auf den Dachboden. Da stand noch der alte, holzgezimmerte Koffer, der bei meinen Eltern geblieben und über das kleine Frahamer Haus in meine Eferdinger Stadtwohnung gekommen war, als die Mutter auf mein Anraten den kleinen Besitz verkauft hatte und zu mir gezogen war. Ich suchte nach dem Schlüssel, fand ihn endlich und sperrte den Koffer auf. Und wirklich, da lag ein großes blaues Kuvert, auf dem von meiner Hand geschrieben der Name „Adolf Hitler” stand. Ich konnte mich nicht mehr an dieses Kuvert erinnern. Im furchtbaren Geschehen des Krieges, im Elend der Nachkriegszeit hatte ich ganz darauf vergessen, wie mir auch mein Freund selbst allmählich ferngerückt wäre, wenn er nicht als Politiker hervorgetreten wäre.

Ich öffnete den Umschlag. Korrespondenzkarten, Briefe, Zeichnungen meines Jugendfreundes, gewiß nur ein Teil von dem, was ich von ihm erhalten hatte. Doch immerhin einiges, das recht beachtlich war. Ich las seine Briefe

und Karten wieder. Was sollte ich damit tun? Ihm diese ganze Korrespondenz, zuschicken? Wozu eigentlich? Er hatte jetzt anderes zu tun, als alte Jugenderinnerungen aufzufrischen. Vielleicht hatte er den schmächtigen, musikbegeisterten Tapezierergehilfen, den er seinerzeit im Stehparterre des Linzer Stadttheaters kennengelernt hatte, längst vergessen. Sollte ich ihm schreiben? Auch das erschien mir überflüssig, denn da er schon damals über mein mangelndes Interesse für Politik gespottet hatte, wäre er jetzt wohl noch mehr über mich enttäuscht.

So begnügte ich mich damit, das weitere Schicksal meines Jugendfreundes an Hand der Zeitungen zu verfolgen. Seine Anhänger zählten jetzt schon nach Millionen. Ohne österreichischen Boden zu betreten, brachte er mit seinen radikalen Auffassungen und Ideen auch in unser klein gewordenes Österreich Aufregung und Unruhe, für mich um so mehr ein Grund, mich zurückzuhalten.

Es mag unverständlich erscheinen, daß ich, nachdem sich Adolf einen Namen als Politiker verschafft hatte, mit meinem Jugendfreund nicht sofort in Verbindung trat. Und doch muß ich zurückschauend feststellen: da unsere Jugendfreundschaft im gemeinsamen künstlerischen Streben verankert lag und mir politische Fragen ferne lagen, drängte es mich nicht mehr zu Adolf, dem ich in seinem Interessenbereich absolut nichts bieten konnte.

Da erreichte mich am 30. Jänner 1933 die Nachricht, daß Adolf Hitler Reichskanzler geworden sei. Unwillkürlich fiel mir jenes mitternächtliche Erlebnis auf dem Freinberg ein, bei dem mir Adolf geschildert hatte, wie auch er gleich Rienzi zum Volkstribun aufsteigen wolle. Was damals der Sechzehnjährige in visionärer Verzückung geschaut hatte, war nun Wirklichkeit geworden. Da setzte ich mich hin und schrieb ein paar Zeilen an den „Reichskanzler Adolf Hitler in Berlin".

Ich erwartete mir auf mein Schreiben keine Antwort. Ein Reichskanzler hatte Wichtigeres zu tun als den Brief eines gewissen August Kubizek in Eferding bei Linz zu beantworten, mit dem er vor einem Vierteljahrhundert befreundet gewesen war. Aber es erschien mir, vom Politischen ganz abgesehen, als eine Pflicht des Anstandes, ihm zu der erreichten Stellung als Jugendfreund zu gratulieren.

Zu meiner großen Überraschung aber erhielt ich eines Tages folgendes Schreiben:

„Herrn
Stadtamtsleiter Aug. Kubizek,
Eferding/O.ö.

Adolf Hitler — *München, den 4. August 1933*
Braunes Haus

Mein lieber Kubizek!

Erst heute wird mir Dein Brief vom 2. Februar vorgelegt. Bei den Hunderttausenden von Schreiben, die ich seit dem Januar erhielt, ist es nicht verwunderlich. Umso größer war meine Freude, zum ersten Mal nach so vielen Jahren eine Nachricht über Dein Leben und Deine Adresse zu erhalten. Ich würde sehr gerne — wenn die Zeit meiner schwersten Kämpfe vorüber ist — einmal persönlich die Erinnerung an diese schönsten Jahre meines Lebens wieder wachrufen. Vielleicht wäre es möglich, dass Du mich besuchst. Dir und Deiner Mutter alles Gute wünschend bin ich in Erinnerung an unsere alte Freundschaft

Dein
Adolf Hitler e. h."

Er hatte mich also doch nicht vergessen. Daß er sich trotz seiner aufreibenden Tätigkeit meiner erinnerte, freute mich ungemein. Er nannte die Jahre, die wir zusammen verbracht hatten, „die schönsten Jahre" seines Lebens. Also hatte er die ihn begleitende bittere Not schon vergessen. Nur die Jugend mit ihrem Sturm und Drang erwärmte sein Herz. Der Schluß des Briefes aber brachte mich in Verlegenheit. „Vielleicht wäre es möglich, dass Du mich besuchst", schrieb er. Das war leichter gesagt als getan. Ich konnte doch nicht einfach auf den Obersalzberg fahren und sagen: „Da bin ich." Außerdem hätte ihm dieses Wiedersehen doch nur Verlegenheit bereitet. Was konnte ich ihm denn erzählen? Mein eigenes Schicksal war, an seinem gemessen, belanglos und uninteressant. Von Eferding zu berichten, würde ihn nur langweilen. Und sonst hatte ich ja nichts erlebt. So ließ ich die Sache auf sich beruhen und redete mir ein, daß diese freundliche Einladung nur als ein Akt formeller Höflichkeit anzusehen wäre, wie er denn auch, genau wie vor fünfundzwanzig Jahren, nicht vergessen hatte, am Schlusse des Briefes meine Eltern, das heißt jetzt nur meine Mutter, zu grüßen. Es hat doch auch sein Gutes, wenn ein Freund so unerhört konsequent ist.

Am 12. März des Jahres 1938 aber überschritt Adolf Hitler in Braunau an jener Stelle, an der sein Vater als Zollbeamter gedient hatte, die Grenze. Die deutsche Wehrmacht rückte in Österreich ein. Am Abend des 12. März sprach Adolf Hitler vom Balkon des Linzer Rathauses zu der auf dem Hauptplatz versammelten Bevölkerung der Stadt. Ich wäre gerne nach Linz gefahren, um ihn sprechen zu hören, hatte aber so viel mit Einquartierungen für die deutschen Truppen zu tun, daß ich Eferding nicht verlassen konnte. Als aber Adolf Hitler am 8. April nochmals nach Linz kam und nach einer politischen Kundgebung in der Werkshalle der Lokomotivfabrik Krauß im Hotel

Lieber Freund!

Du wirst dir vielleicht schon gedacht
haben weshalb ich so lange nicht
schreibe. Die Antwort ist sehr einfach,
ich wüßte nicht was ich dir
hätte mitteilen können und
was dich besonders interessiert
hätte. Vorerst: Ich bin noch immer
in Wien, und bleibe auch hier.
Allein bin ich, denn Frau Zakreys
ist bei ihren Kinder. Trotzdem
geht es mir ganz gut, bei meinem
Einsiedlerleben. Nur immer [illegible]
mir ab. Leider hat mich Frau
Zakreys immer in der Früh auf-
geweckt, weshalb ich stand nun schon
sehr bald auf um zu arbeiten

Brief Adolf Hitlers an seinen Freund, der während der Sommerferien wieder zu seinen Eltern nach Linz zurückgekehrt war

Typische Briefstelle aus der Korrespondenz der beiden Freunde, in der Hitler seinen Kampf gegen die Wanzen in der gemeinsamen Behausung schildert

Weinzinger abstieg, versuchte ich doch, ihn zu sehen. Der Platz vor dem Hotel war dicht von Menschen umstellt. Ich arbeitete mich durch die Menge bis zur Postenkette vor und sagte den SA-Leuten, daß ich den Reichskanzler sprechen möchte. Sie blickten mich zunächst merkwürdig an und hielten mich bestimmt für einen Verrückten. Erst als ich den Männern einen der Briefe Hitlers zeigte, wurden sie stutzig und riefen einen Offizier herbei. Als auch dieser den Brief gesehen hatte, ließ er mich sofort ein und führte mich in die Diele des Hotels. Dort aber ging es zu wie in einem Bienenschwarm. Generäle standen wartend in Gruppen beisammen und besprachen die Ereignisse. Staatsminister, die mir durch die illustrierten Zeitschriften bekannt waren, hohe Parteiführer und andere Uniformierte kamen und gingen. Adjutanten, an den glänzenden Achselschnüren erkenntlich, schössen geschäftig vorüber. Und diese ganze aufregende Betriebsamkeit drehte sich um den gleichen Mann, den auch ich sprechen wollte. Mir wurde wirbelig im Kopfe und ich sah ein, daß mein Unterfangen sinnlos war. Ich mußte mich damit abfinden, daß mein einstmaliger Jugendfreund jetzt Reichskanzler geworden war und daß diese höchste Stellung, die er im Staate bekleidete, zwischen uns eine unüberwindbare Distanz geschaffen hatte. Die Jahre, da ich der einzige Mensch gewesen war, dem er seine Freundschaft gewidmet und die persönlichsten Angelegenheiten seines Herzens anvertraut hatte, waren eben endgültig vorbei. Das beste war daher, wenn ich mich heimlich wieder aus dem Staube machte und diesen hohen Herren, die sicherlich bedeutsame Missionen hatten, nicht länger im Wege stand.

Einer der maßgebenden Adjutanten, es war Albert Bormann, dem ich mein Anliegen anvertraut hatte, kam nach einiger Zeit wieder auf mich zu und sagte mir, daß der Reichskanzler ein wenig krank sei und heute niemanden mehr empfangen würde. Ich möchte doch morgen um die Mittagsstunde wiederkommen. Bormann lud mich dann ein, einen Augenblick Platz zu nehmen, da er mich einiges fragen wolle. Ob denn der Kanzler in seiner Jugendzeit auch immer so spät schlafen gegangen wäre, forschte er mit anklagender Stimme. Er ginge keinen Tag vor Mitternacht zu Bett und schlafe dann weit in den Morgen hinein, während seine Umgebung, die es am Abend dem Kanzler gleichtun müsse, am nächsten Tag schon frühzeitig auf den Beinen stehen müsse. Im weiteren klagte Bormann über die Zornesausbrüche Hitlers, denen kein Mensch begegnen könne, und über die eigenartige Ernährung des Kanzlers, die aus fleischloser Kost, Mehlspeisen und Fruchtsäften bestehe. Ob denn der Kanzler dies auch schon in der Jugendzeit so gehalten habe?

Ich bejahte, nur wies ich darauf hin, daß er damals noch gerne Fleisch aß. Damit verabschiedete ich mich. Dieser Albert Bormann war ein Bruder des bekannten Reichsleiters Martin Bormann.

Am nächsten Tag fuhr ich wieder nach Linz. Die ganze Stadt war auf den Beinen. In allen Straßen drängten sich die Menschen. Je näher ich dem Hotel Weinzinger kam, desto dichter wurde das Gedränge. Endlich hatte ich mich zum Hotel durchgekämpft und bezog wiederum meinen Platz im Hintergrund der Diele. Aufregung und Wirbel waren noch größer als tags zuvor. Es war ja auch heute der Tag vor der für Österreich festgesetzten Volksabstimmung. Daß sich da um die Person Hitlers alle großen Entscheidungen zusammendrängten, ließ sich denken. Jedenfalls hätte ich keinen ungünstigeren Zeitpunkt für dieses Wiedersehen finden können als diesen. Ich rechnete nach. Anfang Juli 1908 hatten wir in der Halle des Westbahnhofes Abschied genommen. Heute war der 9. April 1938. Es lagen also fast genau dreißig Jahre zwischen jener unerwarteten Trennung in Wien und der heutigen Begegnung, falls diese überhaupt zustande kam. Dreißig Jahre — ein ganzes Menschenalter! Und was hatten diese dreißig Jahre an umwälzenden Geschehnissen gebracht.

Ich machte mir über das, was geschehen würde, wenn mich Hitler überhaupt sehen wollte, keine Illusionen. Ein kurzer Händedruck, vielleicht ein vertrauter Schlag auf die Schulter, ein paar herzliche, zwischen Tür und Angel hastig gesprochene Worte — damit mußte ich mich vernünftigerweise begnügen. Ich hatte mir auch bereits ein paar entsprechende Worte zurechtgelegt. Einige Sorge machte mir die Anrede. Ich konnte unmöglich den Reichskanzler mit „Adolf" ansprechen. Wußte ich doch, wie peinlich er jeden Verstoß gegen die Form auffaßte. Am besten war, sich an die allgemein vorgeschriebene Anrede zu halten. Aber weiß Gott, ob ich überhaupt dazu kam, den vorbereiteten „Spruch" aufzusagen.

Was sich dann vollzog, ist begreiflicherweise in meiner Erinnerung stark von Gefühlsmomenten umdrängt.

Als Hitler plötzlich aus einem der Zimmer des Hotels Weinzinger trat, erkannte er mich sofort und mit dem hocherfreuten Ausruf: „Der Gustl!" ließ er sein Gefolge stehen, nahm mich am Arm. Ich weiß auch noch, wie er mit beiden Händen meine rechte Hand, die ich ihm entgegenstreckte, umschloß und festhielt und wie mir seine Augen, die unverändert hell und durchdringend waren wie einst, entgegenblickten. Gleich mir war auch er sichtlich ergriffen. Ich hörte es aus dem Klang seiner Stimme.

Die würdigen Männer in der Diele blickten einander erstaunt an. Niemand kannte diesen merkwürdigen Zivilisten, den der Führer und Reichskanzler mit einer Herzlichkeit begrüßte, um die mich sicherlich in diesem Augenblick viele beneideten.

Da fand ich endlich meine Fassung wieder und sprach die vorbereiteten Worte. Er hörte aufmerksam zu und lächelte ein wenig. Als ich geschlossen hatte, nickte er mir zu, als wollte er sagen: „Gut gelernt, Gustl" oder vielleicht

sogar „Nun spricht auch mein Jugendfreund so, wie alle anderen zu mir sprechen”. Mir aber erschien jede Vertraulichkeit, die von meiner Seite ausging, als ungehörig.

Nach einer kurzen Pause sagte er zu mir: „Kommen Sie!” Vielleicht hatte ich mit meiner eingelernten Ansprache mir jenes Du, das er in seinem Brief aus dem Jahre 1933 angeschlagen hatte, verscherzt. Aber, offen gestanden, war ich erleichtert, als ich das „Sie” hörte.

Der Reichskanzler schritt mir voran zum Lift. Wir fuhren in den zweiten Stock des Hotels, wo seine Wohnräume lagen. Der persönliche Adjutant öffnete die Tür. Wir traten ein. Der Adjutant ging. Wir waren allein. Neuerdings nahm Hitler meine Hand, blickte mich lange an und sagte: „Sie sind genau so geblieben wie damals, Kubizek. Ich hätte Sie überall sogleich erkannt. Nicht anders, nur älter sind Sie geworden.”

Dann führte er mich zum Tisch hin und forderte mich auf, Platz zu nehmen. Er versicherte mir, wie sehr er sich freue, mich nach so langer Zeit wiederzusehen. Besonders habe ihn mein Glückwunsch gefreut, denn ich wüßte am besten, wie schwer sein Weg gewesen sei. Der gegenwärtige Zeitpunkt wäre zwar für eine längere Aussprache ungünstig, doch hoffe er, daß sich in Zukunft dazu Gelegenheit bieten würde. Er würde mich davon verständigen lassen. Direkt an ihn zu schreiben, wäre nicht ratsam, denn die an ihn gerichtete Post käme vielfach gar nicht in seine Hände, weil sie bereits vorher aufgearbeitet werden muß, um ihn zu entlasten.

„Ich habe ja kein Privatleben mehr wie damals und kann nicht so wie jeder andere Mensch tun, was ich will.”

Mit diesen Worten stand er auf und trat an das Fenster, das den Blick auf die Donau freigab. Noch immer stand die alte Gitterträgerbrücke dort, über die er sich schon in seinen Knabenjahren geärgert hatte. Wie erwartet, kam er sogleich darauf zu sprechen.

„Dieser häßliche Steg!” rief er aus, „noch immer steht er da. Aber nicht mehr lange, das sage ich Ihnen, Kubizek.”

Damit wandte er sich wieder zu mir und lächelte. „Trotzdem möchte ich gerne nochmals über die alte Brücke mit Ihnen hinüberbummeln. Aber das geht nicht mehr, denn wo ich auftauche, ist ja alles hinter mir her. Aber glauben Sie mir, Kubizek, ich habe in Linz, noch sehr vieles vor.”

Das wußte niemand besser als ich. Wie erwartet, trug er alle Pläne wieder vor, die ihn in seiner Jugend beschäftigt hatten, als wären inzwischen nicht dreißig, sondern höchstens drei Jahre vergangen.

Kurz bevor er mich empfangen hatte, war er durch die Stadt gefahren, um sich über die baulichen Veränderungen zu informieren. Nun ging er die einzelnen Pläne durch. Die neue Donaubrücke, die den Namen

„Nibelungenbrücke” führen sollte, müsse ein Meisterwerk werden. Eingehend beschrieb er mir die Ausgestaltung der beiden Brückenköpfe. Dann sprach er — ich wußte die Reihenfolge im vorhinein — vom Landestheater, das vorerst eine moderne Bühne erhalten solle. Wenn das neue Opernhaus, das an die Stelle des häßlichen Bahnhofes kommen soll, fertig ist, wird man das Theater nur noch für Schauspiel und Operette benützen. Außerdem braucht Linz, wenn es den Namen einer Brucknerstadt verdienen soll, eine moderne Tonhalle. „Ich will, daß Linz in kultureller Beziehung eine führende Stellung erhält, und werde die Voraussetzungen dafür schaffen.”

Ich dachte, damit wäre die Unterredung beendet. Aber Hitler kam nun auf den Aufbau eines großen Symphonieorchesters für Linz zu sprechen, und damit erhielt das Gespräch plötzlich eine Wendung in das Persönliche.

„Was sind Sie eigentlich geworden, Kubizek?”

Ich sagte ihm, daß ich seit 1920 Gemeindebeamter wäre, derzeit in der Stellung eines Stadtamtsleiters. j; „Stadtamtsleiter”, fragte er, „was ist das?”

Jetzt war ich in Verlegenheit. Wie sollte ich mit wenigen Worten erklären, was unter dieser Stellung zu verstehen sei. Ich suchte in meinem Wortschatz nach geeigneten Ausdrücken. Da unterbrach er mich.

„Also ein Beamter sind Sie geworden, ein Schreiber! Das paßt doch nicht zu Ihnen. Wo sind Ihre musikalischen Fähigkeiten hingekommen?”

Ich antwortete wahrheitsgemäß, daß mich der verlorene Krieg ganz und gar aus der Bahn geworfen habe. Wollte ich nicht verhungern, mußte ich umsatteln.

Er nickte ernst und sagte dann: „Ja, der verlorene Krieg.” Dann blickte er mich an und sagte: „Als Gemeindeschreiber werden Sie Ihre Dienstzeit nicht beenden, Kubizek.” Im übrigen wollte er sich dieses Eferding, von dem ich ihm erzählte, einmal ansehen.

Ich fragte ihn, ob das sein Ernst sei.

„Natürlich komme ich zu Ihnen, Kubizek”, erklärte er, „aber mein Besuch gilt Ihnen allein. Dann wandeln wir wieder einmal nach der Donau hinunter. Hier komme ich ja doch nicht dazu, denn hier läßt man mich nicht aus.”

Er wollte wissen, ob ich noch so eifrig musiziere wie damals.

Jetzt kam ich auf mein Lieblingsthema, und nun erzählte ich ausführlich von dem musikalischen Leben in unserer kleinen Stadt. Ich fürchtete, daß ihn angesichts der weltbewegenden Probleme, die er zu entscheiden hatte, mein Bericht langweilen würde. Aber ich hatte mich geirrt. Wenn ich, um Zeit zu sparen, einiges nur summarisch erwähnte, fiel er mir sogleich ins Wort.

„Was, Kubizek, sogar Symphonien führen Sie in diesem kleinen Eferding auf! Das ist ja großartig. Welche Symphonien haben Sie da aufgeführt?”

Ich zählte auf: Schuberts „Unvollendete”, Beethovens Dritte, die Jupitersymphonie Mozarts, Beethovens Fünfte.

Er wollte die Stärke und Zusammensetzung meines Orchesters wissen, staunte über meine Angaben und gratulierte mir zu meinen Erfolgen.

„Da muß ich Ihnen doch helfen, Kubizek”, rief er, „stellen Sie mir einen Bericht zusammen und sagen Sie mir, was Ihnen fehlt. Und wie geht es Ihnen persönlich? Sie leiden doch keine Not?”

Ich antwortete ihm, daß mir meine Stellung eine zwar bescheidene, aber durchaus zufriedenstellende Existenz ermögliche und daß ich daher keine persönlichen Wünsche habe.

Überrascht blickte er auf. Daß jemand keine Wünsche vorzubringen habe, schien er nicht gewohnt zu sein.

„Haben Sie Kinder, Kubizek?”

„Ja, drei Söhne!”

„Drei Söhne”, rief er bewegt. Er wiederholte dieses Wort mehrmals und mit sehr ernstem Antlitz. „Drei Söhne haben Sie, Kubizek. Ich habe keine Familie. Ich bin allein. Aber um Ihre Söhne möchte ich mich kümmern.”

Ich mußte ihm ausführlich von meinen Söhnen erzählen. Alle Einzelheiten wollte er erfahren. Er freute sich, daß sie alle drei musikalisch begabt seien und zwei von ihnen auch geschickte Zeichner wären.

„Ich übernehme die Patenschaft für die Ausbildung Ihrer drei Söhne, Kubizek”, erklärte er mir, „ich möchte nicht haben, daß junge, begabte Menschen den gleichen Lebensweg gehen müssen, den wir gegangen sind. Sie wissen ja, was wir in Wien mitgemacht haben. Dabei kamen für mich aber die schlimmsten Zeiten erst, nachdem sich unsere Wege getrennt hatten. Es darf nicht mehr vorkommen, daß ein junges Talent aus Not zugrunde geht. Wo ich persönlich helfen kann, dort helfe ich, schon gar, wenn es sich um Ihre Kinder handelt, Kubizek!”

Ich will hier sogleich anfügen, daß der Reichskanzler tatsächlich die Kosten der musikalischen Ausbildung meiner drei Söhne am Linzer Brucknerkonservatorium durch sein Büro bezahlen ließ und auf seine Anordnung hin die zeichnerischen Arbeiten meines Sohnes Rudolf von einem Akademieprofessor in München begutachtet wurden.

Mit einem flüchtigen Händedruck hatte ich gerechnet und nun saßen wir tatsächlich schon über eine volle Stunde beisammen.

Der Reichskanzler erhob sich. Ich dachte, die Unterredung wäre nun zu Ende, und erhob mich gleichfalls. Er rief aber nur seinen Adjutanten herein und erteilte ihm die auf meine Söhne bezüglichen Anordnungen. Dabei machte dieser auf die Briefe aufmerksam, die ich noch aus meiner Jugendzeit besäße.

Jetzt mußte ich Briefe, Postkarten und Zeichnungen auf den Tisch hinbreiten. Sein Erstaunen war groß, als er die immerhin beträchtliche Zahl meiner Erinnerungsstücke sah. Er wollte wissen, wieso diese Dokumente erhalten geblieben seien. Ich erzählte von dem schwarz gestrichenen Koffer auf dem Dachboden mit dem Fach im Deckel und dem Kuvert mit der Aufschrift „Adolf Hitler". Besonders genau betrachtete er das Aquarell vom Pöstlingberg. Es gäbe einige geschickte Maler, die seine Aquarelle so genau kopieren könnten, daß diese vom Original nicht mehr zu unterscheiden wären, erklärte er mir. Diese Leute betrieben einen schwunghaften Handel und fänden überall Dumme, die ihnen auf ihren Schwindel hereinfielen. Am sichersten wäre es, das Original gar nicht aus der Hand zu geben.

Da man schon einmal versucht hatte, mir das Material aus der Hand zu nehmen, fragte ich den Reichskanzler um seine Ansicht darüber. „Diese Dokumente sind Ihr alleiniger Besitz, Kubizek", erwiderte er mir, „niemand kann Ihnen dieselben streitig machen."

Darauf kam er noch auf das Buch von Rabitsch zu sprechen. Rabitsch hatte einige Jahre nach Hitler die Linzer Realschule besucht und sicherlich in der besten Absicht ein Buch über dessen Schulzeit geschrieben. Aber Hitler war sehr erbost darüber, weil Rabitsch ihn ja gar nicht persönlich gekannt hatte. „Sehen Sie, Kubizek, ich war von vornherein mit diesem Buche nicht einverstanden. Es soll nur einer über mich schreiben, der mich wirklich kannte. Wenn jemand dafür in Frage kommt, sind Sie es, Kubizek", und zu seinem Adjutanten gewandt, fügte er hinzu: „Merken Sie das sogleich vor."

Damit ergriff er wieder meine Hand. „Sie sehen, Kubizek, wie notwendig es ist, daß wir uns öfter sprechen. So wie es möglich ist, rufe ich Sie wieder."

Die Besprechung war beendet, wie benommen verließ ich das Hotel. —

Die nächste Zeit brachte Unruhe in mein stilles, zurückgezogenes Dasein, und ich mußte entdecken, daß es durchaus nicht immer nur schön und gut war, der Jugendfreund eines so berühmten Mannes zu sein. Obwohl ich selbst kaum jemandem davon erzählt hatte und mich auch in Zukunft größter Zurückhaltung befleißigte, lernte ich bald die Schattenseiten meiner Jugendfreundschaft mit Hitler kennen. Einen Vorgeschmack dessen, was meiner wartete, hatte ich schon in den Märztagen bekommen. Österreich war noch kaum dem Deutschen Reich eingegliedert worden, als schon vor meinem Hause in Eferding ein Auto angefahren kam. Die drei uniformierten Herren, die dem Wagen entstiegen, kamen direkt aus Berlin zu mir. Im Auftrage des Führers hätten sie sämtliche in meinem Besitz befindlichen Dokumente aus der Jugendzeit des Führers zu übernehmen, damit diese in der Reichskanzlei an einem sicheren Orte verwahrt werden könnten. Zum Glück ließ ich mich nicht bluffen. Wie ich jetzt feststellen konnte, hatte Hitler zu jenem Zeitpunkt,

da diese Beschlagnahme inszeniert worden war, von meinen Erinnerungsstücken gar keine Kenntnis. Es handelte sich vielmehr um ein eigenmächtiges Vorgehen irgendeiner Parteidienststelle, die meinen Namen erfahren hatte. Jedenfalls verweigerte ich den drei SS-Leuten die Herausgabe der Dokumente, was diesen absolut nicht einleuchten wollte. Anscheinend hatten sie sich in Österreich gefügigere Menschen erwartet, als ich es war. Ihr forsches Auftreten machte auf mich nicht den erwünschten Eindruck. Und dabei war dieser renitente Zivilist nicht einmal Parteigenosse, dachten sie gewiß, als sie mit leeren Händen wieder abfahren mußten. Merkwürdig, was sich der Führer für seltsame Käuze als Jugendfreunde ausgesucht hat.

Gut, daß ich bei dieser ersten Attacke fest geblieben war. Die künftigen ließen sich leichter parieren, denn ich konnte mich auf das Wort Hitlers berufen, daß diese Dokumente mein persönliches Eigentum wären.

In der nächsten Zeit versuchten die verschiedenen Parteidienststellen, sich bei mir gegenseitig den Rang abzulaufen. Hitler hatte, wie ich jetzt erfuhr, manchesmal, wenn im Kreise seiner vertrauten Mitarbeiter die Rede auf seine Jugenderinnerungen kam, auf mich hingewiesen. „Fragt den Gustl!” war die stereotype Antwort auf alle Fragen, die sich um bestimmte Jugenderlebnisse drehten. So war man in seiner nächsten Umgebung allmählich auf diesen merkwürdigen Mann, der da noch irgendwo in Österreich lebte, ohne von seiner Jugendfreundschaft mit Adolf Hitler besonderes Aufheben zu machen, aufmerksam geworden. Nun war aber dieser „Gustl”, der bisher mehr oder weniger unerreichbar geblieben war, auf dem Wege über den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich plötzlich deutscher Staatsbürger und für sämtliche Dienststellen ohne weiteres erreichbar geworden.

Reichsminister Goebbels sandte einen sehr sympathischen jungen Mann als seinen Beauftragten zu mir. Er hieß Karl Cerff, Rang und dienstliche Stellung weiß ich nicht mehr. Cerff erklärte mir, daß man die Herausgabe einer großen Führerbiographie plane, für welche ich die Zeit von 1904 bis 1908 zu bearbeiten habe. Man würde mich, sobald der Zeitpunkt dafür gegeben sei, nach Berlin rufen, damit ich dort, unterstützt von anerkannten Fachleuten, diese Aufgabe durchführen könne. Einstweilen möge ich mit einer detaillierten Niederschrift meiner Erinnerungen beginnen. Ich erklärte dem jungen Manne, daß ich dazu jetzt unmöglich Zeit habe, denn seit dem Anschlüsse gäbe es für uns Gemeindebeamte unerhört viel zu tun. Er verstand wohl, daß ich mich nicht binden lassen wollte, und amüsierte sich über meine Äußerungen sehr. Schließlich aber ermahnte er mich doch, meine „einzigartige historische Verantwortung vor der Geschichte”, wie er sich ausdrückte, nicht geringzuschätzen. Wenn ich es wünsche, könne er ohne weiteres eine Beurlaubung für mich erwirken. Dies aber lehnte ich ganz

entschieden ab. So empfahl er sich mit der Bemerkung, zu „besserer Stunde" wiederzukommen. Nachdem die weitere Zukunft aber nur „schlechtere" Stunden brachte, bekam ich Karl Cerff nicht mehr zu sehen. Jedenfalls aber hat er seinen heiklen Auftrag mit Verständnis und Charme durchzuführen versucht.

Viel hartnäckiger und unerfreulicher waren die Aufträge, die mich von Martin Bormann erreichten, der sich dem Anscheine nach für mich und meine Aufgabe allein zuständig fühlte und ängstlich darüber wachte, daß niemand anderer mit mir in Verbindung trat. Seine Zuschriften und Befehle klangen so, als hätte er das Leben Adolf Hitlers für sich gepachtet und niemand dürfe darüber ein Wort sagen oder schreiben, ohne seine vorherige Begutachtung und Zustimmung. Als sein Vergeh, die in meinem Besitze befindlichen Dokumente für die Parteikanzlei sicherzustellen — „dem Platze wohin sie gehören", wie er schrieb — gescheitert war, erhielt ich den strikten Befehl, diese Dokumente niemals ohne seine Erlaubnis aus der Hand zu geben und auch niemand Unberufenem darin Einblick zu gewähren. Nun, dazu brauchte mich Martin Bormann nicht zu drängen. Das lag in meiner eigenen Absicht. Als er mir aber den Befehl übermitteln ließ, sofort meine Jugenderinnerungen mit Adolf Hitler aufzuschreiben und ihm das Konzept vorzulegen, ließ ich ihm sagen, daß ich darüber erst mit Hitler selbst sprechen müßte. Diese Methode hatte durchschlagenden Erfolg. Wenn ich künftig von einem jener etwas gewalttätigen Herren unter Druck gesetzt wurde, brauchte ich nur zu sagen: „Verzeihen Sie, bitte. Aber ich möchte über Ihre Vorschläge doch zuerst noch mit dem Reichskanzler persönlich sprechen. Wie war doch Ihr werter Name?" Dann schlug die Stimmung in das Gegenteil um, und ich wurde so vorsichtig und zartfühlend behandelt wie ein rohes Ei.

Hingegen denke ich mit Vergnügen an meine Begegnung mit Rudolf Heß. Er war nach Linz gekommen und ließ mich zu sich bitten. Ein mir entgegengeschickter Wagen brachte mich zum Bergbahnhotel auf dem Pöstlingberg. Reichsminister Heß begrüßte mich überaus herzlich. „Das also ist der Kubizek!" rief er freudestrahlend, „der Führer hat mir schon so viel von Ihnen erzählt." Ich spürte sogleich, daß diese Herzlichkeit echt war und wirklich vom Herzen kam. Auch fand ich durch diesen Besuch eine bestimmte Erfahrung bestätigt. Je näher eine Persönlichkeit dem Kanzler stand, desto mehr hatte dieser im betreffenden Falle von mir erzählt. Rudolf Heß und Frau Winifred Wagner waren am besten über die Jugendjahre Hitlers und damit auch über mich informiert. Der Minister lud mich zu Tische ein. Auf der herrlichen Terrasse des Hotels wurde gespeist. Nach Tisch mußte ich ihm dann lange und ausführlich von meinen Erinnerungen erzählen. Immer wieder warf er Fragen und Bemerkungen dazwischen. Ich hatte den Eindruck, daß Rudolf Heß, rein menschlich genommen, Hitler näherstand als viele andere,

und ich freute mich darüber. Auch die anderen Herren, die am Tische saßen, schalteten sich in das Gespräch mit ein. Es ergab sich eine heitere, zwanglose Unterhaltung, die sich wesentlich von den Verhandlungen mit Beauftragten der Parteikanzlei unterschied. Ich fand es besonders köstlich, daß ich von diesem wundervollen Platze hoch über der Stadt dem Reichsminister die Lage aller Einzelheiten unmittelbar im Stadtbilde zeigen konnte. Dort hinter dem grünen Hügel mit dem Pulverturm lag Leonding, genau konnte man den Schulweg des seinerzeitigen Realschülers verfolgen. Dort lag die Humboldtstraße, in die Frau Hitler nach dem Tode ihres Mannes übersiedelt war, und unmittelbar zu unseren Füßen das liebliche Urfahr mit der Blütengasse und anderen für meinen Jugendfreund bedeutsamen Erinnerungsstätten.

Rudolf Heß hinterließ mir in seiner einfachen, schlichten Art, die sich so wesentlich vom Gehaben anderer, viel weniger bedeutsamer politischer Persönlichkeiten unterschied, einen guten Eindruck. Ich bedauerte nur, daß er anscheinend krank war, da er sehr leidend aussah.

Inzwischen war man auch in der Heimat selbst auf mich aufmerksam geworden, nachdem man bisher in Oberösterreich nichts von der Existenz eines Jugendfreundes Adolf Hitlers gewußt hatte, ein Umstand, der mich lange Zeit beglückte. Nun hatte man mich also entdeckt. Zwar war ich noch immer nicht Parteigenosse, was viele nicht verstehen konnten, denn ihrer Ansicht nach hätte der Jugendfreund Hitlers eigentlich Parteigenosse Nummer zwei sein müssen. Aber ich war schon damals in politischen Dingen ein höchst zweifelhafter Anhänger meines Freundes gewesen, nicht gerade, weil ich seine Ansicht über Politik durchwegs abgelehnt hätte, sondern mehr, weil sie mich nicht interessierte, beziehungsweise, weil ich sie nicht verstand.

Natürlicherweise wurde ich bald auch von Leuten, die aus irgendwelchen Gründen in Bedrängnis geraten waren, um Hilfe und Fürsprache gebeten. Ich half gerne, obwohl ich mir über meinen tatsächlichen Einfluß auf politische Entscheidungen keine Illusionen machte. Ich mußte auch bald erfahren, daß ein „Jugendfreund Adolf Hitlers” noch keine Legitimation für ein wirkungsvolles Eingreifen bedeutete. Wo es mir nicht gelang, bis zu Hitler selbst durchzukommen, wurde ich ebenso freundlich wie entschieden darauf aufmerksam gemacht, daß ich für diese oder jene Angelegenheit nicht zuständig sei.

Wie ich erwartet hatte, kam der geplante Besuch Hitlers in Eferding nicht zustande.

In diese etwas resignierte, mehr von der Vernunft als vom Gefühl getragene Stimmung hinein brach gänzlich unerwartet ein Einschreibebrief aus der Reichskanzlei. Klopfenden Herzens öffnete ich das Kuvert. Da stand denn

feierlich auf schönstes Büttenpapier gedruckt, was mir zur höchsten Freude meines ganzen Lebens wurde. Über Auftrag des Reichskanzlers wurde ich eingeladen, an den diesjährigen Richard-Wagner-Festspielen in Bayreuth teilzunehmen. Ich möge mich am Dienstag, dem 25. Juli 1939, im Hause Wahnfried bei Herrn Kannenberg melden.

Was ich in meinem ganzen Leben kaum zu träumen gewagt hatte, wurde nunmehr Wirklichkeit. Ich kann das Ausmaß meiner Freude gar nicht mit Worten schildern. Seit jeher war es meine höchste künstlerische Sehnsucht gewesen, nach Bayreuth zu wallfahren und dort eine Aufführung der Musikdramen des großen Meisters zu erleben. Aber ich war nicht vermögend und konnte bei meiner bescheidenen Existenz niemals an eine solche Reise denken. Und plötzlich wurde das alles wirklich und wahr.

Die Tage vor meiner Abreise durchlebte ich wie im Fieber und konnte in den Nächten vor Freude fast nicht mehr schlafen. Dann fuhr ich über Passau, Regensburg und Nürnberg nach Bayreuth. Als ich vom Zuge aus zum ersten Male den Hügel mit dem Festspielhaus sah, glaubte ich, ich müßte vor Freude und Glück vergehen. Herr Kannenberg empfing mich überaus freundlich und wies mir bei einer Familie Moschenbach, Lisztstraße 10, ein schönes Quartier zu. Pünktlich begab ich mich zur Vorstellung. Die Festspiele des Jahres 1939 wurden mit dem „Fliegenden Holländer" eröffnet. Ich nahm meinen Platz ein. Die Lichter verlöschten. Aus der Tiefe des versenkten und daher unsichtbaren Orchesters erklang das Vorspiel, unbeschreiblich schön. Mein Gott, daß ich das noch erleben durfte! Ein Orchester von 132 Mann! Ich war wie verzaubert.

Dem „Fliegenden Holländer" folgte am nächsten Tage „Tristan und Isolde", eine unvergeßliche Aufführung. Donnerstag, den 27. Juli ging das Bühnenweihespiel „Parsival" in Szene. Ich hatte mich darauf schon daheim ganz besonders vorbereitet, den Klavierauszug durchgearbeitet und die einschlägige Literatur studiert. Als aus der Tiefe des Orchesters leise das Abendmahlmotiv in C-Dur erklang, verwandelte sich die Welt um mich, und ich erlebte die beglückendsten Stunden meines irdischen Daseins.

Mit der „Götterdämmerung" am Mittwoch, dem 2. August 1939, waren meine Festtage in Bayreuth zu Ende. Ich machte mich zur Abreise bereit und ging nochmals zu Herrn Kannenberg, um mich für die aufmerksame Betreuung zu bedanken. „Müssen Sie denn wirklich schon heimfahren", fragte er mit vieldeutigem Lächeln, „es wäre vielleicht gut, wenn Sie noch einen Tag zugeben würden." Ich verstand seine Anspielung sogleich und blieb am 3. August noch in Bayreuth.

Um zwei Uhr nachmittag kam ein SS-Offizier in mein Quartier, um mich abzuholen. Zum Hause „Wahnfried" war es nicht weit. Im Vorraum des Hauses erwartete mich Obergruppenführer Julius Schaub und führte mich in

eine größere Halle, in der zahlreiche Persönlichkeiten anwesend waren, die ich entweder schon von Linz her oder aus Bildern in illustrierten Zeitschriften kannte. Dort stand Frau Winifred Wagner in angeregtem Gespräch mit Reichsminister Heß. Obergruppenführer Brückner sprach mit Herrn von Neurath und einigen Generälen. Überhaupt waren sehr viele Militärpersonen im Räume, und blitzartig schoß es mir durch den Kopf, daß die allgemeine Lage sehr gespannt war, insbesondere gegenüber Polen, und daß man hin und wieder von einer bewaffneten Entscheidung sprach. Ich kam mir in dieser mit Hochspannung geladenen Atmosphäre sehr deplaciert vor, und jenes bängliche Gefühl, das, dem Lampenfieber am Dirigentenpult ähnlich, mich schon in der Diele des Hotels Weinzinger befallen hatte, bemächtigte sich wieder meiner. Wahrscheinlich wollte mir der Reichskanzler, ehe er wieder in die Reichshauptstadt zurückkehrte, ein paar freundliche Worte sagen. Unter heftigem Herzklopfen legte ich mir selbst ein paar Worte des Dankes zurecht. An der Stirnseite der Halle befand sich eine breite Doppelflügeltür. Da gibt der bei dieser Türe stehende Adjutant dem Obergruppenführer Schaub ein Zeichen, worauf dieser mit mir zur Türe vorgeht. Der Adjutant öffnet beide Flügel, tritt zur Seite. Obergruppenführer Schaub tritt mit mir ein und meldet: „Mein Führer! Herr Kubizek ist da!” Darauf trat er zurück und schließt die Türe wieder hinter sich zu. Ich bin mit dem Reichskanzler allein.

Seine hellen Augen blicken mir entgegen und glänzen in der Freude des Wiedersehens. Mit strahlendem Gesicht geht er mir entgegen. Nichts an ihm verrät in diesem Augenblick die ungeheure Verantwortung, die auf seinen Schultern lastet. Nicht anders wie ein Festspielgast erscheint er mir. Jene glückliche Atmosphäre, die Bayreuth ausstrahlt, ist an ihm zu spüren. Nun faßt er meine Rechte mit beiden Händen und heißt mich willkommen. Diese innige Begrüßung an geweihter Stätte bewegt mich so tief, daß ich kaum zu sprechen vermag. Meine Dankesworte mögen recht unbeholfen geklungen haben, und ich war herzlich froh, als ein erheiterndes „setzen wir uns doch!” mich aus meiner Benommenheit endlich herausriß.

Ich mußte ihm von meiner Reise nach Bayreuth erzählen, von dem Besuche der Wagner-Gedenkstätten und selbstverständlich auch in aller Ausführlichkeit von meinen Eindrücken bei den Aufführungen im Festspielhause. Dabei gewann ich meine Ruhe wieder, und wir sprachen jetzt in gleicher Weise über das, was uns begeisterte, miteinander wie in jungen Jahren. Damit kam er auf die Wagner-Aufführungen, die wir in Linz und Wien gesehen hatten, zu sprechen, und er entwickelte mir nun seine Pläne, um möglichst großen Teilen des deutschen Volkes das Werk Richard Wagners zugänglich, zu machen. Ach, ich kannte diese Pläne ja schon längst. In ihren Grundzügen lagen sie schon vor nahezu 35 Jahren in seinen Gesprächen fest.

Aber jetzt waren es keine Illusionen mehr. Sechstausend Menschen, so berichtete er mir, die niemals in der Lage gewesen wären, die Festspiele in Bayreuth zu besuchen, befanden sich in diesem Jahre dank einer ausgezeichneten Organisation unter den Festspielgästen. Ich erwiderte, daß ich mich selbst dazu rechnen würde. Er lachte und sagte — ich kann mich gerade an diese Worte noch ganz genau erinnern: „Jetzt hab' ich Sie als Zeugen hier in Bayreuth, Kubizek, denn Sie sind der einzige, der dabei war, wie ich als armer, unbekannter Mensch diese Gedanken zum erstenmal entwickelt habe. Damals fragten Sie mich, wie diese Pläne verwirklicht werden könnten. Und jetzt können Sie sehen, was daraus geworden ist." Dann berichtete er mir über das bisherige Erreichte und das, was er noch in Zukunft für Bayreuth tun wolle, als müßte er darüber vor mir Rechenschaft ablegen.

Ich aber hatte jetzt sehr gegenständliche Sorgen.

Einen ganzen Pack Ansichtskarten mit seinem Bildnis trug ich in meiner Tasche. Es gab in Eferding und Linz eine ganze Anzahl lieber Menschen, denen ich mit einer Karte, die eine persönliche Unterschrift Hitlers trug, Freude machen wollte. Eine Weile lang zögerte ich, die Karten herauszuziehen, denn mein Wunsch kam mir doch sehr banal vor. Andererseits saß Hitler jetzt gerade vor dem Schreibtisch. Wenn ich diese Gelegenheit versäumte, kam sie vielleicht niemals wieder. Ich dachte an die Menschen daheim und gab mir einen Ruck.

Er nahm die Karten, und während er seine Brillen suchte, reichte ich ihm meine Füllfeder hin. Dann unterschrieb er. Ich half ihm dabei insoweit, als ich mit der Löschwiege die nassen Unterschriften abtrocknete. Während er der Reihe nach auf die Karten seinen Namen hinsetzte, blickte er unvermittelt auf, sah mich mit der gezückten Löschwiege vor sich stehen und sagte lächelnd: „Man merkt es, daß Sie ein Schreiber geworden sind, Kubizek. Ich kann nur nicht begreifen, wie Sie es in diesem Berufe aushalten können. Ich wäre an Ihrer Stelle schon längst durchgebrannt. Warum sind Sie übrigens nicht schon längst zu mir gekommen?"

Ich war in großer Verlegenheit und suchte nach einer passenden Ausrede. „Nachdem Sie mir am 4. August 1933 geschrieben haben, Sie möchten unsere gemeinsamen Erinnerungen erst dann austauschen, wenn die Zeit Ihrer schwersten Kämpfe vorüber ist", sagte ich, „so wollte ich bis dahin warten. Außerdem hätte ich vor dem Jahre 1938 als österreichischer Beamter einen Paß gebraucht, um nach Deutschland zu kommen. Den hätte ich aber bestimmt nicht erhalten, wenn ich den Zweck meiner Reise angegeben hätte." Da lachte er herzlich und sagte: „Ja, politisch waren Sie ja immer ein Kind." Ich hatte an dieser Stelle ein anderes Wort erwartet und lachte meinerseits, weil sich der „Trottel" aus der Stumpergasse mittlerweile in ein „Kind" verwandelt hatte.

Dann schob der Reichskanzler die Karten zusammen und erhob sich. Ich dankte und verwahrte sie in meiner Rocktasche. Schon glaubte ich, der Empfang sei zu Ende. Da sagte er ernst: „Kommen Sie!”

Er öffnete die Tür, die in den Garten führte, und schritt mir voran über die steinernen Stufen hinab. Gepflegte Parkwege führten uns vor ein hohes, handgeschmiedetes Eisengitter. Er öffnete dieses. Blumen blühten hier und Sträucher. Die dichten Kronen der Laubbäume wölbten sich zu einem schattenden Dache, unter dem alles in dämmerndem Halbdunkel blieb. Ein paar Schritte über den Kies des Weges und wir standen vor dem Grabe Richard Wagners.

Hitler nahm meine Hand in die seine. Ich spürte, wie ergriffen er war.

Um die schwere Granitplatte, welche die sterblichen Überreste des Meisters und die seiner Gattin barg, rankte der Efeu. Still war es um uns beide. Niemand störte den weihevollen Frieden.

Dann sagte Hitler: „Ich bin glücklich, daß wir uns an dieser Stätte, die für uns beide immer die heiligste war, wiedersehen können.”

Während ich schweigend an der Seite meines Jugendfreundes stand, traten mir die Bilder der Vergangenheit eindrucksvoll vor Augen. Ich sah wieder den schlanken Jüngling neben mir, in dessen schmalem, blassem Antlitz die Augen von ekstatischer Begeisterung loderten, ich hörte wieder seine tiefe, ernste, leidenschaftlich bewegte Stimme an meinem Ohr, und wieder fühlte ich wie damals jenes schmerzliche Sehnen in mir, einmal am Grabe des großen Meisters zu stehen, der unserem jungen Leben Inhalt und Richtung gegeben hatte. In dieser Stunde wurde der Traum unserer Jugend Wirklichkeit.

Ich dachte daran, welch seltsame, für den Menschen kaum faßbare Wege doch das Schicksal geht. Wer vermöchte diese geheimnisvollen Wege zu ergründen? Nichts läßt sich erzwingen. Was geschieht, vollzieht sich aus einer inneren Gesetzmäßigkeit, die dem Menschen verborgen bleibt.

Wer uns beide, meinen Freund und mich, dazumal in Wien gekannt hätte, mußte zur Überzeugung gelangen, daß mein Lebensweg dem äußeren wie dem inneren Geschehen nach einigermaßen bestimmbar war und festlag. Nach der Absolvierung des Konservatoriums würde ich meinen Weg als Theaterdirigent einschlagen. Schon wiesen die ersten Erfolge eindeutig in diese Richtung. Ebenso sicher aber ließ sich feststellen, daß Adolf mit seinem uferlosen Selbststudium, seiner Mißachtung aller praktischen Berufsziele scheitern müßte. Das Schicksal hatte gesprochen. Hier am Grabe Richard Wagners standen die beiden armen, unbekannten Studenten, die im düsteren Hintergebäude der Stumpergasse gewohnt hatten, Hand in Hand beisammen. Was war aus ihnen geworden? Der „Sichere” war ein kleiner, unbedeutender Gemeindebeamter in einem oberösterreichischen Landstädtchen geworden,

der nebenbei etwas Musik betrieb, der andere aber, dessen Zukunft damals so fragwürdig war, stand als Kanzler des Reiches vor mir. Was wird die kommende Zeit bringen? Eines ließ sich mit Sicherheit vorhersagen: Während der eine in der Bedeutungslosigkeit, aus der er kam, auch weiterhin verblieb, würde der andere, was immer die kommenden Tage brachten, in die Geschichte eingehen.

Wie lange wir an dieser geheiligten Stätte verweilten, vermag ich nicht mehr zu sagen. Um mich war die Zeit versunken. Ich glaubte, den Flügelschlag der Ewigkeit zu fühlen.

Im Anschluß daran führte mich der Reichskanzler durch das Haus Wahnfried. Wieland, der Sohn Frau Winifred Wagners, der Enkel des Meisters, erwartete uns mit einem Schlüsselbund am Garteneingang. Während der junge Wieland die einzelnen Räume aufschloß, erläuterte mir der Kanzler die Denkwürdigkeiten. Zuerst wurde ich durch den Altbau geführt, dessen Räume mir schon aus Bildern bekannt waren. Im Musikzimmer stand der Flügel, an dem der Meister komponiert hatte, offen, eine Geste, die mich im Innersten bewegte. Ich sah die großartige Bibliothek. Wieland Wagner verabschiedete sich von mir. Der Kanzler stellte mich Frau Wagner vor, die sich sichtlich freute, mich kennenzulernen. Als die Rede auf den jugendlichen Enthusiasmus kam, mit dem wir beide uns dem Werke des Meisters verschworen hatten, erinnerte ich nochmals an jene denkwürdige Rienzi-Aufführung in Linz. Hitler schilderte nun Frau Wagner jenes einzigartige nächtliche Erlebnis, das er mit den Worten schloß, die mir unvergeßlich geblieben sind: „Damals begann es!”

Hitler gab mir noch einige Hinweise für die Heimfahrt. In München sollte ich mir das Reichssymphonieorchester anhören, das uns als junge Menschen schon so sehr beschäftigt hatte, und die Große Deutsche Kunstausstellung besuchen. Da er ein Wiedersehen auf dem Obersalzberg für wenig günstig halte, habe er Auftrag gegeben, daß ich stets zu gleicher Zeit wie er nach Bayreuth kommen könne. „Ich möchte Sie hier immer in meiner Nähe haben”, sagte er und reichte mir die Hand zum Abschied. Ich dankte ihm, während mir vor Ergriffenheit die Augen feucht wurden. Am Gartentore blieb er stehen und winkte mir noch einmal zu. Ich blieb allein. Bald hörte ich die Ovationen der Menge, die in der Richard-Wagner-Straße auf ihn harrte. Der Reichskanzler hatte Bayreuth verlassen, um nach Berlin zu fliegen. —

Als am 8. Juli 1940 aus der Reichskanzlei die Eintrittskarten für den ersten Zyklus der Richard-Wagner-Festspiele bei mir einlangten, kam ich in große Bedrängnis. Der Krieg hatte auch Dienst und Arbeit in der Heimat gewandelt. Konnte ich es inmitten dringender Aufgaben verantworten, nach Bayreuth zu fahren? Der Reichskanzler hatte zwar den Wunsch ausgesprochen, mich dort

in seiner Nähe zu haben. Aber es war ja Krieg, ein Krieg, der niemanden stärker in Anspruch nahm als ihn selbst. Würde er überhaupt kommen können?

Im Vergleich zum Vorjahre gelangte außer dem „Fliegenden Holländer” in diesem Jahre nur der „Ring” zur Aufführung. Frau Winifred Wagner, bei der ich einen Besuch machte, nahm mich bei der ersten Aufführung in ihre Loge mit. Wieder empfand ich die herzliche Sympathie dieser einzigartigen, mir unvergeßlichen Frau. Am nächsten Tage wurde „Rheingold” aufgeführt, darauf „Walküre”, Während einer Pause berichtete mir Frau Wagner, daß Hitler vielleicht zur „Götterdämmerung” nach Bayreuth käme. Auch Wolfgang Wagner, der zweite Sohn Frau Winifreds, mit dem ich während einer Pause beim „Siegfried” ein längeres, sehr interessantes Gespräch führte, bestätigte diese Nachricht. Am nächsten Tage, der spielfrei war, wurde ich zu einem Künstlerabend im Hotel „Bayrischer Hof” eingeladen. Ich lernte bei diesem Anlasse einige bedeutende künstlerische Persönlichkeiten kennen, wie Generalmusikdirektor Elmendorfer, die Kammersänger Ludwig Hofmann, Hans Reinmar, Erich Zimmermann, Josef Manovarda und andere. Frau Wagner berichtete mir, daß sie mit dem Führer telephonisch gesprochen habe. Er fliege tatsächlich zur Aufführung der „Götterdämmerung” unmittelbar aus dem Hauptquartier hierher und müsse sogleich nach Schluß dorthin zurückkehren. „Er hat mich sogleich gefragt, ob Sie hier wären, Herr Kubizek. Er möchte in der Pause mit Ihnen sprechen.”

Am Dienstag, dem 23. Juli 1940, nachmittag um drei Uhr, verkündete ein Bläserchor — diesmal von einer Abteilung der Wehrmacht beigestellt — mit dem Siegfried-Motiv den Beginn der Oper. Ich begab mich auf meinen Platz. Das Motiv des Erwachens, ernste, schicksalsvolle Klänge rauschten auf. Um mich versank die Zeit. Ich gab mich ganz dem Zauber dieses wundervollen Werkes hin.

Während des ersten Zwischenaktes eilte Wolfgang Wagner auf mich zu und sagte mir, daß mich der Führer zu sprechen wünsche. Wir gingen in den Salon, in dem sich ungefähr zwanzig Personen befanden, die sich in einzelnen Gruppen sehr anregend miteinander unterhielten. Ich konnte Hitler nicht sogleich entdecken, da er nicht mehr Zivil, sondern Uniform trug. Doch der persönliche Adjutant hatte mich ihm bereits gemeldet. Da kam er schon auf mich zu. Er trug einen einfachen feldgrünen Rock und streckte mir die beiden Hände entgegen. Sein Antlitz war sehr frisch und sonngebräunt. Die Freude, mich wiederzusehen, schien noch tiefer, inniger zu sein. Vielleicht trug der Ernst des Krieges dazu bei, der auch für ihn die Gedanken auf die letzten, tiefsten Fragen des Daseins lenkte. Für ihn aber, der unmittelbar aus dem Kriege kam, war ich in dieser Stunde nicht bloß der Zeuge seiner Jugend, sondern auch der Freund, der, unabhängig von äußerem Geschehen, eine

Wegspanne seines Lebens begleitet hatte.

Hitler führt mich gegen die Längswand des Raumes. Hier stehen wir allein, während die Gäste abseits von uns ihre Gespräche fortführen. Er hält meine Hand fest und blickt mich lange an.

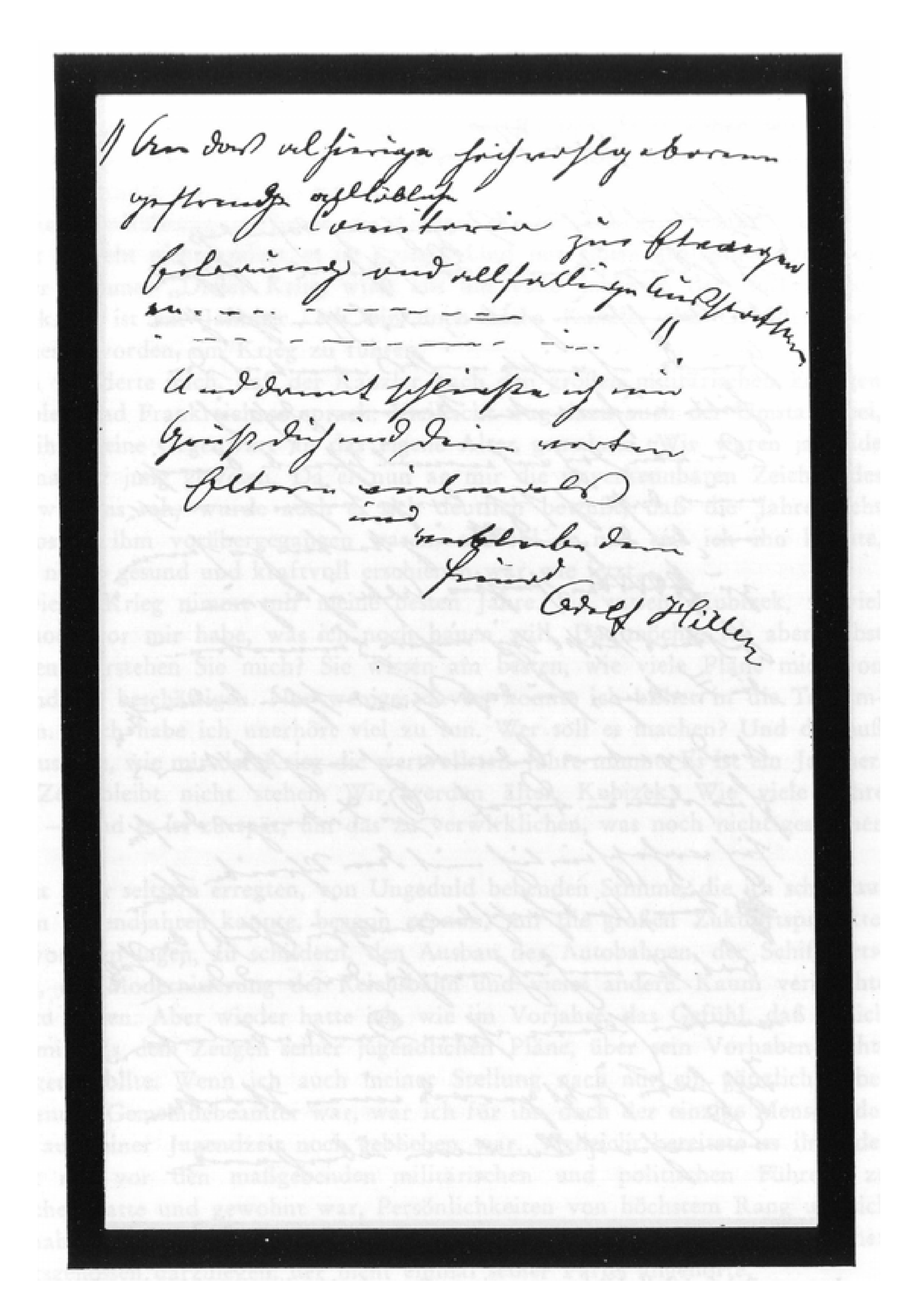
„Diese Aufführung ist heuer die einzige, die ich besuchen kann”, sagte er. „Aber es geht nicht anders, es ist Krieg.” Und mit einem grollenden Unterton in der Stimme: „Dieser Krieg wirft uns um viele Jahre in der Aufbauarbeit zurück. Es ist ein Jammer. Ich bin doch nicht Kanzler des Großdeutschen Reiches geworden, um Krieg zu führen.”

Ich wunderte mich, daß der Kanzler nach den großen militärischen Erfolgen in Polen und Frankreich so sprach. Vielleicht trug dazu auch der Umstand bei, daß ihn meine Gegenwart an das eigene Alter gemahnte. Wir waren ja beide miteinander jung gewesen. Da er nun an mir die unverkennbaren Zeichen des Älterwerdens sah, wurde auch er sich deutlich bewußt, daß die Jahre nicht spurlos an ihm vorübergegangen waren, obwohl er mir, seit ich ihn kannte, noch nie so gesund und kraftvoll erschienen war wie jetzt.

„Dieser Krieg nimmt mir meine besten Jahre. Sie wissen, Kubizek, wieviel ich noch vor mir habe, was ich noch bauen will. Das möchte ich aber selbst erleben, verstehen Sie mich? Sie wissen am besten, wie viele Pläne mich von Jugend auf beschäftigen. Nur weniges davon konnte ich bisher in die Tat umsetzen. Noch habe ich unerhört viel zu tun. Wer soll es machen? Und da muß ich zusehen, wie mir der Krieg die wertvollsten Jahre nimmt. Es ist ein Jammer. Die Zeit bleibt nicht stehen. Wir werden älter, Kubizek. Wie viele Jahre noch — und es ist zu spät, um das zu verwirklichen, was noch nicht geschehen ist.”

Mit jener seltsam erregten, von Ungeduld bebenden Stimme, die ich schon aus seinen Jugendjahren kannte, begann er nun, mir die großen Zukunftsprojekte, die vor ihm lagen, zu schildern, den Ausbau der Autobahnen, der Schiffahrtswege, die Modernisierung der Reichsbahn und vieles andere. Kaum vermochte ich zu folgen. Aber wieder hatte ich, wie im Vorjahre, das Gefühl, daß er sich vor mir, als dem Zeugen seiner jugendlichen Pläne, über sein Vorhaben rechtfertigen wollte. Wenn ich auch meiner Stellung nach nur ein gänzlich unbedeutender Gemeindebeamter war, war ich für ihn doch der einzige Mensch, der ihm aus seiner Jugendzeit noch geblieben war. Vielleicht bereitete es ihm, der sonst nur vor den maßgebenden militärischen und politischen Führern zu sprechen hatte und gewohnt war, Persönlichkeiten von höchstem Rang um sich zu haben, eine gewisse Genugtuung, seine Gedanken vor einem ganz einfachen Volksgenossen darzulegen, der nicht einmal seiner Partei angehörte.

Letzter Brief Adolf Hitlers an seinen Freund. Als dieser im Herbst des Jahres 1908 nach Wien zurückkehrte, war Hitler, ohne ihm noch ein Lebenszeichen zu hinterlassen, in der Großstadt untergetaucht und „verschwunden”



Schluß des letzten Briefes Adolf Hitlers an seinen Freund mit einer witzigen Bemerkung über den Theaterausschuß von Linz

Ich versuchte, das Gespräch auf unsere gemeinsamen Jugenderlebnisse zu lenken. Er griff sogleich eine Bemerkung von mir auf und sagte: „Arme Studenten, das waren wir. Und gehungert haben wir, bei Gott. Mit einem Stück Brot in der Tasche sind wir losgewandert. Aber das ist jetzt anders geworden. Noch im Vorjahre sind junge Menschen mit unseren Schiffen nach Madeira gefahren. Sehen Sie, dort sitzt Dr. Ley neben seiner jungen Frau. Er hat diese Organisation aufgebaut."

Damit kam Hitler auf seine kulturellen Pläne zu sprechen. Die Menge vor dem Festspielhause wollte ihn sehen. Doch er war so im Eifer, daß er sich nicht mehr unterbrechen ließ, vielleicht auch, weil er, genau wie bei den Gesprächen damals im düsteren Zimmer bei der alten Frau Zakreys, spürte, daß ich, sobald er von Fragen und Problemen der Kunst sprach, mit vollem Herzen bei der Sache war.

„Noch bindet mich der Krieg. Aber, so hoffe ich, nicht mehr lange", schloß er, „dann kann ich wieder bauen und schaffen, was noch zu schaffen ist. Dann werde ich Sie wieder rufen, Kubizek, und Sie müssen immer bei mir sein."

Draußen mahnte der Bläserchor, daß die Aufführung weiterginge. Ich dankte dem Reichskanzler für seine Freundschaftsbeweise und wünschte ihm Glück und Erfolg für die kommende Zeit.

Ich wende mich zur Türe, er tritt an meine Seite, geht mit mir bis zur Treppe vor, wo er stehenbleibt und mir nachblickt. —

Die „Götterdämmerung", eine Aufführung, die mich zutiefst ergriffen hatte, war zu Ende. Ich schritt die Auffahrtsallee hinab und bemerkte, daß die Straße mit Seilen abgesperrt war. An der Einmündung der Adolf-Hitler-Straße blieb ich stehen, um den Reichskanzler noch einmal zu sehen.

Einige Minuten später rollte seine Wagenkolonne über die Straße herab. Hitler stand aufrecht in seinem Auto. Zu beiden Seiten fuhren, dicht an den Seilen, die Wagen seiner Begleitung.

Was in den nächsten Augenblicken geschah, wird mir zeitlebens unvergeßlich bleiben. Generalmusikdirekter Elmendorf mit Frau Lange und Schwester Susi sowie einer alten Dame, deren Namen ich nicht mehr weiß — sie ist Kunstmalerin und wohnte im Hause Wahnfried —, standen in meiner Nähe und gratulierten mir. Ich wußte eigentlich nicht, wozu. Doch jetzt war die Kolonne bei uns angelangt und fuhr in langsamem Tempo vorbei. Ich stand knapp an der Absperrung und grüßte. In diesem Augenblick erkennt mich der Reichskanzler, gibt dem Fahrer ein Zeichen. Die Kolonne steht, der Wagen steuert auf mich zu. Hitler lacht mir entgegen, reicht mir die Hand aus dem Wagen, schüttelt sie herzlich und sagt: „Auf Wiedersehen!"

Und als sich der Wagen wieder in Bewegung gesetzt hat, dreht sich der Reichskanzler noch einmal nach mir um und winkt zurück. Dann fährt die

Kolonne zum Flugplatz weiter.

Um mich aber ist ein Höllenwirbel los. Die Nächststehenden wollen wissen, wer dieser sonderbare Zivilist ist, dem Hitler auf offener Straße so viel Hochachtung erweist. Ich selbst komme kaum dazu, etwas zu sprechen. Das Gedränge, das Geschrei wird geradezu beängstigend. Bisher hatte ich den Reichskanzler nur unter vier Augen oder doch nur im engsten Kreis gesehen. Damit hatte unsere Freundschaft ihren persönlichen und intimen Charakter bewahrt. Jetzt aber war daraus sozusagen eine Sache der Öffentlichkeit geworden, und es wurde mir damit erst richtig bewußt, was diese Jugendfreundschaft eigentlich für mich bedeutete.

Alles wollte mir die Hände schütteln. Meine Freunde versuchten, die Menge aufzuklären. Vergeblich! Sie kamen nicht zu Worte. Ich wurde gedrängt, gestoßen, alle wollten mich sehen. Weiß Gott, für wen mich die Leute hielten! Vielleicht für einen fremden Diplomaten, der den Frieden brachte. Dann hätte sich das Gedränge wenigstens gelohnt. Endlich bekam ich etwas Luft. „Aber, Herrschaften”, rief ich, „laßt mich doch gehen! Ich bin ja nur sein Jugendfreund!”

An jenem 23. Juli des Jahres 1940 habe ich Adolf Hitler das letzte Mal gesehen. Der Krieg ging weiter und nahm immer mehr an Ausmaßen und Intensität zu. Es war kein Ende mehr abzusehen.

Der Dienst in der Gemeinde nahm mich ganz in Anspruch. Immer neue Lasten bürdete der Krieg den Menschen auf, neue Aufgaben erwuchsen daraus. Die Arbeit war kaum mehr zu bewältigen. Dazu kamen persönliche Sorgen. Meine Söhne wurden eingezogen.

Im Jahre 1942 trat ich der NSDAP bei. Nicht, daß sich in meiner grundsätzlichen Einstellung zu politischen Fragen etwas geändert hätte. Aber meine Vorgesetzten fanden, daß jetzt, da der Kampf offensichtlich auf Leben und Tod ging, jeder Farbe bekennen müßte. Natürlich bekannte ich mich zu Adolf Hitler, aber nicht im politischen Sinne, sondern viel weiter und tiefer, nämlich als der Freund seiner Jugendjahre. Es wäre mir selbstverständlich leicht gewesen, den Beitritt zu dieser Partei mit der üblichen Formel abzulehnen: „Darüber möchte ich mit Hitler persönlich sprechen.” Aber es war Krieg. Da wollte ich für mich keine Sonderstellung beanspruchen. \

„Hat Sie denn der Führer niemals nach Ihrer Parteizugehörigkeit gefragt?”, wollte mein Bürgermeister wissen. Davon konnte keine Rede sein. Ich war ja sein Freund, das genügte. Hatte er mir nicht deutlich genug bewiesen, daß er mich als Freund und Menschen schätzte, auch wenn ich, wie die betreffende Bezeichnung jetzt bei ihm lautete, politisch „ein Kind” war. So antwortete ich dem Bürgermeister, daß mich Hitler niemals danach gefragt hatte, weshalb ich nicht seiner Partei angehöre.

Doch dann fiel mir eine kleine Szene ein, die man vielleicht als eine in diese Richtung zielende Anspielung auffassen konnte. Als mich Adolf Hitler bei meinem Besuche im Jahre 1939 Frau Winifred Wagner vorstellte, wies er lächelnd auf mich, den kein Zeichen, kein Orden schmückte, und da ich, wie er wußte, die Ortsgruppe Linz des Richard-Wagner-Bundes deutscher Frauen vertrat, bemerkte er: „Das also ist Herr Kubizek. Er ist Mitglied Ihres Bundes deutscher Frauen. Das ist doch nett!” Das sollte etwa heißen: Der einzige Verein, bei dem mein Freund Mitglied ist, ist — ein Frauenverein. Das genügt doch, um ihn zu charakterisieren.

Tiefer senkten sich die Schatten des Krieges herab. Zu den allgemeinen Nöten und Sorgen kamen persönliche Enttäuschungen und Bitterkeiten. Mir gab da insbesondere der Fall Doktor Bloch zu denken. Der gute „Armeleutedoktor”, wie man ihn in der Stadt nannte, lebte als hochbetagter Greis in Linz und schrieb über die Vermittlung von Professor Dr. Huemer, dem ehemaligen Klassenvorstand Hitlers, an mich, ich möchte mich beim Reichskanzler dafür einsetzen, daß er als Jude unbehelligt bliebe, da er doch auch die Mutter Adolf Hitlers behandelt habe. Das schien mir nicht mehr als recht und billig. Ich hatte in der Auffassung des Judenproblems schon in Wien mit meinem Freunde manche Auseinandersetzung gehabt, weil ich seine radikalen Ansichten durchaus nicht teilte. Ich erinnerte mich daran, daß er mich einmal, als ich ihm, gar nicht mit Absicht, die Verbindung mit einem jüdischen Journalisten vermittelt hatte, streng rügte. Im Falle Dr. Bloch mußte Hitler unbedingt Einsicht haben. Ich kannte zwar den alten Herrn nicht persönlich, schrieb aber sogleich an die Reichskanzlei und legte den Brief, den Dr. Bloch an mich gerichtet hatte, bei. Nach einigen Wochen erhielt ich ein Antwortschreiben Bormanns, worin mir dieser mit aller Entschiedenheit verbot, mich künftig dritter Personen anzunehmen. Im Falle Bloch könne er mir sagen, daß auch dieser Fall in die allgemeine Kategorie eingereiht würde. Es sei dies Auftrag des Führers. Ich wußte also nicht einmal, ob der Fall wirklich vorgetragen worden war. Es beruhigte mich auch nicht, daß man Dr. Bloch, soviel ich erfahren konnte, weiterhin in Ruhe ließ. Ich sah lediglich ein, daß mir der Weg zu Hitler so lange versperrt blieb, als ich nicht bis zu ihm selbst vordrang. Und dies war, solange der Krieg dauerte, unmöglich.

Es kam das Ende. Der Krieg ging verloren. Als ich in jenen furchtbaren Tagen des April 1945 am Rundfunk den Kampf um die Reichskanzlei, der den Weltbrand beendete, erschüttert miterlebte, mußte ich unwillkürlich an die Schlußszene aus „Rienzi” denken, da der Tribun in den Flammen des brennenden Kapitols unterging.

„Er ist verflucht, er ist verbannt!
Herbei! Herbei! Auf, eilt zu uns!
Bringt Steine her! Zum Feuerbrand!”

Aber ich erinnerte mich auch im Tumult des Unterganges der Stimme Rienzis:

„... verläßt mich auch das Volk,
Das ich zu diesem Namen erst erhob,
Verläßt mich jeder Freund, den mir das Glück
Erschuf...”

Meine Antwort auf diese mir selbst gestellte Frage war eindeutig: Sowenig ich mich, als ein im Grunde unpolitischer Mensch, mit dem politischen Geschehen jener Epoche, die im Jahre 1945 für immer zu Ende ging, identifizierte, sowenig konnte mich irgendeine Gewalt auf Erden zwingen, meine Jugendfreundschaft mit Adolf Hitler zu verleugnen.

Meine erste und unmittelbare Sorge in dieser Hinsicht galt den Erinnerungsstücken. Sie mußten unbedingt, käme was immer, für die Nachwelt gerettet werden. Ich hatte die Briefe, Postkarten und Zeichnungen, um sie beim Vorweisen und Herumzeigen nicht unnötig abzunutzen, schon vor Jahren in Cellophanhüllen gesteckt. Nun verschloß ich diese Erinnerungsstücke in einer soliden Ledertasche. Darauf brach ich in dem schweren, gewölbten Keller meines Eferdinger Hauses einige Ziegel aus, schob die Ledertasche in die Öffnung und mauerte das Loch wieder zu, so achtsam, daß man nicht die geringste Spur der Arbeit mehr sehen konnte. Es war höchste Zeit gewesen, denn schon am nächsten Tage wurde ich verhaftet und für sechzehn Monate in das berüchtigte Anhaltelager Glasenbach gebracht. Selbstverständlich wurde nach den Briefen und Erinnerungsstücken an Hitler während meiner Abwesenheit eifrig gesucht. Ohne Erfolg.

Anfangs wurde ich auch mehrmals verhört, erst in Eferding, dann in Gmunden. Diese Verhöre waren alle auf den gleichen Ton abgestimmt. Da hieß es etwa:

„Sie sind ein Freund Adolf Hitlers?”

„Ja!”

„Seit wann?”

„Seit dem Jahre neunzehnhundertvier.”

„Was soll das heißen? Damals war er ja noch nichts.”

„Trotzdem war ich sein Freund.”

„Wie können Sie sein Freund sein, wenn er noch nichts war?”

Ein amerikanischer Beamter des C. I. C. fragte etwa so:

„Also, Sie sind ein Freund Adolf Hitlers. Was haben Sie dafür bekommen?”
„Nichts.”
„Aber Sie geben doch zu, daß er Ihr Freund war. Hat er Ihnen Geld gegeben?”
„Nein.”
„Oder Lebensmittel?”
„Auch nicht.”
„Ein Auto? Ein Haus?”
„Auch nicht.”
„Hat er Ihnen schöne Frauen zugeführt?”
„Auch nicht.”
„Er hat Sie später empfangen?”
„Ja.”
„Waren Sie oft bei ihm?”
„Öfters.”
„Wie konnten Sie zu ihm kommen?”
„Ich ging zu ihn hin.”
„Und dann waren Sie bei ihm? Wirklich? Ganz nahe?”
„Jawohl, ganz nahe.”
„Allein?”
„Allein.”
„Ohne Bewachung?”
„Ohne Bewachung.”
„Da hätten Sie ihn ja ermorden können.”
„Das hätte ich.”
„Und warum haben Sie ihn nicht ermordet?”
„Weil er mein Freund war.”

Mit der Zeit gewöhnte man sich an diesen Kreislauf stupider Fragen und gab es auf, den anderen klarzumachen, was man in der deutschen Sprache unter Freundschaft versteht.

Doch ich will nicht ungerecht sein. Diese hinter Stacheldraht verbrachten Monate brachten mir die Begegnung mit verschiedenen äußerst wertvollen und hochinteressanten Persönlichkeiten, obwohl dies bestimmt nicht in der Absicht derer lag, die uns in Haft genommen hatten. Übrigens lernte ich dort auch einzelne durchaus schätzenswerte und einsichtige Amerikaner kennen, daneben auch solche, die vermutlich für ein einziges „authentisches Souvenir von Adolf Hitler” bereit gewesen wären, mich aus dem Lager hinauszuschwindeln, ein wahrhaft paradoxer Zustand, über den ich mich anfangs wunderte, bis ich im Laufe der Zeit das Wundern gründlich verlernte.

Da ich zum Zeitpunkt meiner Einlieferung in amerikanische Haft schon über siebenundfünfzig Jahre zählte, mich also in einem Alter befand, in dem man an seinen Lebensauffassungen keine allzu heftigen Änderungen mehr vornimmt, wozu ich außerdem bei gründlichster Erforschung meines Gewissens wenig Anlaß fand, blieb mir Zeit und Muße, um mein Schicksal in Ruhe zu überdenken.

Als ich in der politisch hochgespannten Atmosphäre des Anhaltelagers um mich das leidenschaftliche Für und Wider Hitler hörte, wuchs in mir allmählich die Erkenntnis, daß unser Volk um so eher über diese opfervolle Epoche seiner Geschichte hinwegfindet und neuen Boden unter den Füßen gewinnt, je klarer es die Persönlichkeit Hitlers als des politischen Trägers dieser Epoche zu beurteilen vermag. Dazu konnte ich aus meiner eigenen Erfahrung Tatsachen beitragen, die niemandem außer mir selbst bekannt waren. So reifte in mir der Entschluß, die Jugenderinnerungen an Adolf Hitler niederzuschreiben.

Natürlich nahm ich im Lager selbst keinen Bleistift, keine Feder zur Hand. Ich hätte auch von niemandem einen Auftrag dazu angenommen. Selbstverständlich sollte das Buch nicht für die geschrieben werden, die uns gefangen hielten. Gott bewahre! Ich wollte bei dieser Arbeit ganz unabhängig sein und hätte auch von denen, die mit mir gefangen saßen, keinen Rat und keine Weisung entgegengenommen.

Am 8. April des Jahres 1947 wurde ich aus der Haft entlassen. Was ich bei manchen Leuten an Haltung und Auffassungen sah, machte mich in meinem Entschluß wieder wankend. Ich wartete ab.

Inzwischen sind sechs Jahre vergangen. Geschichtlich gesehen, fällt dieser zeitliche Abstand noch kaum ins Gewicht, wohl aber rein menschlich betrachtet, da sich inzwischen doch vieles gefestigt und konsolidiert hat, so daß man meine inzwischen fertiggestellten Erinnerungen an die gemeinsam mit Adolf Hitler verbrachten Jugendjahre nicht als ein Buch auffassen und verurteilen wird, das für ihn sprechen will, allerdings auch nicht als eines, das gegen ihn geschrieben ist, sondern als eine Arbeit, die, von niemandem beeinflußt oder beauftragt, vorbehaltlos und ausschließlich der Wahrheit und damit einer sachlichen und gerechten Beurteilung der Persönlichkeit Adolf Hitlers dienen will.



ISBN
3-7020-0971-X

August Kubizek

Aus rein persönlicher Sicht und nur der Wahrheit verpflichtet, schildert August Kubizek - der einzige Jugendfreund Adolf Hitlers - die Zeit ihrer Freundschaft von 1904 bis 1908 in Linz und Wien, gemeinsame Erlebnisse, Ansichten und Meinungen. So werden Hitlers geistige Entwicklung, aber auch die Ausprägung seiner Persönlichkeit gleichsam Schritt für Schritt deutlich erkennbar.

„Aber gerade weil Kubizek die Naivität hat, als ein Liebender des Menschen Hitler zu schreiben, hat sein Bericht dokumentarischen Wert...“ („DER SPIEGEL“ zur 1. Auflage).

„Es spricht für den Autor, daß er, als es wohl möglich gewesen wäre, aus der Jugendfreundschaft keine Vorteile gezogen hat“ („Süddeutsche Zeitung“).

„Vielleicht gewinnt der Leser am Schluß die Überzeugung, daß alles hätte einfacher kommen können, wenn die Menschen einfacher denken würden“ („Salzburger Nachrichten“).

LEOPOLD STOCKER VERLAG
GRAZ - STUTTGART